Jugendeindrücke und Erlebnisse

von

Georg Weber.

Ein historisches Zeitbild.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1887.

Jugendeindrücke und Erlebnisse

von

Georg Weber.

Ein historisches Zeitbild.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1887.

Vorwort.

Die zweite Auflage meiner „Allgemeinen Weltgeschichte" naht sich ihrem Ende: Die Schlußbände befinden sich bereits zur Revision in jüngeren geeigneten Händen. Damit sehe ich meine Lebensaufgabe als beendet an. Ich darf mich einem Wanderer vergleichen, der nach viel Mühe und Arbeit zu einer Hochebene gelangt ist, wo er stille stehend noch einmal einen Blick nach dem zurückgelegten Weg wirft und dann vor dem Weiterschreiten das Auge nach oben richtet. Diese Umschau nach den durchwanderten Wegen und diese Einkehr in das Innere ist mir um so mehr empfohlen und zugewiesen, als Trübung meines äußeren Auges mir das eigene Lesen unmöglich macht, durch Vorlesen aber der zu verarbeitende Stoff nur ungenügend dem denkenden Geiste zugeführt wird. So kam ich denn zu dem Entschluß, aus dem Vorrath meiner Erinnerungen, Beobachtungen und Wahrnehmungen solche Stücke herauszusuchen, die auch für jüngere Mitlebende einiges Interesse bieten möchten, und damit einzelne Theile und Momente durch den eigenen Lebensfaden zu verbinden. Der biographische Faden soll nur die Abgrenzung des Rahmens bilden, in welche die äußeren Erlebnisse und die inneren Betrachtungen eingefügt werden. Ich habe viel erlebt und das Erlebte mir durch Beobachtung und Ueberlegung zu eigen gemacht. Und wie sich nun die zeitgeschichtlichen Erlebnisse in einem unbefangenen, von keinen Vorurtheilen, von keinen subjectiven, parteiischen Eindrücken

und Tendenzen erfüllten Gemüthe abspiegeln, das, dachte ich mir, könnte auch für die Weltanschauung Anderer nicht ohne Interesse sein. Ich habe die geschichtliche Welt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen über ein halbes Jahrhundert verständnißvoll an meiner Seele vorübergehen sehen und auf einsamen Gängen durch Wald und Bergeshöhe die Räthsel und Labyrinthe der äußeren Erscheinungswelt wie die Strömungen und Windungen des inneren Lebensflusses und die Gebilde der Phantasie zu erfassen und zu begreifen gesucht. Und dies Alles, denke ich mir, wird nicht lauter Kleie und Spreu sein. Hie und da mag sich auch wohl ein Körnchen gesunder Lebensspeise darunter finden lassen. Jede Geschichtsperiode hat ihre eigene Physiognomie und vorherrschende geistige Richtung. Sie bilden die Signatur der Zeit. Diese in ihren einzelnen Symptomen zu erkennen, zu begreifen und in ihrer moralischen und politischen Bedeutung aufzufassen, war in jeder Epoche meines Lebens mein Hauptbestreben, wo die persönliche Beobachtung oder das individuelle Urtheil nicht hinreichend, nicht erschöpfend, nicht begründet genug erschien, da half dem Gedächtniß die reifere Ueberlegung der späteren Jahre nach. Was die folgenden Blätter bieten, ist der Niederschlag der gleichzeitigen Erlebnisse, vervollständigt und berichtigt durch späteres Nachdenken, im Lichte eines erweiterten Bildungskreises. Das Fundament besteht aus echtem, solidem Stoff, es ist das Product eines starken, festen Gedächtnisses; die Betrachtungen und episodenartigen Reflexionen, die sich als Einschläge durch die Grundflächen durchziehen, sind belebende, ornamentale Zusätze. Man würde Unrecht thun, wenn man die Aufzeichnungen als „Dichtung und Wahrheit“ fassen wollte. Es ist Alles Wahrheit ohne Dichtung, wenn auch nicht überall das Erzeugniß derselben Zeit, desselben Moments. Nicht selten wurde die einzelne Beobachtung und Erfahrung durch die Digressionen geschichtlichen oder kunst- und literarhistorischen Inhalts allgemeiner Art erweitert und erläutert.

Im Alter, wenn die Sinne allmählich dahinschwinden, der Kreis der Interessen, die das Dasein erheben und bereichern, sich immer

mehr verengert und die Zahl derer, die einst mit uns gelebt, mit uns gedacht und gefühlt haben, sich täglich vermindert, da ist ein Rückblick auf vergangene Zeiten und Menschen ein erfrischender Quell, der den Lebensgarten vor dem Vertrocknen bewahrt. „Ist es doch des Alters bestes Labsal, wie von hoher Warte rückzuschau'n in's ferne Ehemals. Und der Greis ist nie allein. Ihn umschweben langgestorb'ne Gestalten früherer Tage." (Scheffel.) Glücklich daher Derjenige, dem noch im Alter die Gedankenwege gerade gehen, dem noch Gedächtniß und Phantasie nicht eingeschrumpft sind! Der wird in seinem Innern immer einen Schatz lebendiger Erinnerungen finden, die er, mit den späteren Erfahrungen bereichert und verklärt, sich als Errungenschaft der Gegenwart in seine Seele zurückrufen kann.

Ich habe meine Ansichten und Urtheile über Welt und Menschen und meine Lebensregel bei meinen literarischen Arbeiten in zwei Denksprüchen zusammengefaßt. Sie lauten:

„Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung, ist echte und wahre Humanität", und:

„Liebe zur Sache und Ausdauer bei der Arbeit überwindet alle Schwierigkeiten und Hindernisse."

Mögen die folgenden Blätter den Beweis liefern, daß ich auch in diesem Werk den beiden Maximen treu geblieben bin.

Heidelberg.

Georg Weber.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 32 Z. 13 v. o. lies: Bertrand's statt Bertra'ms.
„ 51 Z. 11 v. u. ist einzufügen: 2. Universität Erlangen.
„ 58 Z. 12 v. u. ist einzufügen: 3. Romantische Schule.
„ 71 Z. 5 v. u. lies: „Jettenhöhle“ statt „Jettenpfähle“.
„ 159 Z. 19 v. o. „ Miniato statt Meniaco.
„ 163 Z. 16 v. o. „ 1321 statt 1421.
„ 207 Z. 2 v. o. „ Montalembert statt Montalivet.

I. Die Heimath.

Bei Erinnerungen aus der frühesten Jugendzeit geschieht es leicht, daß die Eindrücke, die man aus den Erzählungen älterer Familienglieder oder Hausfreunde in sich aufnimmt, mit den eigenen Erlebnissen zu einem Gesammtbild sich vereinigen, die Einzeltheile zu einem farbenreichen Ganzen zusammenwachsen. Eine Ausscheidung ist dabei unmöglich und unnöthig. Ist es denn nicht einerlei, ob dem jugendlichen Gedächtniß und Auffassungsvermögen die Eindrücke von Außen zugeführt oder von den eigenen Sinnen wahrgenommen werden? Auf welchen Wegen immer die Stoffe eindringen, die lebendige Phantasie wird ihnen doch die eigenthümliche Form und Gestalt geben und die Einzelfäden zu einem festen Gewebe in einander schlingen, ohne daß man selbst noch zu erkennen vermöchte, woher der eine oder der andere Einschlag gereicht ward.

Von diesem Erfahrungssatze ausgehend wage ich es, den Uebergang der westlichen Rheinlande aus dem verwitterten römischen Reich deutscher Nation in das revolutionäre und republicanische Frankreich mit einigen Streiflichtern zu beleuchten, obwohl ich erst am 10. Februar 1808 geboren bin, also in einer Zeit, da die linksrheinische Pfalz, mein Heimathland, schon lange dem Napoleonischen Kaiserreich angehörte. Es ist ein reizender Fleck Erde, in welchem Bergzabern in einer Thalung hingelagert ist, durchströmt von einem krystallhellen Bergbach und reich an Quellen süßen frischen Wassers. Die Gegenden des Wasgau tragen viele geschichtliche Erinnerungen und Sagen aus uralter Vorzeit. Sie ragen hinauf in die römische Imperatorenzeit, in die Völkerwanderung, in die Herrschaft der Karolinger, der

fränkischen und staufischen Kaiser. Am Wasgenstein fielen die blutigen Kämpfe vor, von denen das Hildebrandlied erzählt. Uralte Burgen auf den benachbarten Berghöhen führen dem Beschauer vergangene Jahrhunderte und Geschlechter vor die Seele und beleben seine Phantasie mit sagenhaften Gebilden. In die Reichsveste Trifels bei dem nahen Annweiler verlegt eine Sängermythe die romantische Erzählung von Richard Löwenherz und dem Troubadour Blondel. Klingenmünster mit seinen steil emporragenden malerischen Trümmern eines uralten Ritterschlosses erinnert schon durch seinen Namen an die Zeit christlich-germanischer Ansiedelungen, da Mönche und Eremiten in Wildniß und Waldeinsamkeit sich niederließen und eine Gemeinde von Gläubigen um sich sammelten. Die Madenburg, einst zu den Besitzungen des Fürstbischofs von Speyer gehörig, gewährt von ihren weiten prachtvollen Ruinen aus eine herrliche Aussicht in die Rheinebene bis zum Heidelberger Schloß. Westwärts ziehen sich meilenweite dichte Waldungen bis in die Gegend von Zweibrücken, nur von wenigen Ortschaften durchbrochen, darunter das Städtchen Dahn mit seinen verwitterten Berggipfeln, die wie eine zerfallene Stadt aus der Vorzeit Gemüth und Phantasie mächtig ergreifen, und Pirmasenz auf einer rauhen Hochebene. Das Schloß Altdahn, fast ganz in den lebendigen Felsen gehauen, und der „Jungfernsprung" über einer steilen Bergwand gehören zu den Naturmerkwürdigkeiten aus grauer Vorzeit, die mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Der Jungfernsprung soll seinen Namen von einem wunderbaren Gottesgericht erhalten haben. Eine Nonne, die einer Uebertretung der Keuschheitsgesetze beschuldigt war, soll von da aus zum Beweise ihrer Unschuld in die Tiefe gesprungen sein und das Wagniß glücklich bestanden haben. Zwischen Dahn und Bergzabern liegt der Ort Busenberg, den die wohlhabenderen Familien aus dem benachbarten Elsaß und Lothringen häufig zum Sommeraufenhalt wählten, wegen der gesunden Luft und schönen Umgebung. Noch jetzt weisen einige Villen und ansehnliche Wohnsitze auf jene Zeit zurück.

Bergzabern selbst verdankt, wie Rheinzabern und Elsaß-Zabern, seinen Namen und Ursprung einem Standort römischer Heere, die über das ganze Land auf beiden Seiten des Rheines zerstreut waren. Die ansehnliche und bemerkenswerthe Antiquitätensammlung in Speyer gibt Zeugniß von der großen Verbreitung römischen Wesens in allen Gegenden und Landestheilen, die heutzutage die bayerische Rheinpfalz bilden. Der Ort Bergzabern besaß schon im dreizehnten Jahr-

hundert städtische Gerechtsame. Am Ausgange des Thales in die Ebene liegt das ansehnliche Schloß mit seinen ausgedehnten Gärten und den stattlichen Nebengebäuden für die herzoglichen Beamten und Angehörigen des Hofes. Es ist ein Werk der Frührenaissance mit zwei runden Thürmen, zwischen denen eine breite Freitreppe angebracht ist. Enge Wendeltreppen führen durch die Geschosse; zu einem weiten Hofraume gelangt man durch ein besonderes Thor, das von zwei geharnischten Rittern als Karyatiden getragen wird. War auch das Schloß kein so eleganter Bau wie die bischöflichen Residenzen in Bruchsal, Würzburg oder Mainz, so war es doch kein unwürdiges Denkmal der fürstlichen Pracht und Herrlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts. Am Fuße des Schlosses dehnen sich in westlicher Richtung die drei Straßen des Städtchens aus mit unscheinbaren Wohnungen, unter denen sich jedoch noch einige größere Häuser am Markt und am oberen Thore durch ihr aristokratisches Aussehen mit Erkern, Ausbauten und Stuccaturverzierungen bemerklich machen. Zum Schutze gegen feindliche Angriffe war das Städtchen mit zwei Thürmen und einer Ringmauer versehen, von welcher letzteren noch jetzt einige Spuren erhalten sind.

In dem Schlosse zu Bergzabern, das den herzoglichen Frauen von Zweibrücken häufig als Wittwensitz diente, reifte im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts eine Fürstentochter zur Jungfrau heran, die zu den begabtesten und bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer an genialen Naturen so reichen Zeit gehört: Karoline, in der Folge bekannt und gefeiert als die große Landgräfin von Hessen. Nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter Karoline das Schloß in Bergzabern beziehend, verbrachte sie ihre Jugendjahre in der romantischen Gegend, wie ein junges Reh die Tannenwälder durchstreifend und ihren Geist stärkend an den Eindrücken einer erhabenen Natur, die in ihrem Gemüthe mit den religiösen Gefühlen zusammenliefen. Die Einsamkeit des Waldes wurde ihr zur unsichtbaren Kirche:

„Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Weg sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hab' ich zu Gott mich hingesehnet."

Es war wohl der Stadtwald Petronell mit den dunkeln Tannen, in dem sie sich erging. Eine Sage hat sich in Bergzabern erhalten, daß eine Fürstin dieses Namens der Gemeinde bei ihrem Tode den schönen Wald vermacht habe. Auf dem alten Kirchhofe entdeckte

ich einst nahe der Kapelle einen Leichenstein, auf welchem in alter Schrift zu lesen war: Hier liegt Fürstin Petronella mit ihren beiden Töchtern begraben. Von dem näheren Lebensschicksale der Edelfrau haben sich keine Urkunden erhalten.

Die Prinzessin Karoline vermählte sich in der Folge mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, welcher in Pirmasenz eine Militärcolonie aus allerlei Volk gründete und den größten Theil seiner späteren Regierungsjahre in der Mitte der hochgewachsenen Soldaten verbrachte, während seine Gemahlin in Darmstadt einsichtsvoll und verständig waltete. Ihre Töchter zierten vier Herrschersitze, von Petersburg, von Berlin, von Weimar und Karlsruhe, und entfalteten die Tugenden und edlen Eigenschaften, die sie von der Mutter ererbten. Als Karoline am 30. März 1774 starb, ließ Friedrich der Große, der sie sehr verehrte und ihr stets Bewunderung und Sympathie zollte, über ihr einfaches Grabgewölbe im Schloßgarten zu Darmstadt einen Denkstein errichten mit der Inschrift: sexu femina, ingenio vir. Ihr Name blieb auch in Bergzabern, wo sie ihre Jugendjahre verlebt und wie eine schlanke Tanne des Waldes emporgewachsen war, noch lange nach ihrem Tode in gutem Andenken.

II. Die Pfalz am Ausgang des Reichs.

1. Die Revolutions- und Kriegsjahre.

In allen Kriegen zwischen Deutschland und Frankreich war das Land zwischen Rhein und Vogesen der Hauptschauplatz der Kämpfe, der Belagerungen und Gewaltsamkeiten. Wie oft setzte Mars seinen ehernen Fuß auf die schönen Fruchtfelder und Weinberge und ließ verwüstete, niedergebrannte Städte und Dörfer zurück. Die Schöpfungen des westfälischen Friedens hatten eine Ordnung der politischen Dinge geschaffen, welche im Großen und Ganzen bis zur französischen Revolution andauerte, wenn gleich auch während dieser Periode noch manche Waffengänge und Wechselfälle eintraten. Zu Anfang der neunziger Jahre war es keinem Einsichtigen mehr zweifelhaft, daß es zu einem Krieg kommen müßte zwischen dem revolutionären Frankreich und den angrenzenden monarchischen und fürstlichen Staaten mit ihren feudalen und aristokratischen Ordnungen. Wo zwei so große Principien, wie die Neugestaltung des gesammten öffentlichen Lebens in Frankreich und die Erhaltung der bisherigen politischen und socialen Zustände in den angrenzenden Ländern, um Geltung rangen, konnte ein Weltkampf nicht ausbleiben. Wenn eine Streitfrage emportauchte, konnte sie nur mit der Gewalt des Schwertes gelöst werden. Eine solche Streitfrage boten die Beschlüsse des 4. August 1789, die Aufhebung aller Herrenrechte und Feudallasten, und die Ausdehnung dieser Beschlüsse über die rheinischen Grenzlande, wo sie mit uralten feudalen und dynastischen Erbrechten in Widerstreit geriethen.

Kraft der Beschlüsse von Münster erhielt bekanntlich Frankreich die Landvogteien der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte, darunter Weißenburg und Landau, und das Besatzungsrecht von Philippsburg, mußte jedoch den Reichsstädten und den übrigen unmittelbaren Ständen im Elsaß ihre bisherigen Freiheiten und ihr Verhältniß zum deutschen Reich zusichern. In den folgenden Jahren wußte die Kriegspolitik Ludwig's XIV. die Erwerbungen zu mehren, und eine französische Schutzherrschaft über alle Reichsstände in ihren linksrheinischen Besitzungen aufzurichten. Dies geschah besonders durch den Nymwegener Frieden 1679 und die sogenannten Reunionen, in Folge deren Frankreich eine beherrschende Machtstellung in Elsaß, Lothringen und allen angrenzenden Territorien auf der linken Seite des Rheins erhielt, bis endlich im Jahre 1681 die Einverleibung der Reichsstadt Straßburg dem Raub- und Eroberungssystem die Krone aufsetzte.

In diesem Zustand verblieben die Reichslande bis zur Revolution. Weder der Friede von Ryswick, 1697, noch der spanische Erbfolgekrieg, der mit den Friedensschlüssen von Utrecht und Baden, 1713 und 1714, seinen Abschluß fand, brachten wesentliche Veränderungen hervor. Und noch mehr als durch seine politische Uebermacht herrschte Frankreich durch seinen geistigen Einfluß, durch seine philosophische Weltanschauung, durch seine Kunst und Literatur, durch die Eleganz seiner Sitten nicht bloß über die höheren Stände des benachbarten Deutschland, sondern über alle Völker Europa's. Die deutschen Fürsten und Adelsgeschlechter ahmten in Sprache, Lebensweise und gesellschaftlichen Formen die französische Aristokratie nach und fühlten sich mit allen Sympathien zu der vornehmen Welt Frankreichs hingezogen. Sie theilten mit den französischen Adelsgeschlechtern alle Neigungen und Vorrechte; so war es denn natürlich, daß sie auch das Loos derselben theilten. Die flüchtigen Emigranten fanden bei den deutschen Standes- und Gesinnungsgenossen gastfreundliche Aufnahme.

Wirft man einen Blick auf den „Spruner-Menke'schen historischen Atlas", oder auf die „Uebersichtskarte der königlich-bayerischen Pfalz nach dem politischen Territorialbestande im Jahre 1792", so erhält man den Eindruck einer Landfläche, die einer aus kleineren und größeren Lappen von verschiedenen Farben zusammengenähten Decke gleicht. Das ausgedehnteste Territorium bildete das Herzogthum Pfalz-Zweibrücken. Von den übrigen Landstrecken gehörte ein großer

Theil zu dem Fürstbisthum Speyer; dazwischen lag eine Menge von Fürstenthümern, Grafschaften, Gebieten von Reichsrittern und ritterbürtigen Adelsgeschlechtern von verschiedener Größe, bald zusammenhängend, bald durch andere Besitzungen getrennt und zerfetzt. Daß hier bei den revolutionären Bewegungen in Frankreich die Gegensätze zunächst auf einander stoßen, und daß insbesondere Bergzabern, mein Geburtsort, der zum Herzogthum Zweibrücken gehörte, davon betroffen werden würden, stand außer allem Zweifel. Zwischen der fürstbischöflichen Abtei Weißenburg, die unter französischem Schutz stand und durch Ludwig XIV. befestigt worden war, und der Festung Landau gelegen, konnte das Städtchen bei politischen Neuerungen sich an Weißenburg anlehnen, oder an die ehemalige Reichsstadt Landau, welche schon seit mehr als hundert Jahren im Besitze Frankreichs war. Die letztere besaß eine französische Garnison und war durch den Kriegsingenieur Vauban mit Thoren, Mauern und Wällen nach dem alten System so stark befestigt, daß Ludwig XIV. unter einer strahlenden Sonne, die sein Abbild bezeichnen sollte, die stolze Inschrift anbringen konnte: nec pluribus impar.

In dem Frieden von Ryswick 1697 war Elsaß wieder an Frankreich gekommen, und Ludwig XIV., der Weißenburg schon 1673 erobert hatte, zögerte nicht, diesen Ort gegen alle weiteren Angriffe von Seiten Deutschlands sicher zu stellen. So entstanden (1704—1706) die bekannten „Weißenburger Linien", ein Erdwall, der vom Gipfel der Scherhohl herab an dem rechten Ufer der Lauter bis zum Rhein zog, und durch zahlreiche größere und kleinere Redouten verstärkt wurde, eine Arbeit, bei der 11,000 Pioniere unter dem Commando Marschall Villars' beschäftigt waren. Diese Linien wurden während des österreichischen Erbfolgekrieges noch wesentlich verstärkt und bildeten in den neunziger Jahren den Hauptschauplatz der Kämpfe zwischen den Oesterreichern und den Franzosen.

„Durch die Abrundung, welche Frankreich zu Anfang der revolutionären Umgestaltung seinem Staate gab," so schildert kurz und bündig Dahlmann in seiner Geschichte der französischen Revolution diese Verhältnisse, „fiel eine Menge von geistlichen und weltlichen Hoheitsrechten und nutzbaren Rechten weg, welche bis dahin altherkömmlich vom deutschen Nachbarlande her mit ihren verwitterten Ecken tief in Frankreich hineinragten. Wie viele französische Unterthanen standen nicht unter der Obhut eines deutschen Bischofs! wie viele deutsche Landeshoheiten machten sich nicht auf französischem

Gebiete geltend, mit Steuerfreiheit, Zehnten, Frohnen, Patrimonialgerichten, Leibeigenen ausgestattet, durch Staatsverträge geschützt, und von dem allen sollte von nun an nicht mehr die Rede sein! Die hauptsächlich verletzten deutschen Reichsstände waren die drei geistlichen Kurfürsten, die rheinischen Bischöfe, die Häuser Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau, Württemberg, Zweibrücken, ein Theil der Reichsritterschaft. Von deutscher Seite schlug man die zu vergütenden Verluste auf mindestens hundert Millionen Livres an, wollte aber der Mehrzahl nach von Entschädigung nichts wissen." In diesem Widerstand wurden die Fürsten und dynastischen Geschlechter von den französischen Emigranten bestärkt, welche sich schaarenweise in den Rheingegenden umhertrieben, in der Hoffnung, im Gefolge deutscher Kriegsheere bald wieder in ihre Heimath zurückzukehren und dem „Advocatenregiment" in Paris den Garaus zu machen.

Das Herzogthum Pfalz-Zweibrücken, wo eine Nebenlinie des Wittelsbacher Hauses regierte, gehörte zu den Territorien, die von der französischen Eroberungssucht am schwersten bedroht waren, sowohl in dem westlichen Hauptlande mit dem an Versailles und Schwetzingen erinnernden prachtvollen Fürstensitz und Lustschloß Karlsberg, als in dem östlichen Vorlande am Fuße der Vogesen, wo das Städtchen Bergzabern sich lieblich hinzieht.

Die in ihren Rechten und Einkünften bedrohten Reichsglieder, insbesondere der Herzog Karl von Zweibrücken und der Fürstbischof August Damian von Styrum in Speyer, wandten sich mit Gesuchen und Denkschriften an den Reichstag in Regensburg, an die königliche Regierung in Frankreich, an die Garantiemächte der europäischen Verträge, um die Einstellung der rechtswidrigen Eingriffe in ihr ererbtes Besitzthum zu erzielen; aber diplomatische Noten und Denkschriften, Vorstellungen und Protestationen verhallten wirkungslos. Die neuen Verfassungsbeschlüsse vom 4., 6., 7., 8. und 11. August 1789, welche alle Standesbevorzugungen und alten Freiheiten vernichteten, alle aus dem Lehensverbande entspringenden Rechte und Verpflichtungen, Frohndienste und Geldabgaben ohne Ersatz abschafften, alle herrschaftlichen Gerichtsbarkeiten, alle Zehentgerechtigkeiten, in was sie immer bestanden, und was immer dafür geleistet wurde, ohne Entschädigung aufhoben, diese Beschlüsse wurden sofort auf alle Herrschaften, Aemter und Dörfer der deutschen Fürsten in Elsaß und Lothringen ausgedehnt, über welche Frankreich, wie erwähnt, nur eine durch Friedensschlüsse und Staatsverträge abgerungene Ober-

herrlichkeit besessen hatte. In Landau erregte die Kunde davon großen Jubel. In einer kurzen zusammenfassenden Geschichte der Stadt heißt es: „daß die Nationalversammlung in einer fieberhaft aufgeregten Sitzung alle Zehnten, Frohndienste, grundherrlichen Rechte, Zünfte u. dergl. abgeschafft, den Boden für frei erklärt und die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz und bei der Besteuerung ausgesprochen habe, wurde mit Begeisterung vernommen.“ Diese Stimmung verbreitete sich natürlich auch in Bergzabern. Patriotische Geschenke von der Landauer Bürgerschaft an die Nationalversammlung in Paris gaben Zeugniß von den freudigen Gefühlen, womit die Nachrichten aufgenommen wurden. Bei dem Belagerungskrieg im Jahre 1793, zwischen den Preußen und Franzosen, bewies die Festung Landau solche Tapferkeit und Standhaftigkeit, daß der Nationalconvent ihr ein öffentliches Dankschreiben bewilligte.

Die Folgen gaben sich bald allenthalben kund. Die fürstlichen Amtleute und Richter wurden verjagt, alle Abgaben, Gefälle und Zwangsarbeiten verweigert, die Waldungen für die Gesammtheit in Anspruch genommen, die Jagd und Holzung für frei erklärt, die Gemeindeverwaltung nach dem Muster der französischen Municipalitäten neu organisirt, zur Vermittelung der Streitfragen und Processe Friedensrichter aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt. Seit den Beschlüssen vom 4. August traten die Beschwerden und Streitigkeiten zwischen Frankreich und dem deutschen Reichstag schärfer zu Tage. Wenn die deutschen Fürsten und die geistlichen und weltlichen Reichsstände, ritterbürtigen und adeligen Geschlechter über die Eingriffe in ihr Eigenthum und die Entziehung ihrer Bezüge und Einkünfte Klage erhoben, so beschwerte sich die französische Regierung über die Umtriebe und drohende Haltung der Emigranten in den Grenzlanden. War doch in Coblenz unter der Leitung des Prinzen von Condé eine Werbestation für eine Invasionslegion, welche sich rüstete, sobald der Krieg erklärt wäre, an der Seite Oesterreichs, Preußens und der kleineren Reichscontingente in Frankreich einzubrechen. Schon am 4. November 1791, noch ehe der Krieg wirklich erklärt war, hatte die französische Nationalversammlung vom Könige Ludwig verlangt: „daß er die benachbarten Fürsten, welche die Zusammenrottungen der Emigranten duldeten oder begünstigten, die den Regeln einer guten Nachbarschaft und den Grundsätzen des Völkerrechts zuwider seien, wissen lasse, daß die französische Nation diesen Mangel an Achtung und diese geheimen Feindseligkeiten nicht mehr dulden

könne." Der König gab hierauf am 14. des folgenden Monats die Antwort: „Ich lasse dem Kurfürsten von Trier erklären, daß, wenn er vor dem 15. Januar in seinen Staaten allen Zusammenrottungen und feindlichen Zurüstungen von Seiten der Franzosen, die sich dahin geflüchtet haben, nicht wird ein Ende machen, ich in ihm nichts als einen Feind Frankreichs erkennen werde. Eine ähnliche Erklärung werde ich allen Denjenigen machen lassen, welche auf die nämliche Weise Zusammenrottungen begünstigen."

Fast um dieselbe Zeit, im September 1792, erfolgten die beiden Kriegsbegebenheiten, welche auf den Gang der Dinge auf ein ganzes Jahrzehnt hin entscheidend einwirkten und das Schicksal der Lande am Mittelrhein und am Haardtgebirge endgiltig bestimmten: die sogenannte Kanonade von Valmy, welche den Abzug der Verbündeten zur Folge hatte, und die Besetzung der rheinischen Städte von Speyer bis Mainz durch den Husarengeneral Custine, der mit der Garnison der französischen Festung Landau aufgebrochen war, Speyer zur Capitulation zwang und dann wie im Triumphe über Worms in die von dem kurerzbischöflichen Hofe verlassene Rheinstadt, unter dem Gesang der Marseillaise und des „ça ira", einzog.

Als die Franzosen unter Custine Speyer überfielen und eroberten, war Johann Wilhelm Petersen Bürgermeister der Stadt, ein Freund der neuen Ideen und mit Georg Forster und den Clubisten von Mainz in Uebereinstimmung. Als nach dem Muster Frankreichs die neue Municipalverwaltung in Speyer eingeführt wurde, erhielt er das Amt eines Maires oder ersten Gemeindevorstehers und wirkte eifrig für die neue Ordnung der Dinge. Die Errichtung des Freiheitsbaumes fand auf seine Anordnung statt und wurde von einem Volksfest begleitet. Ich erinnere mich noch aus meiner frühesten Knabenzeit eines alten Herrn mit schneeweißem Haar, von welchem man mir sagte, er sei Mitglied des gesetzgebenden Körpers in Paris. Wie der Geschlechtsname ankündigt, stammt die Familie Petersen aus dem äußersten Norden von Deutschland. Der Ahnherr war Prediger auf der zu Schleswig-Holstein gehörigen Insel Alsen gewesen, hatte den dänischen Gesandten als Prediger nach Paris begleitet, von wo ihn Herzog Karl von Zweibrücken nach der Pfalz gebracht und ihm in seiner Residenzstadt die Stelle eines Hofpredigers und Consistorialraths übertragen hatte. Nach dem Tode des Herzogs war er mit der Herzogin-Wittwe nach Bergzabern gezogen und dort als Hofprediger und Superintendent gestorben. Sein jüngster Sohn

war der in Bergzabern geborene Johann Wilhelm Petersen. Wie man aus dem Buche von H. Wagner, „Geschichte der hohen Karlsschule", ersieht, gehörte Petersen in den siebziger Jahren dieser von Herzog Karl von Württemberg gegründeten Akademie an, welche lange Jahre eines großen Rufes genoß und die Universität Tübingen verdunkelte. Er war befreundet mit Schiller und theilte den Freimuth und die reformatorischen Gesinnungen, von welchen der junge Dichter und so viele andere Akademiker beseelt waren. Petersen wurde, wie wir von Wagner erfahren, Unterbibliothekar in der Anstalt und hielt auch Vorlesungen über Philosophie und Mathematik. Auch er wird wohl, wie Schiller, ein Anhänger Kant's gewesen sein und aus dessen philosophischen Schriften die freisinnigen Grundsätze gezogen haben, die ihn zu der neufranzösischen Weltanschauung hinzogen. Auch in Landau und Straßburg wirkte er in diesem Sinne, bis ihm nach Errichtung des Kaiserreichs in der Gesetzgebung Sitz und Stimme eingeräumt wurde. Den Fall Napoleon's überlebte er nicht lange. Er starb im Jahre 1815, dem Jahre der Schlacht von Waterloo. Seine Familie hat bis zur Stunde eine ehrenvolle Stellung in der Pfalz wie im deutschen Reich behauptet.

Einige Monate nach dem Feldzuge Custine's fiel das Haupt des Königs unter dem Fallbeile der Guillotine, und die Republik mit dem Nationalconvent und allen Greueln des Terrorismus trat in's Leben. Die Generale, noch größtentheils dem alten Regime angehörig, suchten durch republicanischen Eifer und militärische Bravour sich das Vertrauen der neuen Machthaber zu erwerben. Denn eine Niederlage oder ungenügende Waffenerfolge galten in den Augen eines Robespierre und Genossen als Beweise antirepublicanischer Gesinnung und zogen den „Verräthern" den Tod zu.

Als Custine sich in Mainz festgesetzt hatte, erließ er einen „Aufruf an die gedrückte Menschheit in Deutschland, im Namen der Frankenrepublik von Adam Philipp Custine, fränkischem Bürger und General der Armeen der Republik". In diesem Aufruf heißt es unter Anderem: „Eine Nation, welche zuerst allen Völkern das Beispiel gegeben hat, zu ihren Rechten zurückzukehren, bietet Verbrüderung, bietet Freiheit Euch an. Euer eigener ungezwungener Wille soll Euer Schicksal entscheiden. Ich schwöre, daß ich die Stadt vertheidigen werde, auch wenn das ganze Heer unserer Feinde sich gegen dieselbe verbinden sollte. Möge sie zur Brustwehr der Freiheit aller Völker des deutschen Reiches werden. Mögen aus ihrem Busen diese

Grundsätze ewiger Wahrheiten hervorgehen. Möge die Klarheit dieser Grundsätze alle Menschen ergreifen, deren Nacken noch unter das Joch der Knechtschaft gebeugt ist! Was mich betrifft, so habe ich, stolz auf den schönen Titel eines fränkischen Bürgers, allen jenen Unterscheidungszeichen abgeschworen, die der Stolz der Despoten erfand. Der einzige, eines vernünftigen Menschen würdige Ehrgeiz ist dieser: in den Herzen seiner Mitbürger zu leben!"

Bekanntlich wurde im folgenden Jahre Mainz von den Verbündeten wieder besetzt und das alte Regiment hergestellt. Aber die Capitulationsbedingungen waren für die französische Besatzung so ehrenvoll, daß der Abzug einem moralischen Siege gleich zu achten war. Denn Wunden und Narben sind auch Ehrenzeichen.

In der Armee Custine's diente auch ein Bäckergehilfe aus Bergzabern, Namens Bürger, ein junger Mann von hoher Gestalt und schönem intelligentem Gesicht. Nach einigen abenteuerlichen Kriegsjahren gerieth er in englische Gefangenschaft und verschwand lange aus seiner Heimath und dem Gedächtniß seiner Familie. Er war nach Jamaica verschlagen worden, wo er sich mit der Zeit eine Kaffeepflanzung erwarb und ein reicher Mann wurde. Wie erstaunten seine Landsleute, als er nach vielen Jahren wieder in seinem Geburtsorte auftauchte, sich ein Haus erbaute, Grundstücke erwarb und sich mit einer Pfarrerstochter in vorgerückten Jahren verheirathete. Er bedurfte einer erfahrenen Pflegerin, denn er kam als kranker gebrechlicher Mann aus der fremden Inselwelt zurück. Wenn ich während meiner Studienzeit die Ferien in Bergzabern verbrachte, verkehrte ich viel in dem Hause. Der alte Herr sprach gern englisch; auch war sein ganzes Hauswesen nach englischer Weise eingerichtet. Zuletzt wurde er so hinfällig, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Bald nach meinem Abgang von Bergzabern nach Heidelberg starb er und nicht lange nachher seine Frau. Die Ehe war kinderlos geblieben. Eine Tochter, die er in Jamaica mit einer schwarzen Sklavin erzeugt, hatte er bei seinem Weggang versorgt und abgefunden. Seine Hinterlassenschaft fiel an lachende Erben, denen sie aber wenig Glück brachte. Er sprach wenig von seiner Vergangenheit, da sein Gedächtniß schwach geworden war. Sein an Schicksalen und Wechselfällen reiches Leben hätte einen anziehenden Stoff für einen Roman liefern können!

In den beiden folgenden Jahren, 1793 und 1794, glich das überrheinische Land zwei großen Kriegslagern, die mit allen Kräften

um den Besitz stritten und einander die gewonnene Beute im blutigen Ringen wieder abzujagen bemüht waren. Das Land wurde durch Requisitionen, durch Plünderungen und Brandschatzungen ausgesogen; die Bewohner verarmten; beide Theile wetteiferten in Gewaltsamkeiten und Greueln; wer abziehen mußte, wollte dem Feind nichts zurücklassen, was ihm in seinen Unternehmungen dienlich sein könnte. Die Wechselfälle des Krieges, die Treffen und Märsche, die Belagerungen und Eroberungen der Städte bald von der einen, bald von der anderen Seite sind oft genug geschildert worden und bedürfen hier keiner neuen Darstellung. Kriegsereignisse haben für die Nachgeborenen nur dann ein Interesse, wenn sie von entscheidenden Katastrophen begleitet sind oder dauernde Besitzveränderungen zur Folge haben. Nachdem schon Ludwig Häusser im ersten Bande seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" 1858 die politischen und militärischen Vorgänge in kräftigen Zügen und in patriotischem Geiste geschildert, hat einige Jahre später der Speyerer Domcapitular Franz Xaver Remling es unternommen, in dem zweibändigen Geschichtswerke: „Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798" die Schicksale und Wechselfälle der Pfalz mit authentischem Material nach urkundlichen Forschungen darzustellen; ein gründliches Buch voll detaillirter Ausführungen über die Kriegsactionen, auf das man jedoch versucht sein möchte, den Goethe'schen Ausspruch anzuwenden: „Hat alle Theile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Außer diesen größeren Werken habe ich die Specialuntersuchungen von A. Lufft, ehemaligem bayerischen Regierungsdirector in Speyer, über die Erstürmung des „Schänzels" bei Edenkoben am 17. Juli 1794, sowie eine „Geschichte der Stadt Landau von Birnbaum" und „Die Abtei und Stadt Weißenburg im Elsaß von Dr. Lobstein" vor mir. Von großem Werth war mir eine auf der Heidelberger Universitätsbibliothek befindliche Sammlung von Urkunden und Actenstücken, theils gedruckt, theils handschriftlich, welche einen Einblick in die innere Entwicklungsgeschichte des Herzogthums Zweibrücken während der neunziger Jahre gewähren. Mit Verweisung auf solche und andere Darstellungen darf ich mich auf einige Züge beschränken, die sich in dem Herzogthum Zweibrücken und besonders in Bergzabern und der Umgebung abspielten und nicht allgemein bekannt sind.

Alle Symptome ließen erkennen, daß der ausgebrochene Krieg

nicht bloß ein Kämpfen und Ringen zwischen den militärischen Streitkräften sein würde, sondern zugleich ein Principienkampf, bei dem Ideen und materielle Interessen sich vereinigten. Allenthalben bildeten sich in den Rheinlanden „patriotische" Vereine, welche von dem französischen Jacobinerclub ihre Parole empfingen. Ihre Gegner bezeichneten sie als „Aristokraten", so verschieden dieselben auch nach Stand und Beruf sein mochten. Während die Heere im Felde stritten, gingen in allen Städten und Dörfern die Einwohner nach zwei Richtungen auseinander, und jede Partei suchte für ihre Sache Propaganda zu machen. Aber die Principien waren von ungleicher Kraft: die Erhaltung alter Zustände und traditioneller Festsetzungen, mochten sie auch immerhin auf Verträgen und historischem Recht beruhen, waren nicht im Stande, das Feld zu behaupten gegenüber dem Natur- und Vernunftrecht, dem neuen Evangelium der Menschenrechte und dem destructiven Zeitgeiste; die alten Gesetze und Einrichtungen brachen zusammen unter den Schlägen des neuen Wahlspruchs: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Den Heeren, die mit dem Schlachtruf herangezogen: Krieg den Palästen und Friede den Hütten! bahnten allenthalben die Freiheitsapostel als Pioniere den Weg.

In welcher Weise die republicanische Regierung bei Ausbruch des Krieges vorging, erhellt aus einem Decret der Nationalversammlung vom 22. December 1792. Darin heißt es unter Anderem:

I. In den Ländern, so durch die Armeen der Republik besetzt sind, oder künftighin besetzt werden, sollen die Generäle im Namen der französischen Nation sogleich verkündigen die Unabhängigkeit oder unumschränkte Macht des Volkes, die Abschaffung aller eingesetzter Befehlshaber, die Aufhebung aller Auflagen oder Satzungen, des Zehnten, der Lehnsrechte und aller anderen herrschaftlichen Rechte oder Zinsen, wie auch des Zwangrechts, der persönlichen Dienstbarkeit oder Knechtschaft, des Jagd- und Fischereirechtes, der Frohndienste, des Adels und überhaupt aller Rechte.

II. Sie werden dem Volke ansagen, daß sie ihm Friede, Hilfe, Bruderliebe, Freiheit und Gleichheit überbringen, und werden es sogleich in Ur- oder Wahlversammlungen berufen, um einstweilen eine Verwaltung, ein Gericht einzusetzen.

III. Die Generäle werden unter den Schutz der französischen Republik alle Güter und Mobilien setzen, welche der Schatzkammer, dem Landesherrn, seinen Anhängern, den öffentlichen Stiftungen und den weltlichen und geistlichen Gemeinschaften zugehörten.

IV. Die französische Republik erklärt, daß sie jedes Volk als Feind behandeln wird, das die Freiheit und Gleichheit abschlagen, oder denselben entsagen wollte, um den Landesfürst und die privilegirten Stände zu erhalten, zurückzuberufen, und mit ihnen in Unterhandlung zu stehen; sie verspricht und verbindet sich, keinen Tractat zu unterschreiben, und die Waffen nicht eher zurückzuziehen, bis sie die unumschränkte Macht oder Unabhängigkeit desjenigen Volkes wird befestigt haben, auf dessen Grund und Boden die Truppen der Republik werden eingetroffen sein, und welcher die Grundsätze der Gleichheit, wie auch eine freie, dem Volk günstige Regierung wird eingeführt und angenommen haben[1]).

Mit der Wiedereroberung von Mainz durch die Alliirten, welche mit der Schreckensherrschaft unter Robespierre's Banner zusammentraf, erreichte der Krieg in der Rheinpfalz seinen Höhepunkt. Besonders waren die schönen Gefilde um Bergzabern der Schauplatz der Angriffs- und Vertheidigungskämpfe beider Theile. Meine Mutter erzählte mir öfters, daß einst die deutschen und die französischen Truppen von den entgegengesetzten Anhöhen über die Dächer der Stadt hinweg einander einen ganzen Tag lang beschossen, während unten die erschrockenen Einwohner Schutz und Sicherheit in den Kellern suchten. Die Kämpfe um die Weißenburger Linien und um die Wälle und Mauern der Festung Landau fanden stets ihr Widerspiel in und um Bergzabern. Plünderungen und Requisitionen, Gewaltthätigkeiten und Drangsale aller Art wurden von dem einen wie von dem anderen der kriegführenden Heere verübt. Hatten doch beide Theile überall Feinde zu bestrafen oder Freunde zu schützen und zu rächen. Die kriegerischen Wechselfälle hatten stets neue Bedrückungen, Brandschatzungen und Mißhandlungen zur Folge. Wer sich über diese kriegerischen Wechselfälle, die Krisen und Drangsale näher unterrichten will, findet bei Remling die Einzelheiten berichtet, nur daß seine Feder nicht immer mit der historischen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu Werke geht, welche die Muse der Geschichte als erstes Gebot erheischt. Oft ereigneten sich in dem zertretenen Lande Scenen, welche an die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges erinnern. Goethe, welcher den Feldzug der Verbündeten durch die Champagne bis zu dem kläglichen Ausgang bei Valmy an der Seite des Herzogs von Weimar mitgemacht und in der Folge beschrieben hat, entwirft in

[1]) Aus einem französischen Manuscript nebst Uebersetzung.

„Hermann und Dorothea“ in kurzen Zügen ein zutreffendes Bild von der Lage, den wechselvollen Schicksalen und den Stimmungen jener Tage in den überrheinischen Landen, indem er den Richter erzählen läßt, wie es in den Kriegsjahren ergangen ist.

Es war nicht allein der Tapferkeit der französischen Armeen, nicht bloß der Uneinigkeit, Planlosigkeit und den verschiedenartigen Zwecken und Tendenzen im Lager der Verbündeten zuzuschreiben, wenn schließlich die französische Sache den Sieg davon trug: denn auch auf deutscher Seite wurde mit Tapferkeit gekämpft und manche glorreiche Waffenthat verrichtet: es waren die neuen Ideen, welche wie die Heiligen des Mittelalters auf der Standarte Frankreichs in's Feld getragen wurden. Die Sanscülotten, welche der Nationalconvent durch das sog. allgemeine Aufgebot, die Levée en Masse, unter die Fahne trieb, hätten die geschulten deutschen Soldaten nicht überwunden, wenn nicht an allen Orten eine rührige Propaganda für die neue Weltordnung gewirkt hätte. In solchen Zeiten der Aufregung werden ideale Impulse zu realen Mächten. Werden solche ideale Kräfte durch geniale Organisatoren wie Carnot zu praktischen Zwecken verwendet, und wird die neue Weltanschauung von muthigen und geschickten Generalen, wie Hoche &c., als Banner den streitbaren Massen vorangetragen, dann vermögen die alten Einrichtungen der Wucht der neuen aggressiven Streitkräfte nicht auf die Dauer zu widerstehen. Als die Franzosen über die Grenze rückten, fanden sie den Boden für die revolutionäre Saat gut bestellt. Die Emissäre des Jacobinerclubs, welche das neue Evangelium von den Menschenrechten verkündeten, stießen bei den bestehenden Obrigkeiten auf wenig Widerstand. Durch die Landeszerstückelung mittelst der Enclaven, deren Herren oft in weiter Ferne wohnten, durch die Eifersucht, womit die Amtleute des einen Territoriums gegenüber dem Nachbar die oft zweifelhaften und streitigen Befugnisse und Gerechtsame überwachten, war alle öffentliche Autorität schwach und ohnmächtig geworden. Von den Zuständen in Philippsburg, wo der Speyerer Fürstbischof v. Styrum über die Stadt, der kaiserliche Commandant über die verfallene Reichsveste und die aus verlaufenen Vagabunden und Strolchen aller Art bestehende zuchtlose Garnison das Regiment führte, gibt Wilhelm Jensen in dem Roman: „Am Ausgang des Reichs“, eine drastische, wenn auch grell gefärbte Schilderung. In den linksrheinischen Landen war alle obrigkeitliche Autorität schon unterwühlt und gebrochen, als die deutschen Reichsheere, an ihrer Spitze Preußen und Oester-

reich, den Grenzstrom überschritten. Es waren nicht lauter Helden, welche die allgemeine Wehrpflicht wider die Feinde, die Frankreich im Kranze umstellt hielten, unter die Waffen rief; aber sie standen vereinigt unter derselben Fahne „Freiheit und Gleichheit", und die neuen Feldherrn, welche aus der Mitte des Volkes hervorgegangen waren und die Generale des alten Systems, die nur mit getheilten Gefühlen und halbem Herzen für die Republik kämpften, verdrängt hatten, gehorchten nicht bloß aus Pflicht und militärischer Subordination, sondern auch aus Ueberzeugung und Sympathie den Befehlen der republicanischen Obrigkeiten. Oft hörte ich in meiner Knabenzeit einen Invaliden von den Schlachten bei und um Kaiserslautern erzählen, die er mitgemacht hatte, und von den ritterlichen Manieren und dem gewinnenden Wesen des Commandanten Hoche, der auch in dem gemeinen Soldaten den Menschen achtete und ihn mit Anstand behandelte. Wenn ich diesen republicanischen Streiter, der sein Lebenlang ein armer, aber braver und fleißiger Feldarbeiter geblieben ist, mit einem verkommenen Trunkenbolde verglich, welcher in der Condé'schen Emigrantenarmee gedient hatte, da empfing ich schon bei den ersten Jugendeindrücken ein getreues Abbild, von welcher Art und Beschaffenheit beide Contingente gewesen sein mußten.

Während die Schicksale des Kriegs noch hin und her wogten, benahmen sich die Anhänger der Patriotenclubs so siegesgewiß, als ob sie eines erfolgreichen Ausgangs ihrer Sache ganz sicher wären. Sie bemächtigten sich der Emigrantengüter und der Besitzungen der Geistlichkeit und der Klöster, welche sie von den „Ausleerungscommissaren" zu geringen Preisen erwarben. Sie feierten den Cultus der Vernunft und ordneten nach dem Vorbilde Robespierre's, des hohenpriesterlichen Dictators des Convents, die Verehrung eines „höchsten Wesens" an mit Chorgesängen in allen Gemeinden. Sie pflanzten mit Jubel die Freiheitsbäume und begrüßten die Errichtung der Republik und der an sie geknüpften neuen religiösen und bürgerlichen Ordnung.

Von welcher Rohheit, Frivolität und vandalischen Wuth die Ausschreitungen des radicalen Jacobinismus gegen Religion und Königthum zuweilen begleitet waren, zeigt ein Vorgang in Landau, welcher in einer geschichtlichen Zusammenstellung aller interessanten Daten der Stadt von Jost folgendermaßen geschildert wird: „In den ersten Wochen des Jahres 1794 sahen die Landauer schreckliche Dinge in ihren Mauern. Von einer rohen französischen Soldateska wurde

die Augustinerkirche, damals die Pfarrkirche, greulich verwüstet, das Tabernakel zur Erde geworfen und in Stücke geschlagen, daß die Hostien umher fielen. Den Heiligenbildern auf den Altären band man Stricke um den Hals und riß sie herab. Dabei wurden gräßliche Lästerungen gegen den Stifter der christlichen Religion ausgestoßen. Bei diesem entsetzlichen Treiben zeichnete sich General Delmas aus, der unter wildem Gelächter der entmenschten Söldner den Weihwasserkessel in einer nicht zu schildernden Weise verunreinigte. Alles, was nur im entferntesten an's Königthum erinnerte, wurde in wilder Wuth vernichtet. So mußte die über dem Thurmportal der Stiftskirche in Stein gehauene Darstellung der heil. drei Könige verschwinden; den über dem Hofthor des Heiligenthal'schen Hauses befindlichen drei Königen wurden die Köpfe heruntergeschlagen u. s. w."

Die Schreckensmänner in Paris hatten auch im Elsaß und in den deutschen Rheinlanden gleichgesinnte und gleichgeartete Genossen. Eine wundersame Species dieser Gattung, so schildert ein Schriftsteller unserer Tage den bekanntesten Terroristen in Straßburg, Eulogius Schneider, hatten die letzten Jahre im Elsaß herangereift. Dorthin hatten die Unruhen der Zeit ein Würzburger Kind, den Franciscanermönch, dann Hofprediger des Herzogs von Württemberg, dann Professor der griechischen Literatur in Bonn, Eulogius Schneider, getragen und ihn im Beginn der neunziger Jahre in Straßburg zum bischöflichen Vicar sowie zum Professor des Kirchenrechts und der geistlichen Beredtsamkeit gemacht. Er war ein Mann von profunder Gelehrsamkeit gewesen, mit hervorragendem Dichtertalent begabt, Verfasser vielfacher geistlicher und ästhetischer Abhandlungen, scheinbar ruhig und leidenschaftslos. Aber in seinem Innern hatte ein Wurm gefressen, den Niemand zu erblicken vermocht, und von dem Blutzufluß der Revolution gesäugt und geschwellt, war derselbe im Herzen und Kopf des Vierzigjährigen blitzschnell zu einem ungeheuerlichen Drachen angewachsen. Zum Civilcommissar der republicanischen Armee und bald darauf zum öffentlichen Ankläger am Niederrhein verwendet, hatte er die Schreckensmänner von Paris selbst an Greueln überboten, war von Ort zu Ort mit einer Guillotine durch's Elsaß gezogen und hatte erbarmungslos auf die Aussagen des nichtswürdigsten Gelichters hin die unschuldigsten und edelsten Bewohner des Landes, Hoch und Niedrig, Männer und Greise, Weiber und Kinder zum Blutgerüst verurtheilt. Der heimlich in ihm aufgenährte Rachedurst war zum besinnungslos wüthenden Wahnwitz geworden, eine Geistesausgeburt

erzeugend und fortentwickelnd, an der jede Psychologie zu Schanden ward. Dann hatten nicht seine unglaublichen Greuelthaten, sondern sein mit ihnen immer riesiger aufgeschwollener Größenwahn ihn den Pariser Gewalthabern verdächtig gemacht und im Jahr 1794 selbst unter das Fallbeil gebracht, eines von den Tausenden der hirnzerrütteten Kinder der Revolution, die sie selbst wieder verschlang.

Der Gründungstag der Republik wurde alljährlich durch ein kirchliches Fest gefeiert. Bei einer solchen Gelegenheit hielt in Bergzabern der protestantische Pastor eine Predigt, in welcher er die Vorzüge der neuen Staatsreform im Gegensatz zu dem alten Regime beleuchtete. Darin heißt es unter Anderem: „Die Staatsverfassung, welche Gott selber nach dem Buch der Offenbarung organisirt hat, war kein Königthum, sondern — eine Republik, so reine Republik, daß es für jeden einzelnen Bürger in der jüdischen Staatsverfassung Staatsverbrechen war, einen König zu verlangen; und als das gesammte Volk nachher unter Samuel dennoch einen König begehrte, so erhielt es ihn zwar, vermöge der unveräußerlichen Volksrechte, die selbst göttliche Gesetze und Anordnungen ungekränkt lassen. Allein nachdem das Volk durch's königliche Regiment eine lange Reihe harter Züchtigungen ausgestanden, bekennt es endlich seinem Jehova in einem Bußgebet (1. Sam. 12, 19): Ueber alle unsere Sünden haben wir auch das Uebel gethan, daß wir um einen König gebeten haben. Hier wird doch wohl nicht das königliche Regiment ausschließlich als das allein Gott gefällige vorgestellt. Ueberhaupt bekümmert sich die Religion, die auf die Offenbarung der Christen gegründet ist, ganz und gar nicht um die Art und Weise der Staatsverfassungen; sie gebietet im Gegentheil einem jeden Einzelnen, der Obrigkeit, die da ist und die höchste Gewalt hat, unterthan und gehorsam zu sein, ohne zu bestimmen, ob diese Obrigkeit Kaiser, König, Fürst, Senat oder Nationalversammlung heiße. Auch raubt sie keinem Volk sein natürliches, unveräußerliches Recht, das ihm als Gesellschaft wesentlich zukommt, sich eine Verfassung zu wählen, die ihm am zuträglichsten dünkt; denn sie betrachtet jede Obrigkeit als jene menschliche Ordnung, der man sich um des Herrn willen unterwerfen soll. Der Einzelne nun, der sich der Obrigkeit, welche nach Gottes Vorsehung da ist, widersetzt, ist ein Rebell und Verbrecher vor ihrem Richterstuhl; nicht aber ein gesammtes Volk, das eine Aenderung seiner Verfassung nöthig und zuträglich findet. Ihr seht hieraus, Mitbürger! wie ganz falsch der Grund Derer ist, die ihr Mißvergnügen

mit der Republik mittelst der Religion zu rechtfertigen suchen. — Manche sind unzufrieden, weil sie das alles in der Ausübung nicht finden, noch genießen, was die republicanische Verfassung in der Constitution Gutes zusichert. — Darum, Mitbürger, beherziget das Glück, das Euch die Republik gewährt. Wenn Ihr Euch nicht glücklich fühlt, so laßt uns nicht unsere Staatsverfassung anklagen, sie ist gewiß nicht Schuld darum, so wenig, als das Evangelium am Verderben der Christen, sondern in uns selbst müssen wir dann die Ursachen aufsuchen und das kann nur Eine sein. O, höret sie und nehmet sie zu Herzen. Im Mangel republicanischer Tugend! Man braucht nicht so weise zu sein als Rousseau, noch ein so tiefer Blicker in Staatsverfassungen als Montesquieu, um einzusehen, daß nur Tugend die Grundveste sowie das große Mittel der Glückseligkeit in Republiken ist."

Ich habe die Aufzeichnungen eines Pfälzers zur Hand, welcher als Typus jener Patriotenpartei gelten kann. Sie sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sondern als Manuscript für die Angehörigen und Freunde gedruckt worden. Der Verfasser, geboren 1790, war der Sohn eines Pfarrers in einem nassauisch-weilburgischen Dorfe, das auf der Heerstraße zwischen Landau und Mainz lag, auf welcher die Truppen beider kriegführenden Mächte hin und her zogen. Er hatte also Gelegenheit, alle Vorgänge seinem jugendlichen Gedächtniß einzuprägen. In diesen Aufzeichnungen heißt es: „Bei meiner Geburt stand ein furchtbares Flammenzeichen am Himmel, verhängnißvoll für Alle, die unter seinem Einfluß geboren wurden, wie für die früher Geborenen, über deren Haupt es aufgegangen war, die französische Revolution. Dieser magische Einfluß scheint mir von der Wiege an durch Mark und Bein gedrungen zu sein, denn ich bin mir bewußt, daß die Grundsätze und Gefühle, aus denen diese Revolution ursprünglich hervorging, mein ganzes Leben hindurch die Grundlage der meinigen bildeten. Ich bin ein geborener Republicaner, obgleich ein winzig kleiner deutscher Fürst (der von Nassau-Weilburg) bei meiner Geburt mein Landesherr war, und obgleich die Launen des Geschicks mich später auf eine Weile zum Unterthanen des großen Schlachtenmannes Napoleon I. und dann des Königs von Bayern machten. Der innere Republicaner brach durch, sobald er sich selbständig genug fühlte, gehorchte der Macht jenes Einflusses und verpflanzte sich und seine Nachkommen in ein Land, wo das Banner republicanischer Selbstherrschaft seit achtzig Jahren stolz und siegreich

weht. Demselben Einflusse schreibe ich es zu, daß ich auch in anderen als politischen Beziehungen stets einer ganz unabhängigen Richtung huldigte, und daß Alles, was mir als Vorurtheil oder vernunftwidrige Satzung erschien, nur Verachtung und Lust zum Widerstand in mir zu erregen pflegte." — „Es war die gesetzlose Zeit der ersten Revolutionskriege, und da Mainz einer der Punkte war, um welche am heftigsten und öftesten gekämpft wurde, so wälzte sich mehr als einmal das Kriegsgetümmel über uns her, mit seinem ganzen Gefolge von roher Gewaltthätigkeit, Plünderung, Noth und Schrecken aller Art. Aber meine beiden Eltern ertrugen alles schwere Unheil dieser Zeit und allen Ruin, den es ihnen brachte, nicht nur mit Muth, sondern selbst mit Freudigkeit, Alles um der großen Hoffnungen willen, die sich damals an die französische Revolution knüpften. Mein Vater wurde, dieser Gesinnungen wegen, auf lange Zeit von seinem Amte vertrieben, mußte flüchten und jahrelang von seiner Familie entfernt leben, verlor in Folge des französischen Assignatenwesens, dem er in seinem treuen Enthusiasmus volles Vertrauen schenkte, Alles, was er bis dahin erspart hatte (etwa 4000 Fl.), sah sein pfarramtliches Einkommen in Folge der neuen Grundsätze, namentlich der Aufhebung aller Zehnten, um mehr als die Hälfte geschmälert; aber nichts konnte ihn auch nur einen Augenblick in seiner Anhänglichkeit an die Sache der Republik wankend machen, und meine Mutter, die persönlich noch weit mehr zu tragen und durchzukämpfen hatte als er, theilte diese wahrhaft edle und heldenmüthige Gesinnung in noch höherem Maße."

Bei dem Einmarsch der Preußen nach der Champagne wurde das Pfarrhaus des Dorfes von General Möllendorf und seinem Stab besetzt. „Meine Mutter erzählte mir später, daß die Stimmung der Preußen damals eine sehr übermüthige war, und daß sie von den Franzosen nur wie von schlechtem Gesindel sprachen, das man eigentlich nicht mit dem Schwert, sondern mit der Hetzpeitsche zu Paaren treiben sollte. Zu meiner Mutter sagte einer der Offiziere: Ihr wäret im Grund gute Leute, wenn Euch nicht der vermaledeite Patriotismus im Leibe säße. Nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Verbündeten zogen österreichische Truppen in das Pfarrdorf und schleppten, als sie den Vater nicht fanden, die Mutter mit gebundenen Händen und in einfachen Nachtkleidern aus dem Hause in das Hauptquartier fort, sie mit Mißhandlungen bedrohend."

Der Verfasser dieser autobiographischen Aufzeichnungen, aus

einer der angesehensten Familien der Pfalz stammend, hat später Jurisprudenz studirt und eine der ersten Stellen an dem höchsten Gerichtshof in Zweibrücken erlangt. Aber so fest wurzelten in seiner Brust die republicanischen Grundsätze seiner Jugend, daß er nach der Julirevolution das ansehnliche Amt aufgab und sich mit seiner zahlreichen Familie nach Amerika einschiffte, um in der heilenden Wildniß eine freie und unabhängige Lebensexistenz zu gründen. Dort leben mehrere Glieder seiner Familie noch jetzt in Wohlstand und Ansehen. Er selbst aber verbrachte den Abend seines Lebens in Heidelberg, das ihm noch von der Studienzeit her ein theurer Ort war, und erreichte das Alter von etlichen achtzig Jahren, treu den Grundsätzen, die er von Jugend auf ohne Wanken bekannt, ein Mann von seltener Energie und Willenskraft, ein Typus jenes ehernen Geschlechtes, wie es die schwere und doch große Zeit der neunziger Jahre erzogen hat. Noch im achtzigsten Jahre, als sein Scheitel schon schneeweiß geworden war, pflegte er, wenn die Marseillaise am Clavier gespielt wurde, die Melodie mit leisen Tönen und mit leichten Fußbewegungen zu begleiten.

Vor Allem wurde die Stadt Landau in den neunziger Jahren hart mitgenommen. Abgesehen von den wiederholten Belagerungen und Beschießungen der Festung, traf die Stadt am 20. December 1794 ein furchtbares Unglück, welches der Verfasser der historisch-chronologischen Zusammenstellung folgendermaßen beschreibt: „Das bei der rothen Caserne befindliche Zeughaus, in welchem sich große Quantitäten Pulver befanden, flog Morgens 1/2 9 Uhr in die Luft. Von den 616 Häusern der Stadt wurden in folge der gewaltigen Erschütterung 16, darunter das Rathhaus, gänzlich zu Grunde gerichtet, 489 befanden sich in keinem bewohnbaren Zustand mehr. Die Zahl der Opfer der Katastrophe war beträchtlich, und jene der Verwundeten nicht minder.“ Die erdbebenartige Erschütterung war so furchtbar, daß man ihre Wirkungen in Bergzabern und Weißenburg bis tief in das Elsaß hinein verspürte. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es: „Fürchterlicher raset nicht der tobendste Sturm auf dem in Wuth gebrachten Meere, welcher die Herrschaft über die Elemente anmaßet, die Zernichtung des Erdballs androhet, und nur darum einige Zeugen nicht die Wirkung seiner Raserei fühlen läßt, damit dieselben menschlichen und mitleidsvollen Herzens erzählen mögen, welches Verderben er angerichtet habe.“ Einige Jahre später erfolgte ein ähnliches Unglück durch die Explosion des Artillerieparks.

Nach zwei wechselvollen Kriegsjahren fand am 15. Juli 1794 die Erstürmung des sog. Schänzels bei Edenkoben durch die französische Armee statt, welche für die ferneren Waffengänge in der Rheinpfalz von entscheidender Bedeutung war. Zu dem günstigen Ausgang hat der Pfälzer Oberst Lufft, der in dem republicanischen Heer diente, wesentlich beigetragen, wie man aus der Darstellung der Vorgänge durch seinen Sohn August Lufft ersehen kann.

Den Verfasser dieser und anderer militärischer Schriften, welcher noch als hochbetagter Greis in Karlsruhe lebt, habe ich in jungen Jahren wohl gekannt. Seine hohe stattliche Gestalt und seine feste stramme Haltung ließen auf den ersten Blick erkennen, daß Soldatenblut in seinen Adern rollt. Auf der Universität ein flotter Student und gewandter Mensurfechter, widmete er sich später der juristischen Laufbahn. In den Jahren nach der Julirevolution theilte auch er die liberale Gesinnung, der die meisten Pfälzer huldigten. Er sah sich daher genöthigt, seine Heimath zu verlassen und in der Schweiz ein Asyl zu suchen. Sei es, daß dort in seiner politischen Gesinnung eine Wandlung vorging, sei es, daß die Verwendung und Fürsprache des französischen Grafen St. Aulaire, welcher mit der Familie Lufft lange Zeit hindurch sehr befreundet war, in München eine günstige Stimmung für ihn erzeugte, sei es, daß er bei einem Besuch des russischen Kaisers in der Isarstadt durch seine Personalkenntniß im Heerlager der politischen Flüchtlinge und Conspiratoren der bayerischen Regierung Winke und Warnungen zukommen ließ; genug, er wurde in den königlichen Dienst berufen und zu dem ansehnlichen Posten eines Regierungsdirectors in Speyer ernannt. Aber jeder Umschlag von einer Richtung in die andere, insbesondere wenn er persönliche Vortheile mit sich bringt, erregt Mißtrauen und Verdacht bei den früheren Gesinnungsgenossen. Und so kam es, daß, als im Jahre 1848 die liberale Partei in ganz Deutschland auf einige Zeit zur Herrschaft gelangte, seine Entlassung durch die Stimmen einer liberalen Volksversammlung in Neustadt erzwungen ward. Er trat in den Ruhestand und widmete sich, dem inneren Zuge seines Wesens folgend, der militärischen und publicistischen Schriftstellerei. Auch in Karlsruhe verfolgte er die öffentlichen Dinge der Pfalz mit beobachtendem Scharfblick. Es blieb lange unbekannt, daß ein Schriftchen, welches im Jahre 1855 in Heidelberg erschien, unter dem Titel „Ein Streiflicht auf die rheinpfälzischen Landtagswahlen im Jahre 1855“, unter der ironischen pseudonymen Hülle „Lucas Rathe“ Lufft zum

Verfasser hatte. Das Schriftchen beleuchtete die öffentlichen Zustände zur Zeit der reactionären Politik der kleinen Mittel und der Polizeivexationen, in der Absicht, das unmoralische System zu Fall zu bringen. Erst im März 1887 brachte das „Frankfurter Journal“ eine Erklärung folgenden Inhalts: „Da ich jetzt 85 Jahre alt bin und mithin, wie man zu sagen pflegt, mit einem Fuß im Grabe stehe, so erachte ich es für angemessen und höchste Zeit, daraus nicht länger ein Geheimniß zu machen, daß ich der Verfasser des „Streiflichts“ bin. Abgesehen davon, daß triftige Gründe nicht zuließen, mich seiner Zeit als Verfasser bekannt zu geben, war ich zur Geheimhaltung gerade noch besonders verpflichtet. Ich hatte nämlich mit Professor Häusser zu Heidelberg die bedauerlichen Zustände in der Pfalz besprochen und hiernach übernommen, durch ein Schriftchen auf Abhilfe hinzuwirken. Der genannte Professor prüfte meinen Entwurf und billigte ihn, seinem ganzen Inhalt nach, mit dem Bemerken, daß der sittliche Standpunkt, von dem aus das Schriftchen geschrieben sei, ihn besonders erfreut habe. Derselbe besorgte auch den Druck und Verlag zu Heidelberg. Stillschweigen über seinen und meinen Antheil am „Streiflicht“ wurde aber gelobt und von mir seither getreulich gehalten. Professor Häusser weilt schon längst nicht mehr unter den Lebenden, und ist, auch ihm gegenüber, das Gelöbniß erloschen. Es gibt wohl noch Leute genug in der Pfalz, die sich des gewaltigen Eindruckes erinnern, den das in vier Auflagen erschienene „Streiflicht“ in der Pfalz hervorbrachte, und zugleich dessen gedenken, daß sein großes Verdienst um das Beste der Pfalz alle Anerkennung fand. Ich begnüge mich, in dieser Beziehung einem Briefe des mir nicht näher bekannt gewesenen Pfälzers L. A. Jordan (späteren Reichstagsabgeordneten), der, auch ein intimer Freund von Professor Häusser, mich als Verfasser „vermuthete“, Folgendes zu entheben: „Sie haben Sich ein sehr großes Verdienst um die Pfalz erworben; Ihre Worte zündeten in der Pfalz, und Sie haben vorzugsweise eine große Anzahl Männer wieder in's Leben zurückgerufen, die in vollständiger Apathie versunken waren.“ Karlsruhe, im März 1887. August Lufft, königlich bayerischer Regierungsdirector a. D.“

„Es war mit dem Schänzel,“ heißt es bei Lufft, „der bei Weitem wichtigste Punkt der Gebirgsposten-Linie zwischen Kaiserslautern und Edenkoben in den Besitz der Franzosen gekommen, und es konnten diese jetzt durch einen raschen Vormarsch nach Neustadt a. H. die

beiden Corps der Verbündeten in der Rheinebene, abgesehen von dem Abschneiden ihrer Verbindung mit dem Hauptcorps bei Kaiserslautern, im Rücken fassen und zwischen zwei Feuer bringen, insofern dieselben sich einer solchen drohenden Gefahr nicht durch einen schleunigen Rückzug entziehen sollten. Der Erbprinz von Hohenlohe erkannte denn auch augenblicklich die durch den Verlust des Schänzel so plötzlich herbeigeführte höchste Bedenklichkeit seiner Lage und faßte demgemäß ungesäumt den zur rechtzeitigen Befreiung aus dieser Lage allein dienlichen Entschluß. Er ließ nämlich sein preußisches Corps noch um Mitternacht den Rückzug antreten. Auch Herzog Albert von Sachsen-Teschen ordnete den Rückzug an. Durch diesen Rückzug der beiden Corps der Verbündeten aus ihren Stellungen in der Rheinebene war der Feldzug am Mittelrhein von 1794 eigentlich schon zu Gunsten der Franzosen entschieden. Der Generalfeldmarschall Möllendorf erkannte auch bald, daß auch die Stellung des preußischen Hauptcorps bei Kaiserslautern nicht mehr haltbar sei. Nachdem er geeignete Vorkehrungen getroffen hatte, trat er in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli den Rückzug in die Gegend von Kirchheimbolanden an." Dadurch wurde eine Kriegslage geschaffen, deren Folgen für die Pfalz nicht mehr zweifelhaft sein konnten, wenngleich der Ausgang durch Actionen auf anderen Gebieten endgiltig entschieden war. Ein Jahr später wurde der Frieden von Basel zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossen, welcher den Dualismus zwischen den beiden deutschen Großmächten, der schon bisher die Hauptschuld an dem Mißlingen des Kriegsplanes trug, auf Jahrzehnte befestigte und die schließliche Vereinigung der deutschen Rheinlande mit der französischen Republik anbahnte. Der Verfasser der kleinen Schrift schließt mit folgenden Worten: „Die treffliche Königin Luise von Preußen schüttete nach dem Unglück von 1806 ihr Herz gegen ihren Vater also aus: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als gestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, wir sind mit der von ihm geschaffenen Zeit nicht fortgeschritten, deshalb überflügelte sie uns." — „Eine ernste Mahnung, eingegraben in Erz ihrem Geist und Sinne nach. Die Weltgeschichte geht ihren Gang über das Treiben der Sterblichen hinaus, die ihn nicht begreifen können, oder nicht begreifen mögen."

Es war ein heißer Kampf, der sich schließlich dadurch zu Gunsten der Franzosen wendete, daß der Brigadechef Lufft, von einem ortskundigen Förster über die Beschaffenheit des Terrains unterrichtet, durch einen unbewachten Zugang die feindliche Armee umging und rasch auf dieselbe anstürmte. Die zwei preußischen Compagnien, so schildert der Sohn des genannten Obersten Lufft den Verlauf der Erstürmung, warteten das Anstürmen der Franzosen nicht ab, sondern zogen sich, mit Zurücklassung der beiden Kanonen, eilig in die Hauptstellung zurück. Die zwei französischen Bataillone rückten rasch nach und sahen gleich die von General v. Pfau befehligte Schaar ganz nahe vor sich. Nun stürmten dieselben unter dem Ruf: „vive la république“ mit dem größten Ungestüm auf die Schaar los, wobei die an der Spitze des vorderen Bataillons befindliche Grenadiercompagnie nach Abfeuerung eines Schusses mit einem heftigen Bajonetangriff die Front durchbrach, und es kam gleich zu einem so wilden Handgemenge, daß, in Ermangelung von Zeit und Raum zum Laden und Schießen, nur noch vom Bajonet und Kolben Gebrauch gemacht wurde. General v. Pfau, der, unbekümmert um die drohende persönliche Gefahr, den Platz in der Mitte der Schaar nicht verließ, fand in dem Handgemenge den von ihm zweifelsohne gesuchten Tod, und zwar in dem Augenblick, wo der in seine Nähe gekommene Brigadechef Lufft ihm zurief: Général! rendez vous! Allein es blieb dieser Zuruf ohne Erfolg. General v. Pfau hatte nämlich die Aufforderung mehrerer auf ihn losgesprungenen Grenadiere, Pardon zu nehmen, kurz und heftig abgelehnt, und starb jetzt, mit seinem Degen sich vertheidigend, von einem Kolbenschlag auf das nicht mehr vom Hut bedeckte Haupt getroffen und zugleich von einem Bajonetstich durchbohrt, den Tod des Helden.

Die Rheinpfalz war thatsächlich schon größtentheils in dem Besitze Frankreichs und im Genusse aller der Ordnungen, Gesetze und Einrichtungen, welche die Republik in's Leben gerufen, als der Friede von Luneville einen definitiven Zustand schuf. In diesem wurde alles deutsche Land auf der linken Rheinseite mit dem consularischen Nachbarstaate vereinigt.

Es war während der sechs Kriegsjahre eine gänzliche Umgestaltung der Dinge eingetreten. Die Fürsten und reichsherrlichen Adelsgeschlechter waren verschwunden; alle herrschaftlichen Güter und Rechte waren an die neuen Besitzer gekommen; das Kloster- und Kirchengut war eingezogen worden. Wie mancher Bürger und Bauer,

der den Muth hatte zuzugreifen und von den die Armeen begleitenden Commissarien des Convents die sequestrirten Güter, Gebäude, Gehöfte Felder, Waldungen 2c. anzukaufen, war zum reichen Mann geworden! Viele der alten grundherrlichen Beamtenfamilien waren ausgestorben oder in Armuth gerathen; ein anderes Geschlecht war im Emporkommen begriffen, das die Vortheile der neuen Staats- und Gesellschaftsordnung in vollem Maße genoß und die Republik als eine Gnade des Himmels pries. Es war während dieser Uebergangszeit viel Unrecht und Gewaltthätigkeit über die Menschheit hereingebrochen; denn große Umwälzungen haben immer Ruinen im Gefolge. Die Stadt Kusel, welche im Rufe stand, der Neuerung feindselig zu sein, von der es hieß, es seien falsche Assignaten in ihren Mauern angefertigt worden, wurde auf Befehl des Convents in Asche gelegt. Das Decret vom 7. Thermidor 1794 hat sich in deutscher Uebersetzung erhalten und lautet in lakonischer Kürze: „Da die Stadt Kusel bei jeder Gelegenheit sich als Feindin der Republik und als zugethane Freundin der Feinde derselben und namentlich der Preußen gezeigt hat, soll dieselbe verbrannt werden.“ Die Fanatiker der Stabilität finden in den Vorgängen dieser Jahre reichen Stoff, auf die unheilvollen Folgen revolutionärer Erhebungen hinzuweisen, „wenn ein Volk sich selbst befreit“; und es war ein ganz unzutreffender Vergleich, wenn einst ein ultraconservativer Mann zu dem Schreiber dieser Zeilen sagte: „Eine Revolution hat die Folgen, daß der Mann, der bisher auf dem Bock gesessen, nun in die Kutsche zu sitzen kommt.“ Aber in der Menschengeschichte gibt es kein absolutes Recht; der Sieger wird immer die Lage der Dinge zu seinem Vortheil ausbeuten; alle Verträge haben nur Geltung und bindende Kraft, solange die Bedingungen fortbestehen, auf Grund deren sie abgeschlossen wurden. Wo sich Gesetz und Recht wie eine ewige Krankheit forterben, wird Vernunft zum Unsinn, Wohlthat zur Plage.

Eine Periode der Auflösung hat stets Gebrechen und Unrecht im Gefolge; aber das starre Festhalten an den Principien der Legitimität und Stabilität erstickt alle Lebensthätigkeit, alle Entwickelung, allen Fortschritt zur Freiheit. Verträge und Rechtssatzungen können nur dann auf Dauer Anspruch machen, wenn sie auf ethischen Grundlagen aufgerichtet sind, wenn sie auf dem Volksspruch beruhen: Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig. Alle Verträge sind Compromisse über eine streitige Sache, bei welcher die Grenzlinien zwischen Recht und Unrecht oft sehr unsicher neben einander herlaufen

oder in einander übergreifen. Was durch Stärke und Gewalt geschaffen ward, wird bei veränderten Verhältnissen mit Stärke und Gewalt umgestoßen. Natur- und Vernunftrecht, oder, wie das revolutionäre Princip lautete, Menschenrechte werden in allen bewegten Zeitläuften mit dem historischen Rechte in Kampf gerathen: wird der Conflict mit Gewalt einseitig entschieden, so wird dadurch kein dauernder Rechtsausgleich gegründet; nur wo moralische Gesichtspunkte eingehalten werden und das „Recht, das mit uns geboren", zur Geltung kommt, wird ein aufrichtiger und dauernder Rechtszustand begründet. Der Gang der Weltgeschichte bewegt sich vornehmlich um solche Principienkämpfe. Dabei wird sich immer der Spruch des Dichters erfüllen: „Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Und dieses neue Leben, das auch in der Rheinpfalz, aus den Revolutionsstürmen und den gewaltsamen Umgestaltungen der gesellschaftlichen Grundlagen hervorkeimte und emporblühte, muß über die vorausgegangenen Ruinen und Nothstände trösten. Allerdings waren die aristokratischen Geschlechter und die hierarchischen Gewalten vom Erdboden weggefegt, und die Bayern, die später in das Land einzogen, sahen mit Verwunderung und Verachtung auf das „Hottentottenland", wo es keinen Adel gäbe. Dafür aber schwang sich der Bürger- und Bauernstand unter dem System der Freiheit und Gleichheit zu Eigenthum und Wohlhabenheit empor. Die Staatsabgaben waren gering im Vergleich zu den alten Zehnten, Gefällen, Herrenpflichten. Und noch mehr als die materiellen Vortheile erfüllten die moralischen Errungenschaften das Herz mit Lebensmuth und den Gefühlen der Menschenwürde. Der alte confessionelle Druck hörte auf; Jeder genoß das hohe Gut der Gewissensfreiheit; die Glaubenstyrannei, die Jahrhunderte lang von Frankreich, von der fürstbischöflichen Curie in Speyer, von den katholischen Kurfürsten der Pfalz wie im Wettkampfe gegen die pfälzischen Protestanten, Augsburger und Calvinischer Confession, geübt worden war, verschwand aus dem Leben und räumte den Tugenden der Toleranz und Nächstenliebe den Platz. Und erhebend wirkte das Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung auf jede Menschenbrust. Es soll nicht behauptet werden, daß durch die radicalen und gewaltsamen Umwälzungen der Revolution alle Gebrechen und Uebelstände geheilt worden wären; auch Reformen und Neugestaltungen veralten mit den Jahren und führen frische Mißstände herbei, die wiederum die reformirende Hand erheischen; aber

die moralischen Errungenschaften, vor Allem das Bewußtsein der Freiheit, der Menschenrechte, der individuellen Selbständigkeit, werden nie verschwinden.

---

2. Die Pfalz unter Napoleonischer Herrschaft.

Der 18. Brumaire führte nicht nur einen Wechsel in der bisherigen Directorialregierung herbei; er bildete auch den Uebergang von der republicanischen zur monarchischen Staatsform. Denn mochte auch die republicanische Verfassung dem Scheine nach noch vier Jahre fortbestehen, so lag doch alle Macht in den Händen des ersten Consuls. Der Uebergang zum Kaiserreich war nur die Vollendung eines Systems, mit dem das neunzehnte Jahrhundert begann. Für die Pfalz war dieser Wechsel ohne erhebliche Folgen. Sie gehörte schon thatsächlich zu Frankreich und machte alle Wandlungen des großen Nachbarstaates mit. Sie theilte mit demselben alle Vorzüge und Nachtheile. Sie erfreute sich der Errungenschaften der Revolution, sie sandte Vertreter in den gesetzgebenden Körper, sie stellte ihre Söhne in die Armee; sie feierte die Siege Napoleon's und alle freudigen Ereignisse in der Kaiserfamilie mit Illumination und Festacten. Mochte auch Vieles wiederkehren, was in der republicanischen Zeit mit Blut und tyrannischem Terrorismus ausgerottet war; die neuen Schöpfungen, die politischen, rechtlichen und socialen Organisationen blieben bestehen, die alten Zeiten der Feudallasten, der Zehnten, der gesellschaftlichen Ungleichheit kehrten nie mehr zurück.

Der Sieger von Marengo und Friedensstifter von Luneville hätte nicht nöthig gehabt, in die dynastischen Traditionen von ehedem wieder zurückzufallen, sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken, die Glieder seiner Familie zu Prinzen und Prinzessinnen zu erheben, sich mit einem Lehnsadel aus neuen Menschen und alten Titeln und Rangstufen zu umgeben, um unter den übrigen Souveränen Europa's als Ebenbürtiger zu erscheinen; der Sieger in so vielen Schlachten hätte nicht nöthig gehabt, seine Generale zu Marschällen mit Standeserhöhungen zu ernennen, um seiner Armee mehr Glanz zu geben; hingen doch die Soldaten mit solcher Begeisterung an seiner Person, daß die Grenadiere bei Austerlitz ihm die Kanonen der Oesterreicher zur Feier des zweiten Jahrestages der Kaiserkrönung als Siegesbeute zuführten und zum Geschenk machten.

Aber wie sehr auch der republicanisch gesinnte Theil der Bevölkerung auf diese Rückkehr zu veralteten Formen und Zuständen mit Mißbilligung blicken mochte: die Masse des Volks in Frankreich selbst und in den eroberten deutschen Ländern der linken Rheinseite lebte sich zufrieden in die neue Ordnung ein. Wohl war das Conscriptionsgesetz, das während der blutigen Kriege immer mehr verschärft und ausgedehnt wurde, eine große Bedrückung und die directen und indirecten Steuern (Droits réunis) eine schwere Last, aber dennoch mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand, weil der gemeine Mann ein Eigenthum besaß und das Gefühl persönlicher Freiheit und Sicherheit ihn zur Thätigkeit anspornte. Wohl war die Continentalsperre, wodurch der englische Handel ruinirt werden sollte, eine harte Plage, die das unsittliche Gegengift eines großartigen Schleichhandels nach sich zog; aber im Innern des mächtigen Kaiserthums blühte der Handel ohne hemmende Schranken und an Geld war Ueberfluß. Die Industrie ging mit Riesenschritten vorwärts, bürgerliche Künste nahmen einen gewaltigen Aufschwung, Gewerbschulen bildeten Handwerker, die bei dem allgemeinen Wohlstand vorankamen und wohlhabend wurden. Der Kaiser setzte für hervorragende Leistungen in Kunst, Wissenschaft und Literatur Preise aus, die alle zehn Jahre zur Vertheilung kommen sollten, und zwar durch ihn selbst, am Jahrestage des 18. Brumaire. Großartige Straßen, wie die über den Simplon, den Mont-Cenis, den Mont-Genèvre, Canäle und Verbindungswege zu Wasser, Brücken und Anlagen aller Art sind noch heutzutage sprechende Denkmale der rastlosen Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. Das Krönungsfest und die Geburt des Königs von Rom wurden durch Ruhebänke neben den Landstraßen, durch Baumpflanzungen und schattige Alleen im Gedächtniß der Nachgeborenen erhalten.

Bei der Geburtstagsfeier des Kaisers Napoleon begann der reformirte Pfarrer Moscherosch von Annweiler seine Predigt mit folgenden Worten: „Wer bewundert nicht die großen Eigenschaften Derer, die als hellglänzende Lichter am Horizonte des Staats erscheinen? Das Vaterland ehrt sie mit lautem Beifall, und die dankbare Nachwelt behält ihre Verdienste in immerwährendem Andenken. Was ist auch billiger, als daß wir Denen alle gebührende Ehre erweisen, die ihre Zeit und Kräfte im Dienste des Vaterlandes verzehrt, und die Ruhe, die Sicherheit und das Glück so vieler Tausende durch alle Mittel, die in ihrer Gewalt standen, befördert haben?“ Anknüpfend an die

Worte, Lucas II, 40.: „Das Kind wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm," entrollte er alsdann ein Charakterbild des Herrschers, dem Frankeich seine ganze Größe, seine Befreiung, seinen Ruhm und sein Glück verdanke.

Der Ruhm Frankreichs, das Gefühl einer großen Nation anzugehören, erfüllte die Brust der Rheinländer mit stolzen Empfindungen. Sie durchlebten das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts mit gehobenem Herzen. Der Ruhm, der von dem Kaiser der Nation verliehen wurde, machte dieser jedes Joch leicht; sie vergaß, daß unter dem Geräusch der Waffen und unter dem Schall der Trompeten die Sprache der Freiheit verhallte, und daß der hochtrabende Ton der Schlachtberichte, wie die Prunkreden des Senats und des gesetzgebenden Körpers Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit vertilgten. Die Zöglinge und Erben der Demokratie und Republik überboten sich in Schmeicheleien und Weihrauch der Verehrung. Der „große" Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein „heiliger" Napoleon erfunden, in dessen Cultus zugleich die Wiederherstellung der Religion und die Geburt des Kaisers vereinigt war. Der kleine Mann mit dem südländischen Ausdruck und dem dunklen marmorkalten Angesicht machte durch das Fremdartige seiner Erscheinung einen unauslöschlichen Eindruck. In allen Wohnhäusern, vornehmlich den geringen, prangte sein Bildniß.

In der Gestalt eines Helden oder Halbgottes hat Napoleon Jahrzehnte lang der zeitgenössischen Generation und den nachgeborenen Geschlechtern, welche noch aus unmittelbaren Eindrücken und Erinnerungen, aus persönlicher Bekanntschaft, oder aus Gebilden der Phantasie schöpften, den Franzosen und den deutschen Zugehörigen vor der Seele geschwebt. Und so hat ihn auch die ältere Geschichtschreibung des Consulats und Kaiserreichs aufgefaßt und dargestellt. Als aber die Einbildungskraft nicht mehr mitwirkte, das persönliche Lebensbild in den Hintergrund trat und die nüchterne Reflexion die Feder lenkte, da trat eine scharfe Kritik an die Stelle der früheren Bewunderung. Man gefiel sich, die dunkeln Seiten und Momente in den Vordergrund zu stellen und das Große und Gewaltige der Erscheinung zu übersehen oder zu unterschätzen.

Der neue Coalitionskrieg am Ende des Jahrhunderts, welchem der Rastatter Gesandtenmord als Vorspiel und Einleitung diente, wurde von den Einwohnern der Rheinpfalz als ihre eigene Sache angesehen. Als daher die Directorialregierung in Paris den Aufruf

zu einem Rachekrieg ausgehen ließ, strömte die Pfälzer Jugend mit Begeisterung dem Banner der Republik zu und ließ sich unter die Streiter einreihen. Wie später in dem deutschen Befreiungskriege verließen auch Studirende die Universität und traten unter die Fahne Frankreichs. Unter diesen war auch ein Pfälzer Student aus Jena, dem der Schreiber dieser Aufzeichnungen in späteren Jahren freundschaftlich nahe gestanden hat, der in der großen Schlacht von Zürich, wie er sich ausdrückte, für die Freiheit aus drei Löchern geblutet hat. Unter seinen Commilitonen führte er den Namen „Fecht-Daniel". Als er nicht weiter dienen mochte, bekleidete er im Justizfach ein untergeordnetes Amt, bewahrte aber dem großen Corsen stets eine enthusiastische Bewunderung. Noch im Alter pflegte er mit elegischer Sentimentalität „Bertrand's Abschied" zu singen, und aus der „Nächtlichen Heerschau" von Zedlitz in wehmüthigen Empfindungen die Verse herzusagen:

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Die Marschäll' und Gen'räle
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis;

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah';
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Loosung: „Sanct Helena!"

Das ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Das Jahr meiner Geburt 1808 bezeichnete den Höhepunkt der Napoleonischen Machtherrschaft. Der Fürstencongreß in Erfurt, auf welchem die beiden Kaiser, Napoleon und Alexander, die Scepterträger Europa's um sich versammelt und in Demuth ihrer Befehle

gewärtig sahen, schien den Continent in zwei große Hälften theilen zu sollen. Der französische Imperator trug sich mit dem Plane, wie Karl der Große ein Weltreich zu begründen unter einer Bonaparte'schen Dynastie. Aber schon im nächsten Jahre traten Symptome zu Tage, welche auf eine Auflösung der tyrannischen Gewaltherrschaft und des auf Uebermuth, Willkür und Despotismus gegründeten Herrscherbaues hindeuteten. Der Tag von Wagram schlug noch einmal die aufgeregten Geister nieder, und die Vermählung mit der österreichischen Kaisertochter schien den Machtbau für alle Zukunft sicherzustellen. Die Geburt des Königs von Rom wurde, wie im ganzen Reich, so auch in Bergzabern mit Festlichkeiten und Häuserbeleuchtung gefeiert. An den Glanz dieses Tages knüpfen sich die ersten Erinnerungen des Knaben; aber es war auch das letzte frohe Ereigniß unter dem Napoleonischen Kaiserthum. Im nächsten Jahre brach der russische Krieg aus mit der drückendsten Aushebung im Gefolge. Es war fast unmöglich, für den Militärpflichtigen des Jahres eine Befreiung zu erlangen. Ein verheiratheter Schneider in Bergzabern, dem es schwer fiel, seine Familie zu ernähren, trat gegen ein hohes Einstandsgeld für den Sohn einer reichen Familie unter die Fahne. Ich erinnere mich, wie er vor dem Abmarsch, mit Bändern am Hut, von seinen Kameraden durch die Straße geführt und reichlich mit dem trefflichen Weine des vorausgegangenen Kometen- und Prinzenjahres bewirthet wurde. Er kehrte nie wieder zurück; aber die Wittwe konnte von den Zinsen der Einstandssumme ihren Unterhalt bestreiten.

Die Soldaten zogen kriegsmuthig in's Feld. Sie sangen Siegeslieder, worin es hieß: „Petersburg, die schöne Stadt, müssen wir noch haben.“ Aber die Zurückbleibenden trugen sich mit ängstlichen Vorgefühlen. Sie deuteten den Namenszug Napoleon's an den vier Rockknöpfen auf der Rückseite als: „Nur nicht nach Norden!“

Bald stellte sich den Bewohnern Bergzaberns eine andere Scenerie vor die Augen. Nach der Leipziger Völkerschlacht wurden Wagen mit Kranken und Verwundeten, oft mit Leichen und Sterbenden vermischt, nach den überrheinischen Ländern abgeführt, um in Lazarethen und Kirchen untergebracht zu werden, ein herzzerreißender Anblick, der nie vor meiner Erinnerung verschwand.

Napoleon selbst kam auf der Reise nach Frankreich Anfang November durch Landau und Bergzabern. In Landau vor dem Thor verließ er seinen geräumigen Reisewagen, bestieg im historischen grauen Ueberrock und den kleinen schwarzen Hut auf dem Kopf ein

bereit gehaltenes Pferd, ritt zur Besichtigung durch sämmtliche Festungswerke, und nahm dann ein Bad. Ein Geistlicher der Stadt, der lange in Triest gestanden und dort keine Napoleonischen Sympathien eingesogen hatte, erlaubte sich folgenden Vers:

„Kaum war er angekommen,
So ging er gleich in's Bad,
Das ist einmal ein Kaiser,
Der sich gewaschen hat."

Für die Landauer war der Witz jedoch ein zu gewagter. Der kühne Redner sah sich gezwungen, die Stadt zu verlassen. In Bergzabern strömte die ganze Bevölkerung nach der Landstraße, die nach Weißenburg führte, um den großen Imperator in Person zu sehen. Wie mir später Augenzeugen versicherten, hatte er in Gestalt, dunkeln Augen und Gesichtsfarbe Aehnlichkeit mit meinem Vater, Merkmale, die auch auf den Sohn übergegangen sind.

Die Gemüther waren in lebhafter Bewegung, doch glaubte noch Niemand an eine so gewaltige Katastrophe, wie sie den Machthaber nicht lange nachher ereilte. Bald ließ mich der Umstand, daß deutsche Schildwachen die Thore und die öffentlichen Gebäude hüteten, erkennen, daß die Franzosenzeit vorüber sei. Die einrückenden Oesterreicher und Preußen, welche auf ihrem Marsche nach Frankreich in Bergzabern und in allen Orten an der Heerstraße einquartiert wurden, fanden keine freudige Aufnahme. Eingedenk der Vorfälle in den neunziger Jahren brachten die Einwohner alle werthvolle Habe in sicheren Gewahrsam. Bloß die sächsischen Truppen wurden mit Sympathie empfangen. Man wußte, daß sie nur gezwungen und der Noth gehorchend wider Frankreich in's Feld zogen, daß sie aber im Herzen napoleonisch gesinnt waren. Uebrigens behandelten die einziehenden Truppen das überrheinische Land mit großer Schonung. Sah man es doch bereits als eigenen Besitz an. Bergzabern hatte längere Zeit ein österreichisches und ein preußisches Bataillon in seinen Mauern als Garnison. Da boten sich dem Knaben manche fremde Erscheinungen dar. Die militärischen Strafen wurden mit entehrender Härte vollzogen. Die Oesterreicher wurden mit Stockprügeln in Zucht gehalten; die Preußen mußten Tage und Nächte in dem Thorgemach, dessen Fußboden mit dreikantigen Latten belegt war, ihre Strafe verbüßen. Einmal sahen wir Knaben auch einen Sträfling auf einem Wiesengrunde durch Spießruthen gejagt, die zwei Reihen seiner Kameraden auf seinen entblößten Nacken schlugen, wäh-

rend er, eine Kugel im Munde, stöhnend und blutend langsamen Schrittes dahinging.

Der erste Pariser Friede wurde in Bergzabern unter Trommelschlag verkündigt. Für die Jugend war es ein lustiges Schauspiel; aber auch die Alten freuten sich, daß die entsetzlichen Kriege und Militärlasten ein Ende nahmen, und nicht minder, daß Bergzabern und Landau bei Frankreich verbleiben sollten. Aber schon im nächsten Jahre wurde der zweite Pariser Friede abermals durch zwei Trommelschläger verkündigt zum Erstaunen der Knaben. Zwischen den zwei Aufzügen lag der Tag von Belle-Alliance, und zum Leidwesen der erwachsenen Bevölkerung wurde die Grenzlinie weit über Bergzabern und Landau hinausgezogen, so daß die beiden Orte künftig zu den deutschen Bundesstaaten gehören sollten. Anfangs dem Hause Oesterreich zugesprochen, wurde die ehemalige Pfalz nebst der Festung Landau von diesem an Bayern gegen andere Besitzungen abgetreten.

Noch niemals hat die Weltgeschichte solche Katastrophen gesehen, wie sie zwischen den beiden Friedensschlüssen sich ereignet haben. Die Abfahrt Napoleon's von Elba, seine Landung an Frankreichs Südküste, sein Triumphzug nach Paris ohne Schwertschlag und endlich seine Niederlage, seine Abdankung und seine Verbannung nach St. Helena sind Ereignisse von so überwältigender Kraft, daß eine heroische Tragödie, mit allem Pathos der Empfindung erfaßt und dargestellt, keine so erschütternde und ergreifende Wirkung auf Herz und Gemüth hervorbringen könnte, wie die geschichtliche Wirklichkeit. Den nachgeborenen Geschlechtern wird der „gefesselte Prometheus" auf der einsamen Insel des Weltmeeres gleich dem Heros der griechischen Mythenwelt als ein Phänomen erscheinen, in dessen Symbolik tiefsinnige Weisheitslehren verborgen liegen.

In den Tagen des letzten Ringens hatte einst Kaiser Napoleon an seinen Bruder Joseph, dem er die Hut seiner Familie in Paris übertrug, die Worte geschrieben: „Verlasse meinen Sohn nicht und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Loos des Astyanax ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen." Und diesem Sohne, dem er einst die Krone der Welt in die Wiege gelegt, war, wenn auch ein milderes, doch kein besseres Geschick bestimmt, als dem unglücklichen Königskinde von Troja.

---

3. Die Pfalz als bayerischer Rheinkreis.

Durch die Wiener Verträge kam das ehemalige Herzogthum Pfalz-Zweibrücken, kamen alle linksrheinischen Besitzungen des Fürstbisthums Speyer und eine Menge kleinerer Herrschaften, wie die zerstreuten Gebiete der Fürsten von Leiningen, der Grafen von Sayn, von Sickingen, von der Leyen u. a. m. an das Königreich Bayern; andere kleinere Landesstrecken wurden mit Oldenburg, Coburg, Hessen-Darmstadt und Hessen-Homburg vereinigt.

Die deutsche Bevölkerung der linken Rheinseite war den Wiener Abmachungen wenig hold. Wenn sich selbst die geistlichen Kurfürstenthümer Trier und Köln, die doch dem Großstaat Preußen zugetheilt wurden, nur spröde und unmuthig in die neue Territorialordnung fügten, wie sollten erst die anderen, die wie erratische Blöcke in einen fremden Boden geworfen waren, an einem Staatsgefüge Gefallen finden, das sie von dem großen Frankenreich lostrennte und sie wieder in den früheren Particularismus der Kleinstaatereien zurückwarf? Und nicht leicht hätte man einen ungleicheren Ehebund schließen können, als indem man das leichtlebige, bewegliche, redselige Volk der Rhein- und Weinlande an das phlegmatische, wortkarge, biertrinkende Bayernvolk knüpfte.

Die bayerische Herrschaft war keineswegs drückend: Steuern und Abgaben waren mäßig; die beiden Gymnasien in Speyer und Zweibrücken waren Staatsanstalten, auf denen kein Schulgeld bezahlt wurde. Zudem war der erste König, Maximilian Joseph, ein leutseliger, toleranter Herr, in dessen Adern Pfälzer Blut rollte, der die Regierungsmaschine, die Kreisorganisation, die öffentlichen Institute und Aemter bestehen ließ, wie sie in französischer Zeit in's Leben getreten waren. Die acht Kreise wurden wie die französischen Departements nach den Hauptflüssen genannt; erst der folgende König, Ludwig I., ließ nach den geschichtlichen Stämmen forschen, welche im Mittelalter die Gebietstheile des Königreichs Bayern innegehabt hatten, und gab dem „Rheinkreise“ den Namen „Pfalz“ zurück. Eine auf freisinnigen Grundlagen aufgebaute Verfassung vereinigte alle Landestheile zu dem Königreiche Bayern, das in dem Bundestag die dritte Rangstellung einnahm. Da die meisten Angestellten des Kaiserreichs, Beamte wie Richter, das Pfälzer Land verlassen hatten, so wurden viele Stellen in der Verwaltung, in der Justiz, im höheren Lehrfach

mit Männern besetzt, die sich praktisch geübt und bewährt hatten, ohne daß man dabei nach vorausgegangenem Studium und Examen gefragt hätte. So konnte es kommen, daß Manche, die eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich hatten, zu angesehenen Stellen im öffentlichen Staats- und Kirchendienst gelangten, wie der Consistorialrath Johann Fr. Butenschön, der einst in Paris wie durch ein Wunder dem Tod auf der Guillotine entgangen war, womit ihn das Gesetz gegen die Verdächtigen bedroht hatte. Auf der Liste der Verdächtigen, welche der Gerichtsdiener abführen sollte, lautete der Name Buten jeune, so erzählte mir später ein naher Verwandter desselben. Da die Identität nicht sofort ermittelt werden konnte, wurde die Abführung verschoben. Mittlerweile erfolgte Robespierre's Sturz am 9. Thermidor 1794, und die noch Verhafteten wurden in Freiheit gesetzt. — Ein in der klassischen Literatur gebildeter Mann und erfüllt von den freien Ideen, welche die großen Zeitereignisse in die Welt getragen, hat Butenschön auf Schule und Bildung segensreich gewirkt und zu der toleranten Atmosphäre beigetragen, die in den ersten Jahren der bayerischen Herrschaft über der Rheinpfalz schwebte. So konnte es ferner kommen, daß ein Bauernsohn aus Queichheim, Johann Birnbaum, der mehrere Jahre als Haar- und Bartscheerer beschäftigt war, nachdem er sich durch Privatstudien die nöthigsten Kenntnisse erworben und unter französischer Verwaltung verschiedene Aemter bekleidet hatte, schließlich die wichtige Stelle eines Präsidenten des höchsten Gerichtshofes in Zweibrücken erlangte und in den Adelstand erhoben ward. Er hat in der Folge eine „Geschichte der Stadt und Bundesfestung Landau" verfaßt mit einer kurzen Selbstbiographie und das Buch dem Regierungspräsidenten v. Stichaner gewidmet, der sich um die bayerische Pfalz große Verdienste erworben hat.

Ich erinnere mich noch, mit welchem Jubel und Festgepränge Maximilian Joseph bei seinem ersten Besuch in seinem vaterländischen Erblande empfangen ward. War auch die Illumination der Häuser in Bergzabern nicht so allgemein wie bei den Napoleonischen Festen, so kam sie doch aus aufrichtigem Herzen. Aber mochten die Pfälzer auch der Person des wohlwollenden und gutmüthigen Königs gewogen sein, welcher bei seinem Besuch in Landau dieselbe Wohnung bezog, die er einst als Oberst des elsässischen Regiments unter Ludwig XVI. innegehabt hatte, welcher in schlichter Civilkleidung alte Familien besuchte und sich nach ihren Schicksalen und Erlebnissen auf das theil-

nahmvollste erkundigte, so könnte man doch nicht behaupten, daß sich das pfälzische Volk über das bayerische Regiment gefreut, oder sich in dasselbe eingelebt hätte. Man betrachtete die regierenden Herren in Speyer und in den übrigen Städten stets als Fremdlinge; namentlich wuchs die Mißstimmung und der Zwiespalt in den Gemüthern, als unter König Ludwig I. der Eindruck, daß man unter bayerischer Herrschaft stehe, immer stärker hervortrat. In München fing man an, die ferne Rheinpfalz als Versorgungsanstalt für Beamte und Söhne adeliger Familien zu betrachten, während kaum jemals ein Bewohner der Pfalz zu einer höheren Stellung nach Bayern selbst berufen wurde. So nahmen Mißmuth und Verstimmung immer mehr zu. Die Pfälzer sahen das bayerische Regiment als eine Fremdherrschaft an. Das sichtliche Bestreben, die humanistische Aufklärung und die religiöse Toleranz, die bisher im Lande geherrscht hatten, zu Gunsten von Obscuranten und Ultramontanen umzugestalten, konnte natürlich keine Versöhnung oder Ausgleichung bewirken. Im Jahre 1848 gewahrte man in München mit Erschrecken und Erstaunen die große Kluft, die zwischen den alten Landestheilen Bayerns und der Rheinpfalz bestand.

In Bergzabern gehörte die Mehrzahl der Einwohnerschaft zu den Malcontenten, vor Allen die angesehensten Bürgerfamilien Hertle und Pistor, sowie der reformirte Geistliche Culmann mit seinem ganzen Hause. Daniel Pistor, ein talentvoller, mit großer natürlicher Beredtsamkeit begabter junger Mann, hatte sich nach vollbrachten Studien in München und Heidelberg in hervorragender Weise an dem Hambacher Fest betheiligt und sah sich daher zur Flucht nach Frankreich genöthigt. Nach längerem Aufenthalt in Paris, wo er mit Rochau, Venedey und vielen anderen Flüchtlingen auf kameradschaftlichem Fuße lebte und sich mit literarischen und publicistischen Arbeiten beschäftigte, ließ er sich als Advocat in Metz nieder. Er verheirathete sich mit einer Französin und sein Sohn trat in französische Kriegsdienste. Er baute sich in der Folge ein Landhaus in Bergzabern, wo er öfters mit seiner Familie weilte und wo er auch zur Zeit des Heidelberger Universitätsjubiläums gestorben ist. Wie Pistor ist auch Daniel Hertle, gleichfalls ein talentvoller kräftiger Jüngling von einnehmendem Wesen, sowie ein Oheim von ihm für das deutsche Vaterland verloren gegangen. Nach längerem Aufenthalt in Amerika, wo es ihm durch eigene Schuld nicht gut gegangen ist, kehrte Daniel Hertle noch einmal in die Heimath

zurück. Er kam auch nach Heidelberg in mein Haus und reiste dann, als er mich nicht traf, nach Mannheim. Von da an ist jede Spur von ihm verschwunden. Er hat wohl in den Fluthen des Rheins seinen Tod gesucht. Die Politik gleicht den Sirenen der Mythologie oder der Rheinnixe der deutschen Sage. Gar manchen kühnen Segler auf den Fluthen des öffentlichen Lebens mit stolzen Hoffnungen und Bestrebungen locken sie mit lieblichem Gesange an sich, um ihn dann an Felsen und Klippen stranden und zerschellen zu lassen. Auch noch ein anderer Studiengenosse aus Bergzabern, der in Heidelberg mein Stubennachbar war, Ferdinand Cruel, mußte sein deutsches Vaterland aufgeben. Um nicht einer gerichtlichen Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe unterworfen zu werden, entfloh er nach dem Elsaß, wo er sich in einem Städtchen als Arzt niederließ. In Erinnerung alter Zeiten schickte ich ihm in der Folge das Schriftchen „Germanien“ in der „deutschen Nationalbibliothek“, dem mein „Leben und Bildungsgang“ mit meinem Porträt beigefügt war. Als im Jahre 1870 einige junge Heidelberger Bürger mit einem Lazarethzug durch das Städtchen kamen und bei dem Arzt einquartiert wurden, waren sie nicht wenig erstaunt, an der Wand das Bildniß ihres „Directors“ zu finden, und erfuhren aus dem Munde des Hausherrn, daß wir Beide auch einst die innigsten Freunde gewesen seien. Nun ist auch er längst in's Grab gestiegen. Von den sechs Bergzaberer Studirenden, die im Jahre 1829 in Heidelberg immatriculirt wurden, ist jetzt nur noch der Schreiber dieser Zeilen am Leben.

Auch die Bergzaberer Predigerfamilie Culmann, die eine Reihe ausgezeichneter Söhne zählte, hielt sich zu der französisch gesinnten Partei. Einer der Söhne diente als Officier in der französischen Armee, drei andere machten sich als Richter, Advocaten oder Landtagsabgeordnete einen geachteten Namen, der jüngste, August Culmann, wurde im Jahre 1849 von dem Rumpfparlament in Stuttgart, dem auch der Bergzaberer Advocat Schüler angehörte, in die Reichsregentschaft gewählt. Nach der Unterdrückung der revolutionären Bewegung in Deutschland begab sich Culmann nach dem Elsaß, wo er seitdem sich aufgehalten hat. Auch ein Enkel der Familie, Karl Culmann, eine wissenschaftliche Autorität im Gebiete der Mathematik und Mechanik, ist den Traditionen der Familie treu geblieben. Er nahm die Stelle eines Professors an dem Polytechnicum in Zürich

an, obwohl er von Bayern eine Reisestipendium zu einem mehrjährigen Aufenthalt in Amerika bezogen hatte.

Niebuhr nannte einmal den Athener Xenophon einen entarteten Bürger, weil er seiner Vaterstadt den Rücken kehrte und für Sparta Partei nahm. Einen ähnlichen Vorwurf hat man auch öfters den deutschen Flüchtlingen gemacht, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in Frankreich ihre Heimstätte aufschlugen. Man hat aber dabei einen großen Unterschied außer Acht gelassen. Der athenische Historiker und Philosoph gab seine Vaterstadt auf, welche auf der Höhe der Cultur und Humanität stand, und wandte seine Sympathie einem Staatswesen zu, das sich nie über die Sphäre einer brutalen Bauernaristokratie aufschwang. Die deutschen politischen Flüchtlinge dagegen entzogen sich einer pedantischen Polizeiwirthschaft und Bureaukratie, welche auf das angeborene menschliche Ehrgefühl wenig Rücksicht nahm, um unter den freieren Institutionen des großen Nachbarreiches ein ungebundeneres Dasein zu verbringen. Der Schritt soll nicht gelobt werden, aber er läßt sich begreifen und entschuldigen. Als das deutsche Staatswesen eine andere Gestalt gewann, trat auch in der Pfalz ein Umschwung ein.

In den welterschütternden Ereignissen von 1812 bis 1815 wurzeln meine früheften Erinnerungen, die ich mit einigem Bewußtsein und Verständniß in mein Inneres aufnahm. 1815 war die erste Jahreszahl, die ich eigenhändig niederschrieb. Wie tief selbst die Jugend von den Wandlungen und Katastrophen ergriffen ward, mag folgender Vorgang lehren. Meine Mutter hielt eine Nähschule für junge Mädchen. Eines Morgens fing eine der Schülerinnen, ein feines hübsches Mädchen aus einer der gebildeteren Familien des Städtchens, plötzlich zu weinen an. Auf die Frage der Anderen nach der Ursache gab sie zur Antwort: Heute morgen habe der Vater in der Zeitung gelesen, daß König Joachim Murat von Neapel erschossen worden sei. Das war bekanntlich der Schluß der Katastrophe, die das Bonaparte'sche Kaisergeschlecht zu Falle gebracht. Der Unwille bemächtigte sich der ganzen Versammlung der Mädchen. Sie rissen ein Porträt Ludwig's XVIII., das mir geschenkt worden war und das ich an die Wand geheftet hatte, herunter. Denn man verbreitete mit absichtlicher Geflissenheit die Bildnisse der Potentaten, die als Sieger aus dem großen Kampfe gegen den Usurpator hervorgegangen waren, insbesondere die des österreichischen Kaisers, des französischen Königs und des Prinzen von Wales, unter dem Volke,

um die zahlreichen Bildnisse Napoleon's, die in allen Häusern und Hütten prangten, zu verdrängen und das Volk an andere Namen und Physiognomien zu gewöhnen. Aber die Liebesmühe war umsonst.

Der Anfang der bayerischen Herrschaft ließ sich schlimm für die Pfalz an. Als ob die Natur mit den Katastrophen in der Menschengeschichte wetteifern wollte, brach im Jahre 1817 in dem westlichen Europa eine Hungersnoth aus, die auf lange Zeit den Bewohnern in schreckhafter Erinnerung blieb. Während des Sommers 1816 fiel fortwährend Regen auf die Erde herab, so daß nichts wachsen konnte. Die Folge war, daß im nächsten Jahre die nothwendigsten Nahrungsmittel, Brot und Kartoffeln, zu hohen Preisen emporstiegen. Die ärmere Bevölkerung litt große Noth. Sie sehnte sich zurück nach den reichlichen Mahlzeiten unter dem Kaiserreich, wie einst die Israeliten nach den Fleischtöpfen Aegyptens.

Dasselbe Jahr 1817, das Gedächtnißjahr der Lutherischen Thesen, brachte auch die Union der beiden protestantischen Confessionen. Bekanntlich ging der Gedanke, welcher die Reformation zur Vollendung führen sollte, von dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. aus. Das Werk der Vereinigung stieß in Preußen selbst auf großen Widerspruch, in anderen Bundesstaaten kam es gar nicht zur Ausführung. Dagegen wurde in der Rheinpfalz und in Baden die Idee freudig begrüßt und ohne große Schwierigkeiten durchgesetzt. In Bergzabern trug die kleinere lutherische Gemeinde kein Bedenken, der größeren calvinischen die Hand zum Bruderbund zu reichen und ihren beträchtlichen Capitalbesitz dem gemeinsamen Kirchenvermögen beizufügen. Im Jahre 1818 war die Vereinigung vollendet. Seitdem verschwand bei der lebenden Generation jede Spur der ehemaligen Confessionsverschiedenheit, die bald nur noch eine geschichtliche Erinnerung war. Die Union war seit der Reformation der bedeutsamste religiöse Act in der protestantischen Kirche. Sie gab den Beweis, daß die freiere Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts, welche über kleinliche geringfügige Dinge und Anliegen hinweg nach dem Großen und Allgemeinen strebte, die Ideen höher hielt als die Formen und Gebräuche, im Süden tiefere Wurzeln geschlagen hatte als im Norden. Nur auf einer weiteren und freieren Grundlage kann die protestantische Kirche in der Weise ausgebaut werden, daß sie, wenn man die geistige Potenz, nicht die Menge der Autoritätsgläubigen in Anschlag bringt, der katholisch-päpstlichen Welt ebenbürtig und

gleichberechtigt gegenüberzustehen vermag. Die Union war kein Werk der Theologen, sondern sie entsprach nur dem, was das populäre evangelische Bewußtsein spontan und gleichzeitig an den verschiedensten Stellen in Deutschland forderte.

Nur auf der Basis der Union mit der Fundamentallehre der heiligen Schrift kann der Protestantismus seiner Idee und seinem Ziele näher geführt werden. Der „Selbstauflösung des Protestantismus", welche die römisch-priesterliche Kirche so gern in sichere Aussicht stellt, kann nur durch den Ausbau der Union und die Anerkennung ihrer Doctrinen ein festes Bollwerk entgegengeworfen werden.

Als bald nach der Vereinigung der beiden Confessionen der reformirte Pfarrer Culmann, der lange Jahre in Leid und Freud' zu der Gemeinde in Bergzabern gestanden und sich in hervorragender Weise um das Zustandekommen der Union bemüht hatte, aus dem Leben schied, folgte Alt und Jung seinem Begräbniß, ein Leichenconduct, wie ihn Bergzabern noch nie gesehen hatte. Das strenge Festhalten an dem Dogmatismus von Seiten mancher Geistlichen hatte nur die Folgen, daß sich die gebildeten Kreise mehr und mehr von der Kirche abwendeten und sich mit philosophischer Gleichgiltigkeit über die christlichen Lehren und Geheimnisse wegsetzten.

III. Studienjahre und Romantik.

1. Gymnasialzeit in Speyer.

Unter den geschilderten Vorgängen hatte ich das erste Jahrzehnt meines Lebens zurückgelegt. Es möge mir daher gestattet sein, in die Berichte über die Zeitverhältnisse und geschichtlichen Erscheinungen des heimathlichen Landes einige Züge aus meinem eigenen Lebensgang einzuflechten. Wie ich bei der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse eines kleinen, abgeschlossenen Landes die Absicht hatte, zu zeigen, in welcher Weise sich die großen Weltbegebenheiten in einem von engem Rahmen umspannten Bilde abspiegelten, so sollen auch die autobiographischen Züge und Umrisse eines armen, unscheinbaren Jugendlebens nur dazu dienen, den Beweis zu liefern, daß der einzelne Mensch, wenn er die ihm von der Natur verliehenen Kräfte und Eigenschaften gebrauchen will, unter allen Verhältnissen, in günstigen wie ungünstigen Zeitläuften zu einer geachteten Lebensstellung sich emporzuarbeiten vermag. Ich bin in einer Lebenslage emporgewachsen, wie man sie sich kaum ärmlicher und ungünstiger denken kann, und bin ohne besondere Glücksfälle, ohne ungewöhnliche Begabung, ohne Protectionen oder Gönnerschaft, auf dem gewöhnlichen Wege arbeitsamer Thätigkeit und beharrlichen Fleißes zu einer bürgerlichen Lebensstellung gelangt, die, wenn sie sich auch nur in mittleren Sphären bewegt, doch Achtung und Anerkennung gebracht hat. Nach Rang und äußerer Auszeichnung habe ich nie gestrebt.

Im Jahre 1811 starb mein Vater, Conrad Weber, ein geringer Handwerker aus einem birkenfeld'schen Dorfe, der sich in Bergzabern niedergelassen und meine Mutter, Katharina Roll, geheirathet hatte,

erst 28 Jahre alt, an einem typhösen Fieber, das von den durchmarschirenden Soldaten eingeschleppt worden war. Er hinterließ seine Wittwe und mich, ihr einziges Kind, einen Knaben von drei Jahren, in ärmlichen Umständen.

Vor Jahren habe ich einen kurzen biographischen Abriß veröffentlicht unter dem Titel: „Mein Leben und Bildungsgang". Das Schriftchen wurde als Vorrede zu mehreren Auflagen meines „Lehrbuchs der Weltgeschichte" in weitere Kreise verbreitet und auch als selbständige Broschüre ausgegeben. Es sei mir gestattet, demselben einige Züge aus meiner frühesten Jugendzeit zu entnehmen und mit einigen Zusätzen erweitert in diese Aufzeichnungen einzuflechten.

Ich verlebte eine harte Jugend voll Arbeit und Entbehrung, voll Mühe und Sorgen, nur erheitert durch die mütterliche Liebe und die schöne Gegend, wo grüne Matten und waldige Höhen mit Rebhügeln und Ackerfluren abwechseln. Es war natürlich, daß unter solchen Umständen der Knabe früh einen ernsten Sinn zeigte und trotz eines weichen, empfindsamen Gemüthes und einer warmen Liebe zur Natur und Einsamkeit, die ihn durch's ganze Leben begleitet haben, sich bald an Selbstthätigkeit und praktisches Handeln gewöhnte. Zugleich erwarb ich mir den männlichen Muth, der mich befähigte, allen Schwierigkeiten des Daseins kräftig zu begegnen, allen Gefahren kühn entgegenzugehen, in allen Lagen meine eigenen Wege zu suchen und ohne Menschenfurcht standhaft meine Ziele zu verfolgen. Dieses Selbstvertrauen hat mich über manche ungünstige Lagen hinübergeführt. Es wurde gestärkt durch das Bewußtsein, daß meine Zukunft nur auf die eigene Kraft und Thätigkeit gegründet sei. Während sich andere Knaben an munteren Spielen ergötzten, mußte ich mich zur Unterstützung der Mutter mancherlei anstrengenden Arbeiten unterziehen und an Noth und Entsagung gewöhnen. So lange es die Witterung erlaubte, ging ich barfuß und in Hemdärmeln, und Sommer wie Winter trug ich dasselbe dünne Zeug. Ich sammelte Holz für den Winter, ich las Aehren in der Erntezeit. Ich suchte Beeren zum Verkauf in den ausgedehnten Wäldern der Umgegend, ich verrichtete leichtere Dienste um geringen Lohn. Der Wald war meine Heimath. Mittelst „Steigeisen", die ich mit Lederriemen an die Füße schnallte, und deren spitze Haken ich in die Baumrinde einstemmte, vermochte ich die höchsten glatten Stämme wie ein Eichhörnchen zu erklettern, um in deren Wipfel dürre Aeste mit einem Handbeil abzuhauen, die den Holzbedarf des Hauses lieferten. Wie

oft habe ich einigen Kameraden, meistens älter als ich, selbst aber weniger energisch und unternehmend, bei der gleichen Arbeit Hilfe geleistet! Denn schon als Knabe pflegte ich jedes Geschäft, das ich in Angriff nahm, mit Kraft und Ausdauer durchzuführen, eine Eigenschaft, die mir durch mein ganzes Leben treu blieb und der ich meine meisten Erfolge zu danken hatte. Die Waldhüter waren mir sehr gram. Ich wurde öfters vor dem Stadtgericht eingeklagt und wohl auch manchmal, weil meine Mutter die Geldstrafe nicht aufbringen konnte, auf einige Tage in das „Stockhaus" eingesperrt, um die Schuld abzubüßen. Ich hatte keine Vorstellung, daß ich eine strafwürdige Handlung begangen hätte. Die Bewohner von Waldorten wissen nicht weiter, als daß der Wald dem Volke gehöre und daß Holzung zum Hausbedarf erlaubt sei. Ihnen den Wald verschließen, wo sie Holz und Beeren sammelten, erschien ihnen als ein großes Unrecht. Ich habe in späteren Jahren, wenn ich las, daß man strengere Gesetze zum Waldschutz erlassen habe, gar oft an meine Jugend gedacht, und wenn ich auch eingestehen mußte, daß im wirthschaftlichen Interesse eine schärfere Aufsicht nöthig sei, so konnte ich mich doch nicht einer stillen Wehmuth erwehren, daß das Waldleben, die einzige kleine Poesie der armen Umwohner, den unteren Volksklassen versagt oder erschwert werden solle. In der Vorstellung des Volkes ist der Wald ein Gemeingut Aller, wie Wasser und Sonnenlicht; es gilt als das Recht der Armen, die Spenden der Natur zum Lebensbedarf zu verwenden.

Ich unterzog mich um so williger und unverdrossener allen diesen Mühseligkeiten, als mir die wackere Mutter mit ihrem Beispiel voranging. Sie hatte den Grundsatz, daß keine ehrliche Arbeit zur Schande gereichen könne, und daß jeder eigene Erwerb fremder Unterstützung vorzuziehen sei, ein Grundsatz, dem der Sohn sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Aber waren auch die Jugendjahre schwer und trat auch das Schicksal frühe hart an mich heran, so waren meine Tage doch nicht freudenleer. Meine Mutter besaß einen heiteren, gehobenen Sinn und ein empfängliches Herz für alle Eindrücke. Sie hatte die Kriegsstürme der französischen Revolution mit angesehen, ein Bruder war unter den Streitern für „Freiheit und Gleichheit" in's Feld gezogen, um nie wieder in das elterliche Haus zurückzukehren; das weitläufige Schloßgebäude, einst, wie früher erwähnt, der stille, friedliche Sommersitz der pfalzgräflichen Familie von Zweibrücken, war nebst den daran stoßenden Gärten und Häusern

der Hofbeamten und Hofdienerschaft verkauft und in Privatbesitzungen umgewandelt worden; alle diese Erlebnisse hatten sich ihrer Seele tief eingeprägt; sie bildeten den bedeutsamen Hintergrund ihrer lebhaften Erzählungen, wenn sie bei spärlicher Oellampe im kleinen, durchwärmten Stübchen die Winterabende im traulichen Gespräche mit dem Sohne zubrachte, zugleich mit emsiger Hand ihre Näharbeiten fördernd, womit sie den Lebensunterhalt erwarb. Ich entsinne mich noch eines Liedes, das aus jener Zeit stammte und mit den Worten schloß: „Soldat muß Alles werden, es sei Herr oder Knecht." Ich habe es später oft mit heller Stimme nachgesungen, wenn ich in dunkler Abendstunde über die Straße ging. Ein feinerer Sinn und ein verständiges, besonnenes Wesen erhoben sie über den Kreis, dem sie ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihren ärmlichen Vermögensverhältnissen nach angehörte. Sie kleidete sich sorgfältiger und setzte großen Werth darein, von den angeseheneren Familien mit Achtung und einer gewissen Auszeichnung behandelt zu werden, ein Bestreben, das nicht ohne Erfolg geblieben ist. Dabei war sie eine gottesfürchtige Frau, welcher Nichts über die Bibel ging.

Alle diese Eigenschaften und Charakterzüge gingen auf den Sohn über. Auch ich hatte von der ersten Jugend an den regen Trieb, mich über die Sphäre emporzuheben, in welche Geburt und Verhältnisse mich gestellt hatten, und war daher bemüht, den dürftigen Unterricht der geringen Volksschule, der einzigen mir zugänglichen Bildungsanstalt, durch Privatlectüre zu ergänzen. Aber ohne Rath und Anleitung las ich Alles, was mir unter die Hände kam und die dürftige Leihbibliothek des Ortes dem Verlangenden darbot. Da unter den Büchern, deren ich habhaft werden konnte, sich viele Romane aus der Zeit der Romantik befanden, so füllte sich meine jugendliche Phantasie mit einer Welt von wunderbaren Gebilden und Traumgestalten, die den Sinn lange umfangen hielten, bis in der Folge die Geschichte und das wirkliche Leben den Schleier zerrissen. Ich behalte mir über diese Zeit der Romantik einige Bemerkungen für die Jahre vor, da ich dieser Periode und ihren Einflüssen auf die Empfindungswelt näher trat. Mein Gemüths- und Gefühlsleben wurde dadurch allzu mächtig angeregt und in eine fast krankhafte Sentimentalität geleitet. Aber wie wunderlich auch die Vorstellungen und Phantasiegebilde in dem jungen Kopfe sich gestalteten, und wie empfindsam für alle Eindrücke mein Gemüth wurde, eine gute Folge hatte diese einseitige Ausbildung und Erregung einzelner Seelenkräfte durch unangemessene Lectüre: die

Schwierigkeiten des wirklichen Lebens, die zwingenden Gewalten der Realität, die tausend Hindernisse, die sich dem Dürftigen in den Weg stellen, blieben mir verborgen. Ohne Kenntniß der Welt und der menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, betrat ich mit einer Art Naivetät eine Laufbahn, von der mich jede praktische Einsicht hätte zurückhalten müssen; und mein weiches Herz machte mich empfänglich für jeden Beweis der Liebe und Theilnahme und verschaffte mir in der Folge manchen theuern Freund und Gönner. Für den Augenblick hatte ich allerlei Anfechtungen und Spöttereien seitens meiner Altersgenossen zu erleiden, daß ich mich von der Heerde verlaufen wollte. Gar Mancher trägt aus den Widerwärtigkeiten und den Entbehrungen der Jugend ein mürrisches Temperament, eine verbitterte Stimmung für das ganze Leben davon: dank den liebevollen Eindrücken im Mutterhause habe ich stets einen menschenfreundlichen Sinn, ein heiteres, wenn auch etwas elegisch angewehtes Gemüth bewahrt. Ich betrachtete die Verschiedenartigkeit der Geschicke, die Ungleichheit der Lebensstellungen als eine natürliche oder göttliche Weltordnung, in die sich der Einzelne fügen und finden müsse. Je aufrichtiger und williger dies geschieht, desto froher gestaltet sich ihm das Leben.

Es ist ein erhebendes Gefühl, wenn man nach siegreich überwundenem Ringen um die Existenz auf die vergangenen Jahre der Noth und Armuth zurückblicken kann, wenn man mit Befriedigung sagen darf, daß man seines eigenen Glückes Schmied gewesen. Aber dennoch hat Jeder Ursache, sein günstiges Geschick zu preisen, der seine Kindheit in einer gebildeten Familie, in einem wohlgeordneten Hause verlebt hat. Nicht deshalb, weil sein Leben reicher an frohen Stunden und Genüssen ist, denn auch die Jugend des Armen ist nicht leer an Freuden, an Frohsinn und Heiterkeit; sondern weil er besser gerüstet und vorbereitet in den Kampf um's Dasein eintritt, weil er aus dem Elternhause Güter und Gaben als Erbtheil in die Welt mitnimmt, die der Arme und Geringe stets entbehren oder sich mühsam erwerben muß. Alle jene socialen Künste und Kenntnisse, alle jene feineren conventionellen Umgangsformen, welche dem Sohne eines gebildeten Hauses den Eintritt in die Welt erleichtern, ihm die Thüren in die gesellschaftlichen Kreise öffnen, waren mir völlig unbekannt. Ich mußte mir Alles selbst zu eigen machen. Ich brachte nichts mit als eine empfängliche Naturanlage, einen angeborenen Widerwillen gegen alles Gemeine, Ordinäre und Häßliche; alle übrigen Besitzthümer, die eine sorgfältigere Erziehung, ein mannigfaltiger ge-

hobener Unterricht verleihen, gingen mir ab. Wenn ich dennoch in reiferen Jahren nie unter Diejenigen gerechnet ward, denen die „Zucht der Bildung" mangelte, so hatte ich es bloß der Empfänglichkeit meiner Natur für alle feineren und edleren Eindrücke und Erscheinungen zu verdanken. Nicht durch Beobachten Anderer, was immer eine bewußte Absicht voraussetzen würde, die mir fern lag, sondern nur durch Aufmerken, Wahrnehmen und innerliches Aneignen habe ich die Sitten, Eigenschaften und Formen erworben, die als Kennzeichen der Bildung gelten. Angeborene Anlage wird stets die homogenen Elemente aus der Außenwelt in sich aufnehmen und sie der eigenen Natur einverleiben. Auf diese Weise wird das Leben selbst die wirksamste Schule.

So erreichte ich das siebenzehnte Jahr, ohne noch einen Beruf gewählt zu haben. Meine schöne Handschrift hatte mir einige Jahre vorher, noch ehe ich das schulpflichtige Alter zurückgelegt, Zutritt bei dem Decan des Orts verschafft, der mich zu Schreiberdiensten gebrauchte und mir dafür einigen Unterricht im Latein ertheilte. Im Umgange mit dem gebildeten Manne, und seiner Familie erlangte ich manche anregende Belehrung und die bessere und gesündere Lectüre, wozu mir dieser die Anleitung und Hilfsmittel gewährte, gab meinem wißbegierigen Geiste eine höhere Richtung. Daneben ließ mich ein Pfarrvicar, der einige Knaben aus angeseheneren Familien im Französischen und einigen anderen Fächern unterrichtete, unentgeltlich an seinen Lehrstunden Theil nehmen. Schon damals war die Geschichte meine Lieblingsbeschäftigung, und die große Welt des Alterthums erfüllte mein jugendliches Herz mit Begeisterung. Da erwachte der Wunsch zum Studiren in meiner Seele mit solcher Stärke, daß er alle Schwierigkeiten, die bei meiner unbemittelten Lage einem derartigen Streben im Wege standen, überwand. Durch eigene Anstrengung, ohne einen Lehrer, erwarb ich mir innerhalb sechs Wintermonaten im Lateinischen und Griechischen die nöthigen Kenntnisse, um in das Gymnasium in Speyer eintreten zu können. Der letzte Sparpfennig war aufgewendet worden, um Lesebücher und Grammatiken anzuschaffen, die ich ohne Anleitung und Methode durch Auswendiglernen der Wörter, Regeln und Paradigmen meinem Gedächtniß einprägte. Meine Nahrung bestand während der Zeit meistens in Kartoffeln, die ich mir selbst zubereitete, da die Mutter häufig zum Nähen aus dem Hause ging. Vier Gulden in der Tasche verließ ich dann um Ostern 1825 schweren Herzens den heimathlichen Ort, um mich auf die neue Lebensreise zu begeben. Es war das

erste Mal, daß ich die stille Wohnung der Mutter auf längere Zeit verließ und der liebevollen Pflege und Aufsicht entsagen mußte. Da empfand ich auch zum erstenmal die schmerzlichen Gefühle des Heimwehs, gegen welche ich nur in dem beruhigenden Einfluß der stillen Natur Erleichterung und Heilung fand. Dieses drückende Gefühl überkam mich auch in späteren Jahren, so oft ich den Aufenthalt wechselte und einen fremden Ort mit dem gewohnten vertauschte. Vielleicht geschah es aus Rücksicht für mein vorgerücktes Alter und für die Reife des Geistes, die ich in andern Gegenständen, namentlich im deutschen Aufsatze, bekundete, daß man mich in eine Klasse wies, für die mich meine mangelhafte sprachliche Vorbildung kaum befähigt hätte. Aber durch ernsten Fleiß arbeitete ich mich bald nach; an Entbehrung gewöhnt, hatte ich nur geringe Bedürfnisse, die ich theils durch Privatunterricht, theils durch das Wohlwollen einiger befreundeten Familien bestritt, bis mich ein Staats-Stipendium von den bittersten Nahrungssorgen befreite. So konnte ich im Herbst 1828, nach einem Aufenthalt von viertehalb Jahren, mit dem Gymsial- und Lycealabsolutorium erster Note versehen, die Universität im zwanzigsten Jahre meines Alters beziehen. Vor meinem Abgange von Speyer machte ich eine Fußreise nach dem Geburtsort meines Vaters, dem birkenfeld'schen Dorfe Bosen. Aus dem Nachlaß meines Großvaters, der um diese Zeit starb, war mir ein kleines Grundstück als Erbtheil zugefallen, für das mir ein dortiger Bauer 60 Thaler in baarem Gelde bezahlte. Mit dem größten Theil der Summe kaufte ich auf dem Heimwege in Zweibrücken Tuch zu einem Anzuge, das ich auf dem Rücken in einem Reisesacke nach Hause trug. Dieser Anzug mußte für die ganze Studienzeit ausreichen. Bald nachher befiel mich ein Nervenfieber, welches ich mir wahrscheinlich durch öfteres Trinken kalten Wassers auf dem ermüdenden Heimwege zugezogen hatte. Doch genas ich bald wieder und konnte zu rechter Zeit die Reise nach der Universität antreten. Ich wanderte zu Fuße durch das schwäbische und fränkische Land nach Erlangen in der Absicht, Theologie zu studiren. Aber ich änderte bald meinen Entschluß. Geschichte und alte Literatur, für die mich in Speyer mein Lehrer Anselm Feuerbach auf's Neue zu begeistern gewußt, waren die Fächer, denen ich mich bald ausschließlich widmete. Der befreundete Verkehr mit diesem geistreichen, kunstsinnigen Manne, der einige Jahre später als Professor der Archäologie nach Freiburg im Breisgau berufen wurde, gehört zu den schönsten Errungenschaften meines jugendlichen Lebens. Feuer-

bach, eine gemüth- und phantasiereiche Natur von poetischer Anlage und idealem Streben, fühlte sich fremd in einer Umgebung, die ihn wenig verstand; er nahm daher die warme Hingebung des schüchternen Jünglings theilnehmend entgegen und lohnte Vertrauen mit Vertrauen. Das treffliche Werk über den vaticanischen Apollo, mit welchem Feuerbach damals beschäftigt war, öffnete seinem Verehrer zum erstenmal den Blick in die schöne Welt antiker Kunst, der ich in der Folge so manchen edlen Genuß zu verdanken hatte. Die Göttin des Glückes hatte dem trefflichen Manne in seinem Leben nur wenige ihrer goldenen Früchte zugetheilt, und die holde Euphrosyne schlug nur selten ihren Sitz in seinem Gemüthe auf; aber ich habe ihm die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe über das Grab hinaus treu bewahrt, und habe es stets als eine günstige Fügung des Geschickes angesehen, daß mir in späteren Jahren ein freundlicher Verkehr mit den nächsten Angehörigen des früh Dahingeschiedenen vergönnt war. Frau Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich, Verfasserin des literarhistorischen Charakterbildes „Uz und Cronegk" (Leipzig 1866), ist die Bearbeiterin der unter Leitung und Mitwirkung von Georg Weber erschienenen „Oeser'schen Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht" in den drei letzten Auflagen. Sie war es, die den jungen Sohn ihres Gatten aus erster Ehe, den Historienmaler Anselm Feuerbach, auf die Bahn führte, die ihn dereinst zu der Höhe der Kunst emportragen sollte. Aber auch ihn hat das herbe Geschick in ein frühes Grab gestürzt. Das von der Mutter herausgegebene „Vermächtniß" führt den Leser in ein Kunstleben ein, das reich war an Mühe und Arbeit, an Entsagung und Täuschungen, aber auch reich an genialem Schaffen, an Geistesgaben mannigfacher Art und an Sinn und Verständniß für alles Ideale. Auch mit dem Mathematiker und Physiker Fr. M. Schwert, einem genialen Autodidakten, war ich in nähere Verbindung gekommen; diesem geistvollen und anregenden Manne, einem Schwiegersohn des früher erwähnten Butenschön, verdanke ich das Meiste, was ich von diesen Wissenschaften in's spätere Leben hinübergerettet habe. Er hatte in seinem langen Leben mehr als irgend ein Sterblicher nach dem Himmel geschaut und den Schöpfer in seinen Werken zu erkennen gesucht; dennoch hat sich die Geistlichkeit von seiner Beerdigung fern gehalten, weil er nicht zur Beichte gegangen. Dagegen haben ihm seine zahlreichen Verehrer aus der Speyerer Bürgerschaft im Domgarten ein Denkmal mit seiner Büste errichtet. Von den übrigen Lehrern habe ich wenig gelernt, was mir von dauerndem

Nutzen im Leben gewesen wäre, am wenigsten von dem Rector, dessen Namen ich mit Stillschweigen verehren will. Sein Wissenskreis war von geringem Umfang, um so größer war sein Einfluß bei der Regierung. Wenn er auch nicht der Gesellschaft Jesu als Ordensglied angehören mochte, so handelte und lehrte er doch in jesuitischem Geiste. Für den Genius des Alterthums hatte er wenig Verständniß. Zu der liberalen Partei, welche in der Mittelklasse der Bevölkerung die öffentliche Meinung beherrschte, stand er in scharfem Gegensatz, wußte aber mit Klugheit alle Wogen zu durchschiffen, an allen Riffen und Brandungen vorbeizusegeln. Wohl war der Lycealprofessor Schünlein ein kenntnißreicher und belesener Mann; aber er wußte sein Wissen nicht zu verwerthen. Obwohl er stets ein Notizenbüchlein mit sich führte, in das er alle guten und originellen Gedanken, die ihm durch den Kopf fuhren, einzuschreiben pflegte, hat er doch keine namhafte literarische Leistung, die einen dauernden Werth gehabt hätte, zu Stande gebracht. Nur eine Sammlung aphoristischer Aufsätze, Sprüche und Gedankenblitze gab Zeugniß von seiner umfassenden Belesenheit, seinem verständigen Urtheil. Zwei meiner Mitschüler, Fr. Blaul und Karl Spatz, die durch Talent und rasche Auffassungsgabe hervorragten, machten sich in der Folge einen Namen, jener als Prediger durch eine Beschreibung der Pfalz, „Träume und Schäume" betitelt, mit gemüthlichen, theilweise sentimentalen Tönen und einigen lyrischen Gedichten von ähnlicher Färbung; der Andere widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde Advocat und Mitglied des Frankfurter Reichsparlaments in den Jahren 1848 und 1849, wo er seinen Sitz auf der Linken nahm. Noch jetzt ist es mir erinnerlich, wie er bei der Abstimmung über den zu wählenden Reichsverweser mit heller Stimme den Namen Johann Adam von Itzstein ausrief.

Es war ein guter Gedanke, daß man in früheren Jahren die Universitäten in kleinere Orte mit schöner Umgebung verlegte und, wo es möglich war, nicht gar weit von einer größeren Stadt. Denn die Musen schweigen nicht nur unter den Waffen, sie vermeiden auch gern den lauten Markt des Lebens.

„Arm am Beutel, krank am Herzen", d. h. am Heimweh leidend, betrat ich die kleine Universitätsstadt Erlangen, wo ich meine akademischen Studien beginnen sollte. Es gibt keine angenehmere Zeit als das erste Studienjahr. Doch darf man nicht, wie ich, auf einen „Wechsel" von wenig über hundert Gulden beschränkt sein. Zu einer höheren Summe konnte ich es nicht bringen, und von der armen

und kränklichen Mutter konnte ich keine Nachhülfe erwarten. Es ging mir auch kümmerlich genug. Ich hatte gehofft, mir durch Privatunterricht etwas verdienen zu können, wie es mir in Speyer gelungen war; aber die kleine Stadt mit einer keineswegs reichen Einwohnerschaft bot wenig Gelegenheit, und da die Mehrzahl der Studirenden protestantische Theologen waren, die an das Elternhaus wenig Ansprüche erheben durften und darum auf Nebenverdienste angewiesen waren, so blieben meine Hoffnungen unerfüllt. Da mußte ich mich sehr umsichtig nach der Decke strecken. Den Luxus eines Frühstücks mußte ich mir versagen und mich mit einem Glase Wasser begnügen, wie ich es schon von Speyer her gewohnt war. Der Mittagstisch, den ich mit mehreren Commilitonen theilte, kostete 12 Kreuzer. Es war freilich kein Lucullisches Mahl. Am Abend stillte ich den Hunger in der „Kneipe" mit einem Stück Schwarzbrot zu einem Seidel Bier. Dennoch war ich guter Dinge; der sorglose Sinn der Jugend, der so leicht über dem Heute das Morgen vergißt, gibt sich gern der Heiterkeit und dem Genusse des Augenblicks hin. Spaziergänge mit Studiengenossen in der anmuthigen Hügellandschaft, geselliges, zwangloses Zusammenleben „mit wenig Witz und viel Behagen", unter Gesang und Gesprächen voll heiterer Unbefangenheit wechselten mit Vorlesungen und mit Uebungen auf dem Fechtboden ab, und an den guten Schlaf im kleinen Hinterstübchen habe ich in späteren Jahren oft mit Sehnsucht zurückgedacht. Auch auf der Kegelbahn verweilte ich gern und erlangte in dieser Kunst eine solche Gewandtheit, daß bei dem Uebergang zum Brandfuchs, wobei in einem heiteren Kreise von älteren Studenten den jüngeren Genossen in witzigen Ansprachen und Anspielungen ihre anerkanntesten Charakterzüge oder ihre kleinen Fehler und Schwächen vorgeführt wurden, man mich zum Kegeldoctor promovirte. Wie ich schon früher bemerkte, hängt die Freudigkeit des Gemüths keineswegs von der reicheren oder ärmeren Lebensstellung ab, sondern vielmehr von einer zufrieden und genügsam angelegten Natur, die sich am Kleinen und Geringen erfreuen kann und neidlos auf die Bessergestellten blickt. Nur darin besteht ja der Vorzug der Jugend und der ersten Studentenjahre, daß man sich nicht vornehm nach Stand und Vermögen abschließt, daß an den geselligen Unterhaltungen Alle Theil nehmen können, daß viele und gerade die edelsten und reinsten Genüsse dem Dürftigen wie dem Wohlhabenden gleichmäßig zu Theil werden können.

Und so ist auch für mich das Studienjahr 1828/29, das ich in Erlangen verbrachte, mein ganzes Leben hindurch in froher Erinnerung geblieben, wenn es gleich auf meinen künftigen Lebensberuf und Entwicklungsgang keinen entscheidenden Einfluß geübt hat. Das Hauptcontingent der Studirenden in Erlangen bildeten zu allen Zeiten die protestantischen Theologen. Viele Jahre lang wurde die gesammte Geistlichkeit der unirten Kirche Bayerns dort zu ihrem Pfarrberuf ausgebildet. Die positive Richtung war die vorherrschende; die Theologen der Pfalz, die eine freiere Luft eingeathmet hatten, wurden von ihren Kameraden aus Franken und Schwaben als halbe Heiden angesehen. Der einzige bedeutende Professor der theologischen Facultät, Winer, wandelte nach der Ansicht Vieler nicht auf dem correcten Weg, der zur Seligkeit führt, so sehr er sich auch bemühte, eine mittlere Stellung zu behaupten. Sein lebendiger Vortrag in rasch fließender Rede und seine tiefen Kenntnisse auf dem Gebiete der Bibelsprache und Bibelforschung zogen die Studirenden in großer Menge in seinen Hörsaal; doch fühlte sich der Gelehrte so wenig in Erlangen heimisch, daß er bald* einem Rufe nach Leipzig folgte. Auch ich gehörte zu seinen (* 1832) Zuhörern, da ich mit der Absicht gekommen war, Theologie zu studiren; allein ich fühlte bald, daß der geistliche Beruf meiner Natur nicht entspreche, und widmete mich mehr den philologischen und historischen Studien. Doch habe ich mein ganzes Leben lang eine große Neigung für die Interessen der Kirche bewahrt. Habe ich doch in der Folge den kirchengeschichtlichen Studien den größten Eifer zugewendet. Das Suchen und Forschen nach dem Zusammenhang der Menschenseele mit der Gottheit, der Entwicklungsgang der religiösen Erkenntniß unter allen Völkern und Zeiten galt mir immer als das höchste und wichtigste Anliegen menschlicher Thätigkeit, als die erste Aufgabe alles geistigen Strebens. Dieses Interesse für die religiösen Dinge galt freilich nicht dem Dogma, nicht der Bemühung, eine feste orthodoxe Glaubensregel zu gewinnen; das Streben nach dem Göttlichen, auf welchen Pfaden es sich immer bewegt, die Belebung des in der Menschenbrust verborgenen Gottesfunkens zur leuchtenden Flamme, die Gewinnung einer religiösen Ueberzeugung, die als Leitstern durch die verschlungenen Pfade des Lebens führt, blieb stets mein eifrigstes Trachten. Wenn mehr als ein halbes Jahrhundert später die theologische Facultät in Heidelberg mich zum Ehrendoctor ernannte, geschah es wohl weniger in Anerkennung meiner wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, als wegen des warmen Interesses für die religiösen

Seiten in der Menschengeschichte. Es war ganz zutreffend, wenn einst Hundeshagen in einer Recension meiner englischen Kirchengeschichte die Bemerkung machte, man sehe, daß ich kein Theologe sei, und dann bei einer späteren Veranlassung im Kreise seiner Collegen mir auf die Schulter schlagend verbessernd hinzufügte: „Und er ist doch ein Theolog!" So war es in der That. Der Theologie als Profession sagte ich Valet, der Theologie als Mittel und Weg zur Erkenntniß des Göttlichen blieb ich immer treu.

Wie in dem akademischen Leben die Theologie vorherrschte, so in dem studentischen Vereinswesen die burschenschaftlichen Verbindungen. Die heißen Jahre der Verfolgung wegen demagogischer Umtriebe waren vorüber oder im Verschwinden begriffen. Ueberhaupt war ja in Süddeutschland die ängstliche Ueberwachung und Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung unter der akademischen Jugend nie so weit getrieben worden wie in Preußen. Doch schwebte der Name und Bund der allgemeinen Burschenschaft den Regierungen immer noch wie ein unheimliches Gespenst vor den Augen. Die Studenten, die sich zu burschenschaftlichen Grundsätzen bekannten, vermieden daher den verpönten Namen und legten sich solche bei, die wenigstens das germanisch vaterländische Grundelement erkennen ließen. Auch gingen sie in verschiedenen Fractionen auseinander, wie es bei jeder corporativen Genossenschaft in Deutschland zu geschehen pflegt. So bestanden auch in Erlangen damals drei burschenschaftliche Verbindungen mit gegenseitigem Verruf: Arminia, Germania, Teutonia. Es war weniger eigene Wahl, was mich der letzteren zuführte, als der Einfluß und das Beispiel eines Studiengenossen, mit dem ich in näheren Verkehr zu treten wünschte. Ich war von meinem Lehrer Anselm Feuerbach in Speyer an seinen Bruder Friedrich, den jüngsten Sohn des berühmten Criminalisten, empfohlen und von diesem freundlich aufgenommen worden. Er hatte schon ein Jahr in Erlangen studirt und wollte sich zum Orientalisten ausbilden. Er gehörte der Teutonia an und so trat auch ich in diese Verbindung ein und wurde mit der Zeit ordentliches Mitglied. Ich habe das schwarz-roth-goldene Band lange als theures Andenken aufbewahrt, und es hat mir große Freude gemacht, als in den Heidelberger Jubiläumstagen die Burschenschaft „Alemannia" durch eine Deputation mir ein neues Band überreichen ließ. Es war mir zu Muthe wie vier Jahre vorher, als mir die philosophische Facultät das erneuerte Doctor-Diplom zustellte. Ich nahm die Ehrengabe um so freudiger an, als ich mir bewußt war,

daß ich den Grundsätzen, welche den Kern und die Unterlage der burschenschaftlichen Verbindungen bilden, stets nachgelebt habe.

Auch der Teutonia gehörten viele Theologen an, und zwar von der positiven Richtung. Doch befand sich unter den Mitgliedern auch eine Anzahl Juristen, Söhne angesehener Patricier- und Kaufmannsfamilien, wie v. Tucher, v. Kreß, v. Grundherr, v. Hammer und Kalb, welche einen überwiegenden Einfluß ausübten und dadurch die sectenartige Abgeschlossenheit fern hielten. Auch ein Puchta und ein Gareis, zwei geehrten Erlanger Häusern angehörend, waren Mitglieder der Teutonia. Manche haben in der Folge ansehnliche Stellungen im bayerischen Staatsdienste erlangt. Aber da unsere Lebenswege bald auseinander gingen, hat sich die studentische Freundschaft frühe verloren. Alle, die mir damals näher traten, sind bereits aus dem Leben geschieden; aber meinem Gedächtniß schweben sie noch so lebendig vor, wie vor 58 Jahren. Meine Pfälzer Landsleute gehörten sämmtlich den beiden andern Fractionen, Germania und Arminia, an. Sie hatten meistens das Zweibrückener Gymnasium besucht und waren mir daher wenig bekannt geworden. Und nun kamen wir auch in Erlangen einander nicht näher. Es lag überhaupt von jeher in meinem Charakter, daß ich mich von der großen Heerde verlief und meine eigenen Wege suchte. Ich schöpfte am liebsten meine geistige Nahrung aus meinem eigenen Innern. Ich weiß wohl, daß diese Richtung leicht zum Träumer macht; aber wie viele edle Genüsse und ideale Güter entstammen auch einer solchen contemplativen Neigung. Für das praktische Leben ist ein reger Verkehr mit Welt und Menschen förderlich und rathsam; für künstlerisches und wissenschaftliches Schaffen ist stilles, einsames Nachdenken die anregendste Werkstätte, der fruchtbarste Quell von Gedanken und Gefühlen.

Auch in den politischen Ansichten herrschte in Erlangen eine andere Strömung, als ich sie von Jugend an kennen gelernt hatte. Während man in der Pfalz noch in den Erinnerungen an das Kaiserreich lebte und gerne von alten Zeiten redete, waren die Frankenländer gut bayerisch gesinnt. Man feierte den König Ludwig, dessen Gedichte um diese Zeit im Druck erschienen, und den Minister Schenk, der aus Sophokles und Procop sein historisches Drama Belisar zusammengestellt hatte. Freilich hatte man in dem mittleren Frankenland andere Eindrücke von der Napoleonischen Gewaltherrschaft, als in den Rheingegenden. Hatte sich doch das Schicksal Palm's, neben der Ermordung des Duc d'Enghien die dunkelste That des französischen

Machthabers, in Nürnberg abgespielt. Ein im Ganzen werthloser und längst verschollener Roman, worin die tragische Begebenheit den Mittelpunkt bildete, ging in der Erlanger Studentenschaft von Hand zu Hand. Die Vereinigung der Fürstenthümer Anspach-Bayreuth und des Bisthums Würzburg mit Bayern war für diese Länder immerhin ein Gewinn. Nach der Misère fürstlicher und geistlicher Kleinstaaterei sehnten sich nur Wenige zurück, und die preußische Herrschaft war zu kurz gewesen, als daß sie tiefere Wurzeln hätte schlagen können. Man blickte nicht, wie am Rheine, auf eine stolze Vergangenheit zurück und war zufrieden, einem Königreich, wenn auch von mäßigem Umfang, anzugehören. Und wenn die Nürnberger nach München kamen, konnten sie in der Ruhmeshalle die Wahrnehmung machen, daß der neue König wohl zu würdigen wußte, welchen Glanz das vergangene Kunstleben der Reichsstadt Nürnberg auf sein ganzes Land niederstrahlte. Die bayerische Ruhmeshalle würde sehr dürftig ausgefallen sein, hätten nicht die fränkischen Städte, insonderheit Nürnberg, die geistige Armuth von Altbayern mit ihren Schätzen der Kunst und Wissenschaft bereichert, die einheimischen Größen wie Westenrieder und Kreitmayr mit Namen von europäischem Rufe vermehrt. Freilich mochten die fränkischen Besucher der Hauptstadt bei dem Gedanken, wie viele Söhne ihres Landes einst der bayerische König als Rheinbundsfürst und Vasall des corsischen Imperators zu der großen Armee nach Rußland geliefert hatte, wo sie erfroren, verhungerten oder von den Lanzen der Kosaken durchbohrt wurden, bedenklich und verwundert den Kopf schütteln, wenn sie auf dem Obelisken die Inschrift lasen: „Auch sie starben für das Vaterland!"

Nicht bloß dem burschenschaftlichen Studentenleben führte mich Friedrich Feuerbach zu, er bestimmte mich auch, an den Sanskritstudien Theil zu nehmen. Der Dichter Friedrich Rückert gehörte damals der Universität Erlangen an. Unter der kleinen Zahl von Studirenden, die er zu akademischen Uebungen in der indischen Sprache und Literatur um sich versammelte, war Feuerbach weitaus der erfahrenste und geschickteste. Rückert hielt große Stücke auf ihn; er erblickte in ihm einen der ersten Orientalisten der Zukunft und hatte ihm schon eine wissenschaftliche Arbeit zugedacht, die ihm eine Stelle unter den hervorragendsten Kennern der noch neuen Wissenschaft der Sanskritliteratur verschaffen sollte. Aber Feuerbach hatte nicht den Fleiß und die strebsame Natur des Meisters. Während dieser, der in seiner Jugend ein kostspieliges englisches Sanskrit-Wörterbuch in drei Folio-

bänden eigenhändig abschrieb, durch unermüdliche Arbeitskraft seine Kenntnisse fort und fort erweiterte und sich zum fruchtbarsten Dichter und Uebersetzer emporschwang, litt der Schüler an einer Indolenz, die sich zuletzt zu einer krankhaften Unthätigkeit gestaltete und ihn zu einem unnützen Glied der Menschheit werden ließ. Ein kenntnißreicher Philolog und Sprachforscher, auch dichterisch begabt, besaß Feuerbach alle Eigenschaften, um in Rückert's Fußstapfen zu treten. Aber Trägheit und Arbeitsscheu zerstörten Keime und Früchte. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Paris, wo er an Chézy, Bournouf, Rémusat die Meister fand, die ihn auf den Gipfel der orientalischen Wissenschaft hätten emporheben können, kehrte er nach Deutschland zurück, ohne sich irgend einem Lehrberuf zuzuwenden. Von da an lebte er in Nürnberg wie ein Klausner oder Troglodyte abgeschlossen von der Welt. Sein Vater hatte sich einst nach der Vollendung des bayerischen Criminalgesetzbuches von dem König als Gnade für seine Leistung eine jährliche Leibrente von vierhundert Gulden für jedes seiner Kinder ausgebeten. Dieses Einkommen war für den bedürfnißlosen Gelehrten zureichend, um ihm jede weitere Einnahme entbehrlich zu machen. Er führte das Leben eines armen Studenten, wohnte in einem kleinen Zimmer, das er selbst in Ordnung hielt, und lieferte den Beweis, wie einst Diogenes in der Tonne, wie wenig zum Lebensunterhalt erforderlich sei. Einige kleine Schriften und Aufsätze von seiner Hand, welche er in den ersten Jahren seiner Zurückgezogenheit zum Theil in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ludwig veröffentlichte, entsprachen keineswegs seinen geistigen Fähigkeiten. Später hörten auch diese Arbeiten auf, und bei seinem Tode fand man nichts vor als einige dilettantische Versuche zur Erklärung englischer Sprichwörter[1]. Ihm selbst scheint ein so verkommenes Dasein endlich zur Last geworden zu sein. Als man ihm den plötzlichen Tod

---

[1] In einem Jahrbuch, das jedoch keinen Erfolg hatte und bald einging, las man einst folgendes Epigramm von ihm:

Morgenschlummerbetrachtung eines Faullenzers:

Sonntag-Morgen:
Heute hab' ich nichts zu thun,
Will ein Stündlein länger ruh'n.

Montag-Morgen:
Heute hab' ich viel zu thun,
Will ein Stündlein länger ruh'n.

Das kam ihm von Herzen und konnte als ironisches Selbstbekenntniß gelten.

seines Neffen, des berühmten Malers Anselm Feuerbach, meldete, sprach er: „Der Tod hat sich in der Person eines Feuerbach vergriffen.“ Ein Jahr nachher schied auch er aus dem Leben.

Die geniale Anlage in einer Familie führt nicht immer zum Lebensglück. Nur durch Gleichmaß und das harmonische Zusammenwirken aller Seelenkräfte kann der Mensch zu einer für ihn selbst, wie für Andere nützlichen und ehrenvollen Lebensstellung gelangen.

Schon zur Zeit meines Erlanger Aufenthaltes war Friedrich Rückert ein bekannter Dichter, wenn er gleich noch nicht auf der Höhe des Ruhmes stand, den er sich in der Folge durch seine eigenen zahlreichen Gedichte, wie durch seine Uebersetzungen aus dem Indischen und Arabischen erworben hat. Kein Deutscher, nicht einmal Platen hat ein so sprach- und formgewandtes Talent entfaltet, wie Rückert. Auch das Ausland bewunderte die Meisterschaft, womit er die Erzeugnisse fremder Völker der deutschen Nation zuführte. Er überwand alle Schwierigkeiten der Form, der Sprache, des Versbaues und wußte auch spröde didaktische Gedanken und Stoffe in glatte Verse zu kleiden. Ich besuchte auch seine exegetischen Collegien, insbesondere das über die kleinen Propheten. Der Vortrag und die Erklärung waren nicht anziehend und wurden durch seine etwas unbeholfene Persönlichkeit nicht gehoben; dagegen waren die Uebersetzungen, die er den Zuhörern in die Feder sagte, lauter Meisterstücke, originell in der Kraft der Ausdrücke.

Oft sah man den hochgewachsenen Mann mit den langen, herabwallenden Haaren langsamen Schrittes durch den Schloßgarten wandeln, unter dem Arm eine Schreibmappe, um die Gedanken und Verse, die ihm leicht und in Fülle zuströmten, sogleich niederzuschreiben.

In Speyer und Erlangen lernte ich die Romantik von einer anderen Seite kennen, als sie mir in der Bergzaberer Knabenzeit begegnet war. Da diese Geistesrichtung auf meinen eigenen Bildungsgang vielfach eingewirkt hat, bald anziehend, bald abstoßend, so dürfte es am Platze sein, meine Ansichten über ihre Bedeutung und ihren Einfluß auf die Bildung der Zeit in einigen Worten anzudeuten.

Ueber das Wesen, den Charakter und die Bedeutung der romantischen Schule ist von namhaften Schriftstellern, wie Gervinus, Haym, Hettner u. A., so viel Treffliches geschrieben worden, daß es mir nicht einfallen kann, zu wiederholen oder zu widerlegen, was von Anderen historisch oder genetisch dargestellt ist. Ich beabsichtige nur meine eigene Auffassung über den Charakter und die Wirkung dieser geistigen

Zeitrichtung klarzustellen, in einigen Zügen und Umrissen anzugeben, wie ich mir durch Erfahrung, Lectüre und Nachdenken über die Entwicklung und Gestaltung der romantischen Weltanschauung einen richtigen Begriff und ein wahres Bild zu verschaffen gesucht.

Außer der klassischen Bildung des Alterthums hat kein geistiges Schaffen solchen Einfluß auf das gesammte innere Leben einer Generation ausgeübt, wie die Geistesrichtung, die man als romantische Schule bezeichnet. Mit Recht hat man daher auch Klassisch und Romantisch als Gegensätze aufgefaßt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Wurzeln der neuromantischen Schule, wie sie sich im Laufe der Jahre entwickelt und als geistige Atmosphäre über eine fast dreißigjährige Zeitperiode gelagert hat, in der Opposition wider die Weltanschauung und die philosophischen Doctrinen des 18. Jahrhunderts und die Grundsätze der französischen Revolution zu suchen sind. Die Romantik war eine Contrerevolution im Gebiete des geistigen Lebens gegenüber der politischen und socialen Revolution der neunziger Jahre in Paris. Ja man darf einen parallelen Gang in der Genesis und Entwicklung annehmen. Die dominirende Weltanschauung des 18. Jahrhunderts barg viele edle Ideen und Elemente in ihrem Schoße. Oder waren nicht die Humanitätsbestrebungen, die ein menschenwürdigeres Dasein zu schaffen suchten, war nicht die Geltendmachung eines allgemeinen Naturrechts gegenüber der bestehenden Rechtsungleichheit der Stände, waren nicht die philanthropischen Unternehmungen in allen Gebieten des socialen Lebens Keime und Regungen edler Menschlichkeit? Ebenso fußte auch die Romantik in den Anfängen ihres Werdens auf Aussprüchen und Ansichten, welche durch Goethe, Schiller, Herder und andere Heroen der weimar-jenaischen Geistesritterschaft aufgestellt und in alle Welt verbreitet waren.

Aber wie sich in Paris die Theorien des Natur- und Menschenrechts zu dem Dogma von der Freiheit und Gleichheit zuspitzten und die Jünger und Anhänger im Jacobinerclub zu einer fanatischen Secte sich vereinigten, welche die ehrenwerthen Principien zu fratzenhaften Zerrbildern verunstalteten, so artete auch die romantische Schule in den jüngeren Heißspornen zu einer Ueberspannung und Verirrung aus, welche die Grenzen der Vernunft und Wissenschaft übersprang. Es ist wohl nicht gerecht, wenn Gervinus die ganze romantische Schule einer religiösen Secte vergleicht, die im Gefühle ihrer Selbstgerechtigkeit sich von der Welt abschließt und in rechtgläubigem Stolze ihre eigenen Wege zur Seligkeit sucht und dabei immer mehr in die Labyrinthe

phantastischer Glaubensüberspannung geräth. Einzelne Aussprüche und Gedankenblitze des Augenblicks auf die Spitze treibend, hätten sie durch Geltendmachung derselben als widerspruchslosen Dogmen sie in's Caricaturartige und Phantastische verzerrt.

So wenig man die Revolutionsbewegung in Frankreich nach den Extravaganzen der Sansculotten zur Zeit des Robespierre'schen Terrorismus beurtheilen oder die Ueberspanntheiten eines Anacharsis Cloots und Consorten als charakteristisches Kennzeichen der ganzen Revolutionspartei aufstellen darf: so wenig darf man die ganze romantische Schule nach den phantastischen Geistern messen, die sich an die Rockschöße der Häupter anschlossen, an die Excentricitäten eines Zacharias Werner, eines de la Motte-Fouqué und der zahllosen Ritter- und Räuberromane, die massenhaft unter der Menge verbreitet wurden. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß gewisse Ideen und Beispiele, welche bei ihrem ersten Erscheinen mächtig in die Phantasie des Volkes eindringen, mit der Zeit in's Extreme entarten, aus Vorbildern zu Zerrbildern werden. Sie gleichen dem verlorenen Sohne aus einem reichen Hause.

Es ist kein künstliches oder erzwungenes Gleichniß, wenn man die romantische Schule ihrem Ausgang und Wesen nach als eine Contrerevolution bezeichnet. Auch sie ging von idealen Principien aus, welche, wie gesagt, im Keime schon bei Goethe, Schiller und Herder vorhanden waren; auch sie wollten durch eine rührige Propaganda die Welt für ihre Grundlehren gewinnen, die Gebilde des Verstandes und den Cultus der Vernunft, die der gesammten Revolutionsbewegung zu Grunde lagen, durch die Schöpfungen der Einbildungskraft und die Macht der Poesie verdrängen, das Wirkliche und Bestehende durch neue Doctrinen und Schlachtrufe überwältigen. Sie wollten dem karolingischen Weltreich, das Napoleon durch das Schwert zu begründen und durch rationelle Gerichts- und Staatsordnungen zu einem universellen Reich zu befestigen trachtete, ein anderes karolingisches Weltreich entgegenstellen, in welchem die Poesie und die religiöse Gläubigkeit des Mittelalters das Scepter schwingen sollte. Wie dort die Erzeugnisse des logisch denkenden Verstandes und der reflectirenden Vernunft den ganzen Organismus durchdringen und beherrschen sollten, so sollten hier die Erzeugnisse der Phantasie, Dichtung und Religion und die Volkstraditionen der Vorzeit das Regiment führen und die innere und äußere Lebensthätigkeit harmonisch gestalten. Der auf der Basis der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit aufgebauten

Weltordnung stellten sie eine durch die idealen Güter der Poesie, der Kunst, der kirchlichen Lehren und Institutionen vergeistigte Schöpfung entgegen. Das moderne Imperatorenreich mit seinen rationalistischen Doctrinen sollte überwunden werden durch die heiligen Mächte des Mittelalters, da das inwendige Feuer der Dichtung und die religiöse Weihe der Kirche mit der weltlichen Herrschergewalt harmonisch verbunden war.

Von dieser Grundanschauung ausgehend, bearbeiteten die Männer der romantischen Schule alle Gebiete des inneren Lebens, der Wissenschaft, Poesie und bildenden Kunst in bewußter folgerichtiger Tendenz. Und wie ungleich Anfangs der Kampf sein mochte, das geistige Reich, gefördert und getragen durch den Genius der Zeit, feierte Jahrzehnte lang stille Triumphe und drang erobernd in alle die Länder ein, welche der gewaltige Imperator zu einem neuen Weltreich zu vereinigen gedachte. Das geistige Reich der Romantik schlug um so tiefere Wurzeln, als es sich auf homogene einheimische Kräfte stützen konnte. Deutschland war der Herd des heiligen Feuers, dessen Strahlen in allen Ländern die verwandten Stoffe entzündeten. Und welcher Fleck Erde wäre geeigneter gewesen, diesen Ehrenrang einzunehmen, als das Land, wo auf einem kleinen Raume der Mitte alles Geniale vereinigt war, was der Menschengeist zu schaffen vermag? Gerade dort, in Weimar und Jena, fanden die Häupter der Schule, die Schlegel, Tieck und Andere, die Grundprincipien und Elemente ihres geistigen Wesens, die sie dann nach anderen Städten, insbesondere nach Berlin und Dresden verpflanzten. In England fühlte sich der nationale Stolz geschmeichelt, daß man in Deutschland seinem großen William Shakespeare, den es selbst über der französischen Literatur fast vergessen hatte, eine so hohe Stellung im Reiche der Dichtung einräumte, und schloß gern Freundschaft mit dem deutschen Dichterbund, der ja auch in politischer Hinsicht mit dem Inselland gleiches Ziel anstrebte. Denn Niemand wird leugnen, daß der Welt- und Befreiungskrieg gegen den gallischen Imperator wesentlich durch die Ideale der romantischen Schule getragen war. Und war nicht auch die Burschenschaft, die bald nach den Freiheitskämpfen und nicht ohne Einwirkung derselben entstand, ein Schößling romantischer Weltanschauung? Allenthalben schwebte ein verklärtes Mittelalter vor der Seele. In Spanien, wo die Eroberungssucht und Gewaltherrschaft Napoleon's am rücksichtslosesten und brutalsten sich zeigte, fand die Romantik einen natürlichen Verbündeten in der heimischen Dichtung, in dem nationalen

Ehr- und Loyalitätsgefühl und in dem römisch-katholischen Fanatismus des Volks. Tieck übersetzte den Don Quixote, der auf die Verkehrtheiten seiner Zeit mit so genialer Ironie herabsieht; und A. W. Schlegel rückte in den Vorlesungen über dramatische Kunst den spanischen Dichter Calderon, den „Dramatiker der Inquisition und der Autodafés", wie ihn ein französischer Literaturhistoriker genannt hat, nahe an die klassischen Tragödien der Hellenen. Vor Allem aber war Italien das Land, dem die Romantiker ihre höchste Bewunderung zollten. Torquato Tasso, der in seinem „befreiten Jerusalem" die Kreuzzüge verherrlichte, und Ariosto, der in der Verschmelzung von Ritterthum und Ironie den Romantikern voranging, wurden von Gries in wohlklingende deutsche Verse übertragen. Und bei Dante erlebte die Welt dasselbe Schauspiel wie bei Shakespeare. Der Sänger der göttlichen Komödie, der dem Volke unbekannt geworden, von der Priesterschaft, weil er in ghibellinischem Eifer das Papstthum geschmäht hatte, absichtlich niedergehalten war, wurde jetzt in Deutschland so gefeiert, daß, trotz der Schwierigkeit, eine Reihe von Uebersetzungen veranstaltet wurde und noch bis zur Stunde die Opferflammen auf seinem Herde nicht erloschen sind. Zu Dante fühlten sich die Romantiker hingezogen durch die religiösen Vorstellungen, wie durch seine Begeisterung für Kaiser und Reich in der mittelalterlichen Herrlichkeit. Die innere Verwandtschaft zeigte sich auch darin, daß der patriotische Aufschwung der deutschen, wie später der italienischen Jugend aus den Ideenkreisen der Romantik und des Florentiner Dichters hervorging. In Frankreich fand die deutsche romantische Schule erst in der Restaurationszeit festen Boden; aber schon während der Napoleonischen Kaiserzeit wurde durch Frau von Staël, die Gönnerin und Freundin A. W. Schlegel's, ein fruchtbringender Samen ausgestreut. Auch in Skandinavien und in Rußland, wo der Riesenkampf gegen den corsischen Imperator am nachdrücklichsten geführt ward, hatte die deutsche Romantik Verehrer und Jünger.

Wenn wir das Wesen und den Charakter der Romantik als eine Contrerevolution bezeichnet haben, so ist das nicht so zu verstehen, als ob die Schule agitatorisch und politisch der französischen Revolution und dem Napoleonischen Imperium hätte entgegentreten wollen. Solche praktische Tendenzen standen ihr fern. Ihr Ackerfeld war die Poesie und Phantasie; sie war ein geistiges Feuer, das unter der Asche glimmte und nur bei einzelnen Gelegenheiten in Flammen ausschlug. Aber wenn sie auch mehr receptiv als activ und productiv war, so

war sie doch ein geistiges Ferment, das die idealen Elemente lebendig hielt und nährte und sie dem realistischen und materialistischen Reiche im Westen als unsichtbaren und doch wirksamen feindlichen Gegensatz entgegenstellte.

Gerade in dieser Zurückziehung von der unruhigen, beweglichen Welt des Materialismus in das beschauliche Leben, in die Gebiete der Kunst und Poesie, womit sie die Wirklichkeit durchdringen und überwältigen wollte, hat die romantische Schule die charakteristische Physiognomie erhalten. Sie äußerte sich in drei Richtungen: in der Verherrlichung des Mittelalters, in der Hinneigung zum Katholicismus und in der Bewunderung für den orientalischen Quietismus.

War das Hauptbestreben der Aufklärungsliteratur und der Revolution darauf gerichtet, an dem Maßstabe der Vernunft alles Ueberkommene zu reformiren oder zu beseitigen, auf dem geistigen, religiösen und wissenschaftlichen Gebiete alle traditionellen Doctrinen, alle Vorurtheile und alles Abergläubische zu entfernen, aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben die Gesetze und Rechte wegzuschaffen, die wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht forterben, so war es das wichtigste Anliegen der romantischen Schule, alles Alte und Ueberlieferte zu erhalten und zu pflegen, die Gegenwart mit den Sympathien für die Dogmen, Symbole und Mysterien des römischen Kirchensystems offen oder verschleiert so unverkennbar zu erfüllen, daß nur eine durchsichtige, zerbrechliche Scheidewand die Romantik von dem Hochaltar der Anbetung fern hielt, und Tieck's dramatisirte Volkssagen sind von dem Geiste altkirchlicher Christlichkeit durchweht, wo der frivole Verstand in das Gemüths- und Seelenleben noch keinen Eingang gefunden, die gläubige Andacht und die kirchliche Werkheiligkeit noch nicht durch die Kritik der Vernunft verlöscht waren, wo noch Engel und Dämonen die Menschenwelt durchschwirrten. Friedrich Schlegel's Lehre und Beispiel wurde wie ein Evangelium der Kunst und der ästhetischen Lebensweisheit verehrt, seine Worte und Aussprüche wie dogmatische Glaubenssätze befolgt.

In der Bewunderung der mittelalterlichen Ordnungen wurzelte auch die Hinneigung der Romantiker für die römisch-katholische Kirche. In ihr sahen sie alle die Eigenschaften und alle die Seelenkräfte vereinigt, welche sie als die höchsten Erscheinungen bewunderten: Stabilität, Autorität, Phantasie und Kunstliebe. Die katholische Kirche galt ihnen als eine göttliche Schöpfung, in welcher alle Seiten des inwendigen Menschen verbunden waren. Was war daher natürlicher,

als daß viele Jünger und Anhänger der romantischen Schule in den Schoß der katholischen Kirche eintraten. Wien war eine Zeitlang ein Seminarium für Conversionen. Und wo auch der Uebertritt sich nicht öffentlich vollzog, traten doch die Sympathien für Rom in ihren Schriften deutlich genug hervor. Von Novalis, von A. W. Schlegel, von Tieck ist ja ein öffentlicher Glaubenswechsel nie zuverlässig bekannt geworden; dennoch wird Niemand leugnen, daß ihre ganze Weltanschauung katholisch war. Mochten sie auch immerhin betonen, daß nur die Kunst und der autoritative Vorstellungskreis, nicht die Gebräuche und Mysterien der Kirche sie so mächtig anzogen, der Weg führte immer weiter vorwärts.

Fr. v. Hardenberg, genannt Novalis, welchen in der Folge die Romantiker als das Haupt ihrer Schule betrachteten, weil er zuerst in dem Roman „Heinrich von Ofterdingen", der doch nur ein verschwommenes Seitenstück, ein „romantisches Gegenmanifest" zu Goethe's Wilhelm Meister war, Zweck und Strebeziele der Romantik aufgestellt hatte, stand in seiner Vorstellungs- und Empfindungswelt den Symbolen und Mysterien der katholischen Kirche sehr nahe. Der schwermüthige, elegisch angelegte Jüngling schied zu frühe aus dem Leben, als daß er den Wettgang nach Rom hätte mitmachen können, denn die katholische Kirche läßt mit sich nicht liebäugeln. Sie gleicht der Flamme, welche die lichtdurstige Fliege, wenn sie ihr zu nahe kommt, verzehrt, oder der Wassernixe der Fabel, welche den sehnsuchtsvollen Fischer in ihren Schoß hinabzieht. Bei den deutschen Künstlern in Rom, einem Overbeck, Veit u. A., vollzog sich der Uebertritt zur katholischen Kirche so massenhaft, daß Peter Cornelius, der von Haus aus katholisch war, sich einst unmuthig äußerte, wenn das so fortgehe, werde er lutherisch. Es soll nicht geleugnet werden, daß gerade die bildende Kunst durch das Phantasieleben der Romantiker an Idealität und künstlerischem Schöpfungsgeist sehr viel gewonnen, an Inhalt und Formvollendung sich wieder unter der Atmosphäre der Romantik zu der Höhe der Renaissance erhoben hat; doch darf auch nicht übersehen werden, daß auch hier das Schöne und Wahre nahe an die Entartung streifte, daß die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", bei deren Abfassung Tieck seinem Freunde Wackenroder zur Seite stand, und daß die „Heiligung der Künste" und die Verhimmlichung und Allegorisirung der dargestellten Phänomene zu der unklaren und mystischen Verschwommenheit beitrug, welche die Romantik über den ganzen geistigen Horizont ausbreitete.

Neben der Versenkung in das Mittelalter und der Hinneigung zur katholischen Kirche zeichnete die Vorliebe für den Orient die Romantiker aus. Gingen auch in den beiden Schlegel die Sanskritstudien nicht weit über dilettantische Versuche hinaus, so gaben sie doch Anregung zu wissenschaftlichen Forschungen, welche das orientalische Geistesleben zu gründlicherer Kenntniß brachten. Friedrich Schlegel bewunderte in der Schrift über „die Sprache und Weisheit der Inder" den Quietismus und die thatlose Beschaulichkeit des Morgenlandes als höchste Tugend. „Im Orient," sagt er in seinem Gespräch über Poesie, „müssen wir das höchste Romantische suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie, und wenn wir erst aus den Quellen schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so anziehend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen." Diese Quellen der Sanskritliteratur, die seit der Eroberung Indiens durch die Briten nur durch englische Werke bekannt geworden waren, wurden nun nach dem Vorgang der beiden Schlegel weiter erforscht und zu wissenschaftlichen Resultaten geführt. Deutsche Sprachforscher, wie Bopp, Lassen, Pott u. A., ermöglichten durch gründliche Sprachstudien die wahre und richtige Erkenntniß des orientalischen Wesens und der indischen, persischen und arabischen Poesie. Auf diese Resultate gestützt, lieferten dichterisch begabte Männer, wie v. Hammer-Purgstall, Adolf Holtzmann, Friedr. Rückert u. A., jene gelungenen Uebersetzungen, welche die Bewunderung des Auslands erregten. Rückert's Uebersetzungen indischer und arabischer Dichtungen, bei welchen der Sprachforscher und der Dichter Hand in Hand gingen, waren Meisterwerke der Nachbildung. Fühlte sich doch selbst Goethe durch diese neue poetische Welt des Orients zu seinem „west-östlichen Divan" angeregt. So wurden auch die religiösen Vorstellungen und Gebilde des Alterthums durch Fr. Creuzer's Symbolik und Mythologie in ein System von Mystik und Allegorie gekleidet. Und Görres sah die Weltgeschichte im Rahmen der Genesis eingeschlossen.

Noch erfolgreicher erwies sich die Romantik in den germanistischen Studien; von dem romantischen Ideenkreise ausgehend, kamen die Gebrüder Grimm zu der Erforschung und Wiederbelebung des urdeutschen Wesens, wie es sich in der Sprache, in der Mythologie, in den Rechtsinstituten und in der Poesie kundgegeben hat. Der ganze Schatz geistigen Schaffens der alten Germanen wurde von ihnen zu Tage gefördert, die ganze Vorstellungswelt unserer Ahnen aus ihren

Schöpfungen zum Verständniß geführt. Das deutsche Volk erfuhr mit Erstaunen, welche Gebilde der Dichtung und Phantasie im Gemüthe der Altvordern gelebt haben und den jüngeren Geschlechtern fast gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden waren, welche Fülle gemüthvollen Lebens in der Märchen- und Sagenwelt erhalten ist. Was schon Herder in „den Stimmen der Völker in Liedern" begonnen, was die Romantiker Arnim und Brentano in „des Knaben Wunderhorn" weitergeführt, das wurde von Ludwig Uhland und den Brüdern Grimm zugleich in poetischem und wissenschaftlichem Sinn in die Gegenwart gerettet und in den edlen Schatz geistiger Errungenschaften eingefügt. Was die Brüder Grimm begonnen, das nahm die historische Juristenschule nach dem Beispiele eines Savigny, Eichhorn u. A. auf dem speciellen Gebiete der Rechtswissenschaft auf. Auch hier trat ein Gegensatz zwischen der romantischen Schule und den revolutionären und imperialistischen Tendenzen in Frankreich zu Tage.

Wenn die Periode der Aufklärung und der Philosophie am Ende des vorigen Jahrhunderts ihr Streben nach Reformen und Neugestaltungen auch im Rechtsleben durch die Vorliebe für systematische Abfassung von Rechtsbüchern nach Vernunft und Menschenrecht kundgab, ein Bestreben, das in Bayern, Preußen, Oesterreich und anderwärts zur Codification gemeingültiger Landrechte führte und in dem Napoleonischen Gesetzbuch seinen Abschluß und schärfsten Ausdruck fand, so kam seit Anfang dieses Jahrhunderts die Macht der Romantik, der Restauration und Legitimität in der Rückkehr zum Historischen, in der Pietät für das geschichtlich Gewordene, in der Ehrfurcht für die Institute der Vergangenheit, besonders im Anschluß an nationale Eigenart und Ausprägung zur Geltung. Mit dem Falle Napoleon's und der Aufrichtung des deutschen Bundes traten neue Ziele und Richtungen in das Staats- und Rechtsleben ein, die sich auch in der Wissenschaft ausprägten. So entstand der bekannte Streit, welcher die Rechtswissenschaft in zwei Schulen theilte. Der Professor des römischen Rechts in Heidelberg, Just. Thibaut, aus der kritischen Schule Kant's hervorgegangen und die Vortheile erkennend, welche Frankreich durch seine neue Gesetzgebung erlangt hatte, empfahl in einer berühmten Flugschrift: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemein bürgerlichen Rechts für Deutschland" im Sommer 1814 so recht aus der vollen Wärme seines Herzens die Aufstellung eines gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuches des bürgerlichen Rechts. Im Gegensatz zu Thibaut, der seiner innern Bildung nach den Anschau-

ungen der romantischen Schule nahe stand, wie seine Vorliebe für alte Kunst, insbesondere für alte Musik darthut, aber in seinen rechtswissenschaftlichen Grundsätzen auf den Kantischen Principien fußte, suchte Savigny in der kleinen Schrift: „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ nachzuweisen, daß das wahre nationale Recht eines Volkes nicht ein Erzeugniß gesetzgeberischer Weisheit, sondern gleich seiner Sprache, seiner Kunst, seiner gesammten Sitte ein organisches Product des Volksgeistes, der Inbegriff der Rechtsthätigkeit aller Jahrhunderte sei. Beide Anschauungen standen, wie ihre Vertreter, auf dem Boden umfassender gelehrter Bildung und Rechtskunde, beide verfolgten eine wissenschaftliche philosophisch-historische Methode, beide strebten nach einem patriotischen Ziel; nur über den Begriff und die Beschaffenheit des höchsten Gutes im Rechtsleben gingen die Ansichten auseinander: ob die Summe des in der Volkssitte, im Gewohnheitsrecht, in den Traditionen und überlieferten Instituten der Nation lebenden Rechtsbewußtseins der höchste Ausdruck des nationalen Rechts, das wahre Ziel und Object der Rechtswissenschaft sein solle, oder das Product einer durch das Zusammenwirken von Wissenschaft und Staatsgewalt mit allen Mitteln der Vernunft, Erfahrung und Intelligenz unterstützten gesetzgeberischen Thätigkeit. Es war ein Kampf, welcher der Jurisprudenz selbst die besten Früchte eintrug, in welchem nur Siege zu feiern, keine Niederlagen zu betrauern waren.

Noch eine andere Seite des Geistes- und Phantasielebens der Romantiker darf nicht unerwähnt bleiben, um so weniger, als auch sie im Gegensatze zu dem Realismus des achtzehnten Jahrhunderts steht — die tiefe Empfänglichkeit für das Naturleben, für die Einwirkung der landschaftlichen Reize, der Wälder und Berge, der Waldeinsamkeit und der mondumglänzten Zaubernacht. Wer ist nicht gemüthlich angeregt worden durch die elegischen Naturschilderungen und wehmüthigen Empfindungen, die Matthison in klangvollen, wohllautenden Tönen ausgehaucht hat, wie sehr der Leser auch manchmal Anstoß nehmen mag an der bombastischen Uebertreibung und Bilderfülle. Wer liest nicht noch heute gern die gemüthvollen Lieder eines Max v. Schenkendorf und eines Eichendorf? Letzterer, einer der begeistertsten Träger der kirchlich-mittelalterlichen Anschauungen, hat es wie einen Sündenfall beklagt: „da man aufhörte, zu glauben, fing man an, über den Glauben zu philosophiren; denn alle Philosophie kann sich von ihrer ursprünglichen geheimnißvollen Heimath nicht los-

sagen und geht stets auf die Lösung der höchsten und letzten Fragen, auf die Religion." Mit elegischer Wehmuth blickt er auf den Abfall von den alten Ordnungen in Kirche und Staat und in der Gemüths- und Empfindungswelt, ein echter Prophet im Sinne eines Jeremias.

Ich habe in den obigen Zügen keineswegs, wie so oft geschieht, über die romantische Schule den Stab gebrochen; ich habe ihre natürliche und berechtigte Stellung im Gegensatz zu den Wirkungen der Aufklärungsphilosophie und den destructiven Tendenzen der Revolutionsbewegungen anerkannt. Aber wie jedes einseitige und schroff ausgesprochene System, hatte auch die Romantik ihre krankhaften Excentricitäten, die sich immer mehr steigerten und die Gegner zu Spott und Satire reizten. Die gebildete Welt konnte sich nicht in die unnatürliche Ironie finden, welche die Romantiker, vor allen ihr productivster Dichter Ludwig Tieck, über alle Erzeugnisse der Literatur und Kunst, selbst ihre eigenen Schöpfungen, ausgossen und dadurch nicht nur jede Illusion, sondern auch jede Wirkung auf die Seele zerstörten; sie schüttelte bedenklich das Haupt über die Phantasmagorien, die ohne allen realen Untergrund die Sinne bestrickten und umnebelten. Nicht nur die Rationalisten und Freigeister übergossen diese Seifenblasen mit sarkastischer Lauge; selbst Goethe und Klinger, beide aus Frankfurt, wo in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eine ganz andere Luft wehte, als sie in der Folge die Boehmer und Janssen über die Main-Stadt ausströmen ließen, rügten mit Unmuth die Verkehrtheiten und Verzerrungen, zu welchen die übertriebene Romantik führe.

Es war ein scharfer und bitterer Ausspruch Goethe's, wenn er in dem Briefwechsel mit Reinhard bei Gelegenheit von Schlegel's Uebertritt zur katholischen Kirche sich äußert: „Es ist ein höchst merkwürdiger Fall, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchst ausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder, wenn Sie ein anderes Gleichniß wollen, soviel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen erst dunkeln Raum hervorzubringen und nachher durch das foramen minimum soviel Licht, als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen."

Und Klinger sagt von den romantischen Dichtern im Allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf Fr. Schlegel: „Der Geist Jakob

Böhme's und der Legenden ragt aus den düsteren Darstellungen dieser großen Dichter hervor, so daß man denken muß, sie hielten die Verfinsterung des Verstandes für die moralische Seligkeit des Menschen. Sind wir Deutsche es gar nicht werth, daß man auf unsere moralische Kraft und politischen Charakter bestimmt hinarbeite? Sind Gespenster von Schicksal, Aberglauben und Orakeln und dergleichen der Zeit gemäß und einziger Stoff der Dichtung? Wer für das wirkliche Leben keine Kraft fühlt, oder davor erschrickt, der träumt sich zum Helden in dem Lande der Phantasie, um doch auch eine Rolle ohne Gefahr zu spielen. Und damit auch wir ihn für einen Helden halten, sucht er uns die Wirklichkeit erbärmlich zu machen."

Und wer erinnert sich nicht der köstlichen Schilderungen, die Gustav Hauff in den Memoiren des Satans von den schauerlichen Ritter- und Räuberromanen eines Spieß, Cramer, Vulpius und von den lüsternen, sentimentalen Erzählungen eines Clauren gemacht? Von der Art waren die Producte, zu denen die Romantik in ihren Auswüchsen den Weg bahnte und die den Sinn des ungebildeten und halbgebildeten Volkes für alles wahre und reale Leben abstumpften und umnebelten.

Friedrich Schlegel galt als das dominirende Haupt der Schule. Auf ihn gingen alle Strahlen zurück, welche von der Romantik ausliefen, sowohl die Anregungen und Hinweisungen, die zu einer reichen Ernte führten, als die ungesunden, überspannten und haltlosen Doctrinen und Beispiele. Die deutschen Maler, die man „Nazarener" bezeichnete, richteten sich nach seinen Vorschriften und folgten ihm in die römische Kirche, und selbst das regellose Leben, dem sich so viele Romantiker in genialer Ungebundenheit hingaben, wurde auch seinen Anregungen Schuld gegeben. Und nicht ganz mit Unrecht. Galt denn nicht sein Jugendwerk, „Die Lucinde," als ein Lebensbild voll lüsterner Sinnlichkeit, als Canon einer genialen Lebensführung im freien Geiste der Zeit gegenüber der philisterhaften Ehrbarkeit und Ehrensteifigkeit eines bürgerlichen Lebenswandels nach den altfränkischen Geboten und Ehestandsgesetzen? Erlaubt ist, was gefällt, war der Wahrspruch. Freie Liebeswahl, getrennte oder gebrochene Ehen erregten keinen Anstoß, gereichten kaum zum Vorwurf.

Die Romantik war ein Phänomen mit großen und kühnen Zwecken. Wie ihr Widerpart, die Aufklärungsphilosophie und die Revolution sammt dem napoleonischen Imperium, suchte sie die Welt zu erobern. Wie jene unter dem Schilde der Freiheit und Gleichheit

alles Alte umstoßen wollte, so wollte diese das Alte und Ueberlieferte festhalten und als Unterlage zu Neubildungen auf dem Gebiete des Geistes verwerthen. Beide Systeme geriethen auf Irrpfade und Abwege, aber beide trugen in ihrem Schoße die Keime folgenreicher Entwicklungen. Wie die Errungenschaften der Revolution, nachdem sie von ihren ungesunden Ansätzen befreit worden, nie mehr aus dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben verschwunden sind und verschwinden werden, so sind auch aus dem Mutterschoß der Romantik fruchttragende Ideen als bleibender Gewinn hervorgegangen.

IV. Erster Aufenthalt in Heidelberg.

1. Von den Sorgenjahren zum Doctor.

Als das Studienjahr in Erlangen vorüber war, kehrte ich, das Studentenränzchen auf dem Rücken, über die Frankenländer, über Heidelberg und Speyer in die Heimath zurück.

An einem sonnigen Nachmittag reiste ich von Neckargemünd das schöne Flußthal entlang nach Heidelberg. Da ging mir das Herz auf, wie wenn ich ein Vorgefühl gehabt, daß ich damit die Stätte meines künftigen Lebensglückes betreten hätte. Ich hatte von meinen Nürnberger Freunden Grüße zu überbringen an einige Landsleute, welche in Heidelberg Jurisprudenz studirten. Ich wurde mit Herzlichkeit empfangen und verweilte einige Tage in der Musenstadt, die man oft mit einem Anflug von Ironie als „Neckar-Athen" bezeichnete. Ich theilte ihr Mittagsmahl, das sie, gehoben von den Impulsen der Romantik, auf dem Schlosse einzunehmen pflegten, in einer von Holz erbauten Halle an dem Fuße der breiten steinernen Freitreppe, da wo jetzt die Schloßwirthschaft sich befindet. Halle und Restauration waren von dem Garteninspector Metzger eingerichtet worden, einem um die Anlagen des Schlosses sehr verdienten Manne, der sich besonders durch Baumpflanzungen und die Anlegung schöner Waldwege bekannt gemacht hat. Beweise davon gibt der zu Ehren des Landschaftsmalers Ernst Fries durch freiwillige Beiträge seiner Freunde und Mitbürger unterhalb der „Jettenpfähle" errichtete „Friesenweg" und so manche Anlage in Baden-Baden. Metzger war auch conservativer Abgeordneter im Landtag. Da war er aber nicht an seinem Platze. Gegenüber der liberalen Opposition mit ihren beredten Führern konnte er keine Rolle spielen. Sein Oberkellner in der Schloß-

Restauration war ein Bayer Namens Falkner, welcher in der Folge eine eigne Wirthschaft am Eingang zum Schloßgarten erwarb. Früher bekannt unter dem Namen „Steigleterei", war sie von da an als „Falknerei" ein vielbesuchter Erfrischungsort mit prachtvoller Aussicht nach dem Flußthal und den jenseitigen Bergen. Im Jubiläumsjahr wurde das hohe, auf schwachen Fundamenten aufgeführte Gebäude niedergerissen, um der schönen „Villa Lobstein" Platz zu machen.

Vor meinem Weggang hatte ich noch Gelegenheit, von dem gehobenen, freudig erregten Leben einen Begriff zu bekommen, welches in den letzten Tagen des Sommersemesters sich über das Flußthal ausbreitet. Meine Nürnberger Bekannten, die mit Geldmitteln reichlich versehen waren, veranstalteten mit einigen Commilitonen auf einem Neckarschiff ein Feuerwerk mit Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln zu Ehren des Geburts- oder Namenstages des bayerischen Königs. In späteren Jahren war mit solchen Festfahrten in der Regel die Beleuchtung der Schloßruine verbunden. Von einer solchen wußte man damals noch nichts. Aber auch ohne diese wunderbare Zauberpracht, welche die Beschauer jedesmal in Bewunderung setzt, war die kunstvoll erleuchtete Flußfahrt zwischen den waldbedeckten Berghöhen und zwischen den Pfeilern der imposanten Brücke hindurch ein entzückender Anblick. Wie wenig hatte ich damals eine Ahnung, daß sich dermaleinst dieses Schauspiel über vierzig Jahre immer wieder vor meiner eigenen Besitzung entfalten würde. So oft ich in der Folge von meinen Fenstern aus diesen strahlenden Freudenfesten zusah, kam mir jene erste Wasserfahrt in den Sinn, und jedesmal ging ein Zug gehobener Empfindung durch meine Seele und ein Gefühl des Dankes über den glücklichen Gang meines Schicksals.

Wie ganz anders waren die Eindrücke, welche in den nächsten Wochen in mein Herz einzogen! Mit einem kleinen Studentenranzen ging ich zu Fuße über Speyer nach Bergzabern zurück, in der Vorahnung, daß mir schwere Tage bevorstehen würden. Meinen Koffer hatte ich in Erlangen zurückgelassen, zum Theil als Unterpfand für den Hauswirth, dessen Rechnung ich nicht ganz zu berichtigen vermochte, zum Theil, weil ich nicht wußte, ob ich nicht wieder zurückkehren würde. Auch mein Abgangszeugniß stand noch aus. Beides wurde mir erst zwei bis drei Monate später nachgesandt, nachdem ich die kleine Schuld getilgt hatte.

Von der alternden, kränklichen Mutter war keine Hilfe zu er-

warten. Nur mühsam fristete sie mit dem kärglichen Ertrage von ihrer Hände Arbeit den eigenen Unterhalt; eine Großnichte, die das Schicksal in der Folge nach Frankreich verschlagen hat, wo sie noch zur Stunde in guten bürgerlichen Verhältnissen lebt, war ihre Stütze und Gehülfin. Aus jenen trüben, kummervollen Herbsttagen steht noch eine dunkle Episode vor meiner Erinnerung. Eines Tages kam jener Vicar, der mich einst in seine Lehrstunden aufgenommen hatte, aber bald nach einem anderen Städtchen versetzt worden war, nach Bergzabern und versammelte seine ehemaligen Schüler, so viele sich deren gerade in dem Orte befanden, um sich. Er erkundigte sich mit aufrichtiger Theilnahme nach ihren bisherigen Erlebnissen und künftigen Plänen. Als er von mir vernahm, wie schwierig und unsicher meine Lage und Zukunft sei, sprach er mit einiger Feierlichkeit: „Vertraue auf Gott, Georg, er wird Dich nicht verlassen." Bald nachher hörte ich, daß er sich in Straßburg in die Ill gestürzt habe. Er war nach Bergzabern gekommen, um noch einmal Worte der Liebe auszutauschen; das Gottvertrauen, das er mir so warm empfahl, war aus seiner eigenen Seele entschwunden. Elsässer von Geburt, war er nach Bayern übergesiedelt und hatte das Indigenat erhalten. Mangel an Beförderung und widrige Lebensschicksale hatten ihn muthlos gemacht. Er trug schon den verzweifelten Entschluß in sich, als er noch einmal wie ein Schatten an den Wenigen vorüberzog, die seinem Herzen näher gekommen waren. Mir ist diese Scene unvergeßlich geblieben. Ich habe in meinem Leben mehrmals die Erfahrung gemacht, daß in kritischen Momenten, wo die Zukunft sternenlos schien, sich eine unerwartete Hülfe einstellte. In jedem Menschendasein zeigen sich geheimnißvolle Kräfte, die sich aller Berechnung und Voraussicht entziehen, Wirkungen einer unbegreiflichen Vorsehung. Wie oft ist mir das alte Kirchenlied in Sinn gekommen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In aller Noth und Traurigkeit.

Und auch diesmal sollte sich das Gottvertrauen bewähren, auf das mich der unglückliche Mann hingewiesen. Auf Anregung des Decans, bei dem ich einst Schreiberdienste versehen, wurde von einigen Beamten und wohlhabenden Bürgern eine kleine Summe zusammengeschossen, die mir die Fortsetzung der Studien ermöglichte. Ein Schulfreund, der sich nach Heidelberg begab, miethete mir ein kleines

Zimmer neben dem seinigen um geringen Preis. In der Musenstadt am Neckar, wo, wie ich schon beim ersten Blick erkannte, „Alles einen großen Schnitt hat", hoffte ich wieder Gelegenheit zu Privatstunden zu finden.

So kam ich denn Anfangs November 1829 in Heidelberg an. Bei der Immatriculation wurde ich durch ein Versehen oder Ueberhören des Actuars als „Sorgweber" eingeschrieben, ein Fehler, den man fast als Ironie, als humoristischen Zufall des Schicksals auffassen könnte.

Nur durch die wohlwollende Unterstützung einiger älteren Freunde und durch fortgesetzten Privatunterricht konnte ich den Aufenthalt auf der Universität bestreiten; es war mir daher höchst erwünscht, als ich durch Vermittlung meines Lehrers K. Fr. Hermann eine Hauslehrerstelle bei einer in Heidelberg wohnhaften englischen Familie aus Schottland erlangte, durch die ich in den Stand gesetzt war, nicht nur meinen eigenen Bedürfnissen zu genügen, sondern auch meiner Mutter ihr Alter zu erleichtern, und die mich doch nicht so sehr in Anspruch nahm, daß ich am Studium gehindert gewesen wäre. Freilich mußte ich dabei alle Kräfte anstrengen, um der zweifachen Aufgabe zu genügen. Hier wurde ich zuerst mit Gervinus bekannt, der vorher diese Stelle bekleidet hatte, sich dann aber bei der Universität habilitirte und seine erste Reise nach Italien antrat.

In dem englischen Hause lernte ich zum ersten Male kennen, wie es in einer wohlhäbigen, gut geordneten Familie zugeht. Der Charakter der „Respectabilität", der in England von so großem Gewicht ist, wohnte der Familie im vollen Sinne des Wortes bei. Der Vater der drei Zöglinge, die ich zu unterrichten hatte, — ein älterer Bruder war mit Gervinus nach Italien gegangen — war ein ehemaliger Seecapitän, der sich in Indien Vermögen erworben hatte; die Mutter stammte aus dem alten hochländischen Geschlechte der Campbells, das in der schottischen Geschichte in verschiedenen Perioden eine hervorragende Rolle gespielt hat. Das Maß der Bildung und der Kenntnisse war nicht umfassend. Der Hausherr bewegte sich in den engen Kreisen herkömmlicher Schulbildung und verstand keine andere Sprache als die englische; doch hatte er das Gefühl, daß ihm Vieles mangelte, und hegte Achtung vor Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Auch die Mutter besaß nur ein bescheidenes Maß von Wissen, ein paar französische Worte und Redensarten gingen nicht über die dürftigste Conversationssprache hinaus; Deutsch haben sie während eines fünfjährigen

Aufenthaltes in Heidelberg beide nicht gelernt. Aber sie war eine Frau von großer Schönheit und Anmuth, in ihrem Wesen und ihrer Haltung ganz „ladylike"; ihr Lächeln war zauberisch, wenn sie einen günstigen Eindruck erwecken wollte, ihre Manieren und ihr Benehmen durchaus graziös. Sie war in ihrem achtzigsten Jahr, als ich sie in Heidelberg bei einem flüchtigen Besuche zum letztenmal sah, noch immer eine stattliche Dame. Auch von den Söhnen hatte keiner hervorragende Gaben. Wie der Vater in seiner Jugend, so gingen später alle vier nach Indien; denn in Schottland gilt bekanntlich als erste Lebensregel: you must make money. Dort fanden drei von ihnen einen frühen Tod. Die Tochter blieb unverheirathet.

Eine gutsituirte Familie von mittlerem Lebensalter ohne Beruf und bindende Beschäftigung findet in Heidelberg bald gesellschaftlichen Umgang, wenn sie sich darum bemüht. Der längere oder kürzere Aufenthalt ausgezeichneter Fremden aus allen Ländern in der reizenden und interessanten Neckarstadt erleichtert den geselligen Verkehr und führt Gleichgestellte zu einander. So war denn das englische Haus in der Vorstadt bald ein beliebter und belebter Ort gesellschaftlicher Unterhaltung. Auch einzelne Familien aus den Universitätskreisen waren nicht spröde oder zurückhaltend. Denn damals gab es noch keine englische Colonie von gemischter Physiognomie in Heidelberg. Auf dem britischen Namen lag noch etwas von dem Zauber und dem günstigen Vorurtheil, das in jedem Englishman einen Lord erblickte und in früheren Jahren ihm allenthalben Thür und Thor öffnete. Ich selbst freilich konnte mich nur wenig an den Soireen und Tanzunterhaltungen betheiligen; dazu fehlten mir die Zeit, der Sinn und die Eigenschaften und Erfahrungen einer gesellschaftlichen Salonbildung. Dennoch lernte ich Manches, das mir in meinem weiteren Leben zu statten kam, und da in der Familie nur englisch gesprochen ward, so eignete ich mir diese Sprache in einiger Vollkommenheit an.

In diesem Verhältniß blieb ich vom Jahre 1830, wo die Julirevolution, die Cholera und die Polenauswanderung die deutsche und die Heidelberger Welt in gewaltiger Erregung hielten, bis zum Herbst 1833, meistens mit Privatstudien in den frühen Morgenstunden und tief in die Nacht hinein beschäftigt; doch besuchte ich auch einige Vorlesungen, besonders die geschichtlichen von Chr. Fr. Schlosser, mit dem ich von der Zeit an in nähere Verbindung kam, eine Verbindung, die auf meinen weiteren Bildungsgang bestimmend einwirkte. Diese drei Jahre in dem schönen Heidelberg gehörten zu den bedeutungs-

vollsten und inhaltreichsten meines Lebens. Nach außen waren sie still und einförmig; die Tage verstrichen zwischen Unterricht und Studium, nur wenig unterbrochen durch Spaziergänge in der freien Natur, durch kleine Reisen, durch körperliche Uebungen. Wirthshäuser wurden von mir nie besucht; geselligen Umgang ließen Studien und Unterrichtsstunden nur spärlich zu. Desto reicher und vielseitiger gestaltete sich das geistige Leben. Jetzt erst war ich in der Lage, mich dem Drang nach Wissenschaft, der bis dahin ungestillt geblieben, mit ganzer Lebenskraft hinzugeben. Ich las fast alle griechischen und römischen Classiker in chronologischer Ordnung und machte es mir dabei zur Aufgabe, nach der Beendigung eines Buches oder eines größeren Abschnittes oder poetischen Stückes aus dem Gedächtnisse den Inhalt und Gedankengang niederzuschreiben und alles Neue und Merkwürdige sofort zu notiren, ein Verfahren, das ich auch später bei neueren Geschichtswerken einhielt. Dieses Verfahren hatte den doppelten Vortheil, daß ich mir einen Vorrath von geschichtlichem Material erwarb, der mir jederzeit zu Gebote stand, und sodann, daß ich mich gewöhnte, einen umfangreichen Stoff nach den Hauptmomenten in kurzer, präciser Sprache zusammenzufassen, einen ereignißvollen Zeitraum in großen Zügen zur übersichtlichen Anschauung zu bringen. Was ich damals bei den Griechen und Römern begonnen, habe ich dann an den italienischen, französischen, englischen und deutschen Historikern fortgesetzt. Gibbon's großartiges Werk habe ich in verschiedenen Perioden dreimal von Anfang bis zu Ende sorgfältig studirt und in zusammenhängende Auszüge gebracht. Diese Sammlungen, von denen ich mich nie trennte, waren mir in der Folge bei meinen universalhistorischen Arbeiten von manchem Nutzen. Im Jahre 1832 löste ich die akademische Preisfrage durch die lateinische Schrift: De Gytheo et rebus navalibus Lacedaemoniorum, eine Arbeit, die nach dem Urtheile der Facultät „von den genauen und umfassenden Studien des Autors das glänzendste Zeugniß ablegte".[1])

[1]) Das von Creuzer verfaßte Gutachten sprach über den Verfasser der Preisschrift nachstehendes Urtheil aus:

„Qui eo in argumento elaboravit vir juvenis ornatissimus, eam fontium, unde haec notationum sylva repetenda erat, intelligentiam, eam lectionis per subsidia late patentis ubertatem, eam amplissimae materiae disponendae dexteritatem diligentiamque, eam denique judicandi ἀκρίβειαν comprobavit, ut multis, qui in hoc stadio adhuc decurrerunt, palmam praeripere videretur. Quapropter Ordo unanimo consensu hunc ἀγωνιστὴν, quamvis solitarium, praemio publice proposito condecorandum judicavit."

Bald nachher machte ich mein Doctorexamen, um bei meiner bevorstehenden Reise nach dem Auslande mit größerer Sicherheit auftreten zu können. Mein Diplom besagte, daß ich die Prüfung summa cum laude bestanden habe.

Meine Examinatoren waren Schlosser, Creuzer und Bähr. Schlosser befragte mich über die schwierigsten Gebiete der alten Geschichte; ich mußte ihm meine Ansichten über die römische Königszeit entwickeln, mußte ihm die Verhältnisse der Diadochenzeit nach Alexander's Tod darlegen, wurde dann in die Periode der römischen Bürgerkriege geführt und zum Schluß auf die letzten weströmischen Kaiser und die Völkerwanderung. Er sagte mir später, er habe absichtlich schwierige Fragen gestellt, weil er aus meiner Preisschrift erkannte, daß ich über die Elemente hinaus sei, und weil ich ihm den Eindruck machte, daß ich nicht ängstlich und furchtsam wäre.

Die gekrönte Schrift ließ ich als Dissertation im Druck erscheinen, und es ist mir die Genugthuung geworden, daß noch bis in die neueste Zeit die gelehrte Alterthumsforschung davon Notiz genommen hat.

Mit dieser Publication begann meine schriftstellerische Laufbahn. Seitdem ist über ein halbes Säculum verflossen, während dessen meine literarische Thätigkeit nicht erlahmte und nie ganz unterbrochen ward. Man könnte den Anfang des schriftstellerischen Schaffens als zweite Geburt zu einem neuen Leben bezeichnen. Sobald man die Productionen des eigenen Geistes in objectiver Gestalt vor Augen sieht, gewinnt das Dasein einen reicheren Inhalt, ein mannichfaltigeres Interesse. Dem Schriftsteller erscheint die Welt angefüllt mit edlen Gütern, nach denen er zu ringen hat, die er sich anzueignen bestrebt ist. Natur und Geschichte, das Menschengeschlecht wie das Individuum treten in wechselnden Bildern, in stets neuen Erscheinungen vor seine Seele; er schaut zugleich um sich und in sich. Aber wie die physische Geburt, geht auch die geistige mit Schmerzen vor sich. Ich will nicht reden von den Mühen und Anstrengungen des Producirens, diese finden ihre Ausgleichung an dem gesteigerten Seelenleben, an den erträumten Hoffnungen und Erwartungen; aber wer kennt nicht auch die Sorgen und Beschwerden eines jungen unbekannten Autors, für seine Arbeit einen Verleger zu finden? Auch mir war dieser Gang durch das Fegefeuer nicht erspart; auch meine Anerbietungen wurden an verschiedenen Orten mit Bedauern abgelehnt. Nur durch einige subscribirende Freunde, unter denen der Vater meiner Zöglinge

in erster Linie mit 25 Exemplaren stand, wurde ich in den Stand gesetzt, die Kosten der Veröffentlichung zu bestreiten. Als Document gelehrter Studien hat mich das Schriftchen dann auf meiner Lebensbahn vielfach gefördert.

---

2. Professoren und Studentenschaft.

Ich hatte von Anselm Feuerbach einen Empfehlungsbrief an den Privatdocenten K. Fr. Hermann mitgebracht, der mir von großem Nutzen sein sollte.

Hermann, nur vier Jahre älter als ich selbst, faßte bald eine Zuneigung für mich, welche bis zu seinem Tode andauerte. Unter der Anleitung dieses für die Alterthumswissenschaft begeisterten Mannes trieb ich nun die Philologie mit ganz anderer Umsicht und Methode als bisher. Trotz seiner jungen Jahre besaß der Frankfurter Gelehrte ein Wissen über alle Theile der Alterthumskunde, das nicht leicht von einem Anderen übertroffen wurde. Ein Fachgenosse versicherte einige Zeit nachher auf einer Philologenversammlung unter der Zustimmung aller Anwesenden, daß ihn keiner aus dem Sattel zu heben vermöchte. Was ihm an Gewandtheit des Vortrags und an fesselnder Rede abging, ersetzte er durch den ernsten Eifer und die begeisterte Liebe zu seiner Wissenschaft. Die Zahl seiner Zuhörer war in Heidelberg nicht sehr groß, aber Alle, die ihm näher traten, bewahrten ihm stets eine treu hingebende Anhänglichkeit. Und auch er hat diese Gefühle gegen Jeden in sich getragen, der ein aufrichtiges Interesse für die Welt des Alterthums zeigte, und nahm jede Gelegenheit war, den Schüler in seinem Studium zu fördern, ihm Sinn und Liebe für die Wissenschaft einzuflößen, seinen Eifer zu wecken und zu beleben. Sein methodisch angelegtes Wesen, seine, man möchte sagen, pedantische Einseitigkeit und Unbehilflichkeit im äußeren Leben war dem Eingehen in sich selbst und in das Reich der Wissenschaft förderlich: die Bibliothek war seine Welt, und die drei umfangreichen Foliobände mit geschriebenen Collectaneen geben Zeugniß, wie eifrig er dieselbe benutzt hatte. Er arbeitete damals gerade an seinem bedeutendsten Buche, den griechischen Staatsalterthümern, und hielt zugleich Vorlesungen über denselben Gegenstand, die ich besuchte. Der keineswegs starke Band, aus einem Guß geschaffen, war wie ein monumentales Werk aus frischem Felsen gehauen.

Es enthielt in präciser, knapper Form und Darstellung eine reiche Fülle von Stoff in klarer, kernhafter Sprache und in den Noten die Resultate tiefer und umfassender Quellenstudien. Schon bei der ersten Auflage trug das Buch das Gepräge einer in sich vollendeten Kunstschöpfung. Als es später von fremden Händen bearbeitet und mit Zusätzen erweitert wurde, litt der ursprünglich so kräftige und kernhafte Charakter eher Einbuße, als daß eine verbesserte Auflage dadurch entstanden wäre. Ich selbst las einen Theil der Correcturbogen und wurde dadurch mehr gefördert, als durch eine Seminarübung. Neben den griechischen Alterthümern, die er nach allen Seiten des öffentlichen Lebens, nach der geschichtlichen, politischen und religiösen, bearbeitete, befaßte sich Hermann auch eifrig mit dem Studium der platonischen Schriften, auf welche die Augen der Welt durch die getreue Uebersetzung Schleiermachers gelenkt worden waren. Er hatte die Resultate seiner Studien in umfangreichen Aufzeichnungen niedergelegt, die ihm als Unterlage für seine Vorlesungen und schriftlichen Arbeiten über den attischen Philosophen, den Gründer der Akademie, dienten. Er hatte eine andere Reihenfolge und Anordnung der Dialoge aufgestellt, als Schleiermacher. Während dieser die Erzeugnisse nach philosophisch-genetischem Entwicklungsgang ordnete, verfuhr Hermann nach historischen Grundsätzen und suchte die Uebergänge aus dem Einfachen zu dem Vollendeteren und Allgemeineren an dem Lebens- und Bildungsgang des Philosophen nachzuweisen. Schleiermacher findet den Grundgedanken der platonischen Philosophie, nämlich die Anschauung Platon's über den relativen Werth der schriftlichen Belehrung und die einzig mögliche Art ihrer Wirkung auf die Seele des Lesers, im Phädrus ausgesprochen, den er daher, gestützt auf eine freilich sehr wenig zuverlässige Ueberlieferung des späteren Alterthums, als Erstlingsschrift des Philosophen betrachtet. Dieser tiefdurchdachten, in sich durchaus geschlossenen und consequenten Hypothese hat Hermann eine andere gegenübergestellt. Nach ihm ist es nicht der stufenweise Gang der Entwicklung zu einer höheren Einsicht, den Platon seine Leser führen will, sondern vielmehr die stufenweise Fortbildung und Umwandlung seiner eigenen philosophischen Anschauungen und Ueberzeugungen, welche in den einzelnen Dialogen zum Ausdruck kommt.

Aber für Platon's idealen und schwungvollen Geistesflug fehlte dem deutschen Professor das volle Verständniß. Ein Mann des Verstandes und der praktischen Gelehrsamkeit, besaß er zu wenig poetische Anlage und Phantasie, um in die platonische Ideenwelt einzu-

bringen. Nach dieser Seite hin war Creuzer ihm weit überlegen. Von Hermann's beabsichtigtem größeren Werk über Platon: „Geschichte und System der platonischen Philosophie" ist nur der erste propädeutische Band zur Vollendung gekommen.

Für mich selbst war Hermann ein kundiger und liebevoller Führer in das edle Reich der classischen Alterthumswissenschaft. Wie viel Hermann auch wissenschaftlich durch eine Menge von Schriften und Abhandlungen auf allen Gebieten der Alterthumskunde die philologische Disciplin gefördert und bereichert hat, so lag doch seine Hauptstärke in seiner Lehr- und Erziehungsthätigkeit, in dem Bestreben, sein eigenes reiches Wissen auch Andern nutzbar zu machen. In diesem Bestreben scheute er kein Opfer und keine Mühe. Als ich meine Hauslehrerstelle übernahm und daher seine Vorlesungen nicht mehr alle besuchen konnte, erbot er sich, mir und einem Juristen, dem Sohn des Gymnasiumdirectors Nüßlin von Mannheim, in einer Abendstunde privatim die Satiren des Persius zu erklären, und im nächsten Semester ließ er mich allein die Rede des Demosthenes pro corona interpretiren und in's Lateinische übersetzen. Leider dauerte mein Verkehr mit Hermann nur zwei Jahre. Als er einen Ruf an die Universität Marburg erhielt, gab sich die Regierung keine Mühe, ihn in Heidelberg zu halten. Als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er mir: „Sie gehören zu den schönsten Erinnerungen in Heidelberg." Ich habe diese Worte mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Auch wurde unsere Verbindung nicht ganz zerrissen. Ich schrieb ihm zuweilen, und bei seinen späteren Besuchen in der Neckarstadt sah ich ihn noch mehrmals. Gerne hätte man ihn in der Folge unter vortheilhaften Bedingungen für die Ruperto-Carola wieder gewonnen. Aber er zog einen ehrenvollen Ruf an die Universität Göttingen vor. Dort entfaltete er eine bewunderungswürdige Thätigkeit als Lehrer im Hörsaal, als Leiter des philologischen Seminars, als Professor der Beredtsamkeit. Die Zahl seiner lateinischen und deutschen Abhandlungen und Gelegenheitsschriften war sehr groß. Diese übermäßige Anstrengung schwächte seine Gesundheit und seine Lebenskraft und stürzte ihn, erst 52 Jahre alt, in ein frühes Grab. Der Tod seiner zweiten Gattin machte einen so erschütternden Eindruck auf sein Herz, daß er den Freunden erklärte, er würde sie nicht lange überleben. Man war verwundert über die Rede, da keine Symptome von Krankheit vorhanden waren. Am folgenden Tag ergriff ihn ein Fieber, und eine Woche später war er eine Leiche. Er hat während

seiner akademischen Laufbahn viele Schüler herangebildet, mir war er der einflußreichste Lehrmeister für die Alterthumswissenschaft. Von ihm erhielt ich nicht blos Belehrung und Methode, er flößte mir auch die heiße Liebe für die griechische und römische Literatur und Kunst ein, die mir ein Leitstern durch das ganze Leben geblieben ist. Als ich die zweite Auflage meiner „Allgemeinen Weltgeschichte" in neuer Bearbeitung der Oeffentlichkeit übergab, konnte ich in der Dedication meinen Dank nur den Manen des Verstorbenen darbringen.

Das Haupt der Philologie und der Senior der philosophischen Facultät war Georg Fried. Creuzer. Sohn eines Marburger Buchbinders, hat er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt den Grund zu seiner classischen Bildung gelegt, hat in der gothischen Elisabethenkirche die ersten Eindrücke kirchlicher Baukunst und religiösen Gesangs in sich aufgenommen, hat in der schönen Umgebung auf großen Gängen den Körper gestärkt und die Macht der Natur auf sein Gemüth einwirken lassen, hat aus den Erzählungen einer Großtante über den dreißigjährigen Krieg, die sich meistens an Strophen aus Volksliedern anlehnten, die Ueberzeugung gewonnen, daß die Niebuhr'sche Ansicht von der Entstehung der ältesten römischen Geschichte aus epischen Gesängen zu Recht bestehe. Nachdem er als Bürgerlicher durch eine Taxe sich die Erlaubniß zum Studiren erkauft, hatte er auf der Universität Jena durch angestrengten Fleiß sich einen reichen Schatz philologischer und philosophischer Kenntnisse erworben; er hatte aus den griechischen und römischen Classikern und aus Lessing's Werken, die er eifrig las, die Waffen gewonnen, den ihm angeborenen und durch seine bibelfeste Mutter genährten „mystischen Keim" im überwuchernden Wachsthum zu hemmen; er hat als begeisterter Zuhörer zu Schiller's Füßen gesessen und keine seiner universalgeschichtlichen Vorlesungen versäumt. Der Spruch, den ihm der gefeierte Dichter und Geschichtsphilosoph in das Stammbuch schrieb: „Die Natur gab uns nur Dasein, Leben gibt uns die Kunst und die Vollendung der Weisheit", ist ihm nie aus dem Gedächtniß geschwunden.

Novalis-Hardenberg war sein Studiengenosse. Dabei eignete sich Creuzer eine solche Fertigkeit im Lateinsprechen und Lateinschreiben an, daß er, wie die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts und die großen holländischen Philologen, die classische Sprache mit mehr Gewandtheit beherrschte als die Muttersprache.

Wer erkennt nicht aus diesen wenigen Zügen des Jugendlebens

und Bildungsganges die Elemente, aus welchen Creuzer's geistiges Wesen zusammengesetzt war? Ein mystischer Hang, der in der Welt der Erscheinungen den tiefen, geheimnisvollen Urgrund zu erforschen strebt, in der concreten Gestaltung der Begriffe und Vorstellungen eine ewige allgemeine Idee ahnt und zu erkennen sucht; ein solides, auf der gründlichen Kenntniß der antiken Classiker beruhendes Wissen, das der Phantasie Halt und Richtung gab und den Geist auf der geraden Bahn hielt, endlich Gefühl und Verständniß für das Schöne, wie es sich in der Kunst, in der Mythen- und Sagenbildung, in der historischen Entwicklung der Menschheit offenbart. Nach vollendetem Studium in Jena kehrte Creuzer nach Marburg zurück und widmete sich dort dem Schulfach. Im Jahre 1798 besuchte er die Universität Leipzig, um die dort herrschende Richtung der Philologie, die mehr der Erforschung der Sprache selbst, als der realen Seite der Alterthumswissenschaft zugewandt war, näher kennen zu lernen. Hier trat er in die befruchtende Atmosphäre, welche durch Friedr. Aug. Wolf's Prolegomena zum Homer aufgekommen war und durch dessen Schüler und Nachfolger, Gottfried Hermann, weitere Verbreitung erhielt, und wenn sich auch Creuzer niemals mit dem einseitigen Formalismus der Hermann'schen Schule zu befreunden vermochte, so wurde doch durch die Briefe und Streitschriften, welche aus den beiden Heerlagern ausgingen, die Alterthumswissenschaft selbst nach allen Seiten erweitert und gefördert. Durch die Schrift: „Die historische Kunst der Griechen", welche Creuzer nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt veröffentlichte, gab er den Beweis, wie sehr durch die neuen Anregungen der Kreis seines philologischen Wissens erweitert worden war. Auf Grund dieser Schrift wurde er in Marburg zum Professor der Philologie ernannt und im Jahre 1804 auf Anregung seines Landsmannes Daub und unter Vermittlung seines intimen Freundes Savigny nach Heidelberg berufen, das über ein halbes Jahrhundert seine Wohn- und Werkstätte werden sollte.

Und so sehr fühlte sich Creuzer in der Heidelberger Luft heimisch, daß ein glänzender Ruf nach Leyden mit einer dreifach größeren Besoldung, der durch die Vermittlung des großen Philologen Wyttenbach im Jahre 1809 an ihn gelangte, wie im Traume in seinem Leben vorüberschwand. Er konnte, wie er schrieb, in dem flachen Lande keinen mythologischen Gedanken fassen, und an dem Gestade der bewegten See waren die französischen Telegraphen keine Obelisken der Sonne, und die englischen Wachtschiffe keine Delphine. Er kehrte

nach einigen Monaten wieder in seine frühere Stellung nach Heidelberg zurück. Mit Wyttenbach und dessen geistreicher Nichte und nachheriger Gattin blieb er jedoch stets in freundschaftlicher Verbindung. Von der Zeit an gehörte Creuzer bis zu seinem Tode der Universität Heidelberg an. Verschiedene Anerbietungen, die von anderen deutschen Hochschulen im Laufe der Jahre an ihn ergingen, wies er von der Hand; nur einmal machte er mit einigen Zöglingen des philologischen Seminars eine Reise nach Paris, wo man sie wie Scholaren aus dem 16. Jahrhundert, um einen Meister geschart, anstaunte. Zu Creuzer's bekanntesten Schülern gehörte Georg Heinrich Moser, neun Jahre jünger als der Meister. Seiner hohen Gestalt wegen nannte man ihn den ersten Grenadier des philologischen Seminars. Er hatte Creuzer nach Leyden begleitet und blieb mit demselben bis in das höchste Greisenalter verbunden, auch nachdem er am Gymnasium seiner Vaterstadt Ulm die Stelle eines Professors und Rectors angenommen hatte.

Mit der Rückkehr aus Holland begann für Creuzer die glänzendste Zeit seiner akademischen Thätigkeit. Seine Vorlesungen über Kunstgeschichte und noch mehr über Symbolik und Mythologie zogen jahrelang eine solche Menge von Zuhörern aus allen Facultäten herbei, daß nur der große Pandektensaal sie zu fassen vermochte. Viel trug zu diesem Erfolg die Zeitströmung bei. Denn Creuzer's Vortrag war weder fließend, noch gewählt, und das archäologische Material, über das er verfügte, bestand in einigen Kupferwerken, Vasen, Terracotten, Münzen. Von einer Sammlung antiker Bildwerke in Gips, wie sie heutzutage, Dank der umsichtigen Thätigkeit der Professoren Stark und v. Duhn, in den weiten hellen Sälen prangen, hatte man keine Ahnung. Das mehrbändige Buch über Symbolik und Mythologie der alten Völker, das aus den Vorlesungen herauswuchs, ist Creuzer's Lebenswerk. Es war der Ausdruck der dominirenden Geistesrichtung, die in geheimnißvoller Mystik und in symbolischen Formen die Idee des Absoluten suchte und ahnte, der die Erscheinungen nur als Hülle und Gefäß des Ewigen galten, alles Vergängliche nur ein Gleichniß war.

Zur Voraussetzung und Grundlage seines Systems machte Creuzer, wie Fr. Schöll in der Jubiläumsschrift „Ruperto-Carola“ bemerkt, eine Urreligion, zu der sich alle späteren wie gebrochene und geschwächte Ausstrahlungen verhielten; mit dieser Hypothese verband er die weitere, daß uralte Weisheit in uralter Zeit aus Aegypten,

Phönizien, Phrygien nach Hellas eingeführt worden sei. Die Typen und Allegorien, die auf solche Missionäre zurückgingen, hätten die Dichter, wie Homer und Hesiod, zum Theil nicht mehr verstanden, zum Theil schalkhaft und phantastisch dargestellt und gerade mehr nach der äußeren Erscheinung, als nach dem tieferen Sinn ausgebildet.

Als ich nach Heidelberg kam, war Creuzer's Glanzperiode vorüber, doch besuchte ich das philologische Seminar, das unter seiner und Bähr's Leitung stand, und wohnte seinen Vorlesungen über Mythologie und Symbolik, über Archäologie und Kunstgeschichte, sowie über die Verrinischen Reden Cicero's bei. Im Gegensatz zu Creuzer's mystisch-romantischer Anschauung hatte aber bereits die entgegenstehende Ansicht von Ottfried Müller, nach welcher das gesammte Geistesleben der Hellenen, wie es sich in Kunst, Mythologie und Geschichte ausprägte, original und naturwüchsig aus dem griechischen Genius sich entfaltet hätte, weite Verbreitung und Anklang gefunden. Und auch ich suchte durch fleißiges Studium beider Systeme zur Klarheit und Wahrheit zu gelangen. Ich fand bald, daß hier wie dort die consequente Durchführung des Grundgedankens zur Einseitigkeit und zu Irrwegen führe, daß nur in einer Abstoßung der Extreme und in einer Ausgleichung und Verbindung der gesunden Elemente ein historisch richtiges Resultat erzielt werden könne. In der Folge sind die Creuzer'schen Ideen von einem andern Heidelberger Professor, E. Röth, theilweise wieder aufgenommen und als „Grundzüge unserer abendländischen Philosophie" mit dem Anspruch auf neue, originale Entdeckung bearbeitet und veröffentlicht worden. Aber die Welt hatte bereits den Glauben an die apokryphischen Propheten verloren.

Ehe noch Ottfried Müller in der „Geschichte der griechischen Stämme" zu beweisen gesucht, daß das hellenische Wesen ein eigenartiges Erzeugniß des griechischen Volkes, seiner Natur und seines eingebornen Genius sei, waren schon durch Johann Heinrich Voß, den entschiedensten Gegner der romantischen Schule, die Creuzer-Görres'schen Ideen in einem polemischen Werk „Antisymbolik" mit Schärfe bekämpft worden.

Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, daß die Verbreitung des reinen Hellenismus über alle Kreise der gebildeten Welt von drei Männern aus dem deutschen Norden ausging, wo alle äußere Einwirkung fehlte — von Winckelmann, Voß und Thorwaldsen? Ihr Lebens- und Bildungsgang liefert den Beweis, daß die angeborene Anlage

und Geistesrichtung in ihrem Streben nach einem idealen Ziele alle Schranken und Hemmnisse, welche die Außenwelt bereitet, durchbricht und siegreich überwindet. Johann Winckelmann, der arme Schusterjunge von Stendal, der in seiner Jugend kaum einer Antike ansichtig geworden, wurde der Schöpfer einer Kunstepoche, die eine weithinstrahlende Fackel entzündete, welche die gesammte künstlerische Vorstellungswelt durchleuchtete. Johann Heinrich Voß, der mecklenburgische Bauernsohn, gab in seiner Uebersetzung des Homer, insbesondere der Odyssee, der deutschen Nation einen poetischen Hausschatz, der wie ein dem eigenen Boden entsprungenes Kunstwerk in das Gemüthsleben des Volkes eindrang und seinen Schönheitssinn läuterte. Und der Sohn der Insel Seeland wurde aus der Ultimaschule durch den innewohnenden Geist nach dem Süden geführt, damit er in Italien die plastische Kunst mit althellenischem Genius auf's Neue in's Leben rufe. Es waren echte Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, die ihre gigantische Kraft noch aus einem tieferen Geistesbrunnen geschöpft hatten. Die Romantiker waren nur Epigonen.

Johann Heinrich Voß war von Jena, wo er mit den Geistesheroen in Weimar lebhaften Verkehr gepflogen hatte, durch Karl Friedrich und seinen intelligenten Minister Reitzenstein nach Heidelberg berufen worden, ohne durch Einreihung in eine Facultät in den engen Verband der Universität zu treten. Er sollte durch seinen Dichterruhm wie eine Zierpflanze den neuangelegten akademischen Garten am Neckar schmücken. Das Leben des Dichters und Uebersetzers ist in unsern Tagen von Herbst gründlich und genau beschrieben worden, und auch ich selbst habe in den Heidelberger Erinnerungen zum Universitätsjubiläum die Hauptzüge seines Charakters und seines Heidelberger Lebens dargestellt. Ich kann mich somit auf wenige Andeutungen beschränken, die ich über den zwei Jahre vor meiner Ankunft in Heidelberg verstorbenen Dichter durch mündliche Mittheilungen erfahren habe. Sein Sohn Heinrich, der dem Vater bei seinen literarischen Arbeiten vielfach behilflich war, hielt philologische Vorlesungen, wurde aber von Creuzer nicht als Ebenbürtiger angesehen, ein Umstand, der nicht ohne Einfluß auf die gespannte Stellung und nachherige Feindschaft zwischen Creuzer und Voß war. Der Sohn Heinrich lebte im elterlichen Hause wie ein Oberknecht auf dem Gehöfte eines alttestamentlichen Patriarchen. Er kam nie zu voller Selbständigkeit, und seine intime Freundschaft mit Jean Paul kann als Beweis gelten, daß er von weicherem Metall geschmiedet war. Er

ergab sich dem Trunk und starb noch einige Jahre vor dem Vater. Die abhängige Stellung war wohl nicht ohne Einwirkung auf seinen Charakter.

Zwei Männer von so verschiedener Natur und Richtung, wie Voß und Creuzer, von denen Jeder sich für einen Propheten in derselben Sache hielt, konnten nicht lange ohne Streit in der nämlichen Stadt neben einander leben. Voß war ein Feind aller Mystik und metaphysischen Speculation und bildete mit Paulus, Schlosser und Tiedemann eine Oppositionspartei gegen Creuzer und Daub, welche eine eigene Zeitschrift „Die Studien" im Sinne ihrer transscendentalen Weltanschauung gegründet hatten. Ein Mann von starrer Consequenz und rationalistischer Denkweise, war Voß ein schroffer Gegner alles Unklaren, Nebelhaften und Verschwommenen. Er hielt das große Licht aus Osten, von welchem die neuromantischen Propheten das religiöse Urfeuer ausgehen sahen, für eitel Blendwerk und „wollte alle Strahlen der griechischen Religion aus der Sonne Homer's ziehen". Dieser Auffassung gab er in der geharnischten „Antisymbolik" scharfen Ausdruck mit manchen Ausfällen auf die orientalischen Zeichendeuter. Unter diesem Titel war eine Anzahl kritischer Abhandlungen zusammengefaßt, in welchen er gegen das ganze Creuzer-Görres'sche religionsgeschichtliche System zu Felde zog und das mystische Gewebe von einer Urreligion, die aus dem Orient nach Hellas verbracht worden sei und in Mysterien und mythologischen Namen verborgen liege, zerriß. Die Schrift machte in Heidelberg großen Eindruck und vermehrte die Spaltung, und wenngleich die Studentenschaft dem Angegriffenen einen Fackelzug brachte, den Schlag hat Creuzer doch nie überwunden. Seine Unbefangenheit und frühere Sicherheit verließen ihn.

In den „Heidelberger Erinnerungen" habe ich eingehender einer Liebesepisode aus Creuzer's Leben gedacht, welche den Verfasser der „Symbolik" auch in Beziehung auf die freien Herzensneigungen in die Reihe der Romantiker stellt. Creuzer war häßlich wie Sokrates. Sein rothhaariges Haupt, das in späteren Jahren mit einer Perücke bedeckt war, seine herabhängende Unterlippe, die an den Habsburgischen Typus erinnerte, seine nachlässige, vorgebeugte Haltung zeigten keine Spur von einem Cavalier. Und dennoch hat er nicht bloß, wie Sokrates, edle Jünglinge an sich gefesselt, damit er sie „schön von innen" mache, er hat auch bei den Frauen Gunst gefunden. Die Fülle idealer Gedanken, die er mit Phantasie und

poetischem Geist zu einem fesselnden Gebilde zu vereinigen wußte, machte Eindruck auf empfängliche Seelen. Wir haben oben angedeutet, wie locker die ehelichen Verhältnisse bei den Romantikern waren. Es galt als natürlicher Grundsatz, daß man keinem Wesen in seinen Neigungen Zwang anthun dürfe. Der ganze Schwerpunkt der sittlichen Berechtigung wurde in das Gefühl, in den Cultus der Persönlichkeit gelegt. Man kann nicht sagen, daß in den höheren Gesellschaftskreisen Heidelbergs diese laxe Moral zur Anwendung gekommen wäre, daß die Musenstadt am Neckar die Chronik der Skandale bereichert hätte: auch in der Periode der Romantik ging das Neigen von Herzen zu Herzen nicht über die Grenzlinie platonischer Liebe hinaus, blieben die Affecte auf sympathische Seelenstimmung beschränkt. Dennoch spielt in Creuzer's Lebensgang eine Episode herein, welche diesen Zug der Romantik in schärfster Prägung an sich trägt und dazu noch mit einem tragischem Ausgang endigte. In dem Daub'schen Hause hielt sich in den Jahren 1804—1808 eine junge Frankfurter Stiftsdame Caroline von Günderode auf, die sich als Schriftstellerin bekannt gemacht hatte. Sie war befreundet mit Clemens und Bettina Brentano, mit Arnim und Savigny. Caroline von Günderode faßte zu Creuzer, der viel mit der Familie verkehrte und in traulichen Abendzirkeln die griechischen Tragiker vorlas und erklärte, eine leidenschaftliche Liebe, die von diesem erwidert ward. Er nannte in einem Briefe die Schloßaltane, wo er sie zuerst sah, „den Ehrensaal seines inneren Daseins, wo das volle Herz überströmen möchte in die zeitlose Unendlichkeit". Es spielte sich eine Herzenstragödie ab; man besprach den Plan einer Scheidung der Creuzer'schen Ehe. Aeußerliche Schwierigkeiten verzögerten das Vorhaben. Da siegte das Gefühl der Pflicht und Pietät gegen die treue, bewährte Hausfrau, die ihn, als er von einer schweren Krankheit ergriffen ward, liebevoll pflegte; der Gedanke einer Lösung der langbestehenden Familienbande wurde im entscheidenden Wendepunkt aufgegeben. Die schwärmerische Freundin Günderode hat sich dann am Ufer des Rheins den Dolch in die Brust gestoßen und sich in die Fluthen des Stroms gestürzt, im „Absoluten" Erleuchtung und Befriedigung ihrer Seele suchend. Ihre Gedichte, von Fr. Götz in Mannheim im Jahre 1857 unter dem Namen „Tian" gesammelt und herausgegeben, zeugen von einem Hang zu schwermüthiger Mystik. Wenn Creuzer in seiner Selbstbiographie die ersten Jahre seines Heidelberger Aufenthaltes als eine „Periode schwerer Seelen- und Körperleiden" bezeichnet, so kann

sich diese „ernste Erinnerung“ nur auf die Seelenkämpfe beziehen, die ihm das Verhältniß zu der heißgeliebten Stiftsdame und die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung mit ihr bereitete. Creuzer entsagte seiner „Poesie“, wie er die Günderode nannte; mit ihrem tragischen Untergang wich aber auch für ihn sein guter Genius; die Poesie seines Lebens war seitdem dahin. In den Gedichten der Günderode spricht sich das Uebermaß von Gefühl und Liebesaffect in einer überschäumenden Seele, das sich in ein ideales Object auszugießen strebt, ergreifend aus. Von persönlichen Beziehungen muß man bei der romantischen Ueberschwänglichkeit ebenso absehen, wie bei den erotischen Ergüssen der Troubadoure des Mittelalters. In seinen späteren Jahren verkehrte Creuzer viel in dem Hause des Gymnasialdirectors Kayser, dessen stattliche, schlanke Frau eine begeisterte Anhängerin der Romantik war. Nach dem Tode ihres Mannes gründete sie mit ihren beiden Söhnen ein Knabeninstitut und unterhielt ein vielbesuchtes Haus, wo Creuzer fast der tägliche Gast war. Die lebhafte, stark empfindende Frau, die das Glas, aus dem einst Tieck getrunken, wie eine Reliquie aufbewahrte und den Hausfreund enthusiastisch verehrte, erheiterte durch ihre Unterhaltungsgabe seine Abende.

Von den beiden Söhnen Kayser's widmete sich der jüngere, Friedrich, dem geistlichen Stande und hat sich durch Gedichte religiösen Inhalts einen Namen gemacht. Auf den Hingang Daub's, welcher auf dem Katheder vom Schlage getroffen umfiel und mit den Worten Schiller's: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“, den Geist aufgab, hat er eine Trauerode gedichtet, in welcher er seine Verehrung und die Empfindung der Pietät für den mannhaften akademischen Lehrer in gefühlvollen Worten aussprach. Der ältere Sohn, Ludwig Kayser, nahm bei seinen philologischen Studien Creuzer zum Vorbild. Er wurde in der Folge Docent, dann Professor an der Universität. Doch erlangte er bei seinen Collegen nicht die Geltung, die ihm seine tiefe Gelehrsamkeit und seine scharfe Kritik bei den Fachgenossen in Deutschland wie im Ausland verschaffte. Als er sich an der Universität habilitirte, wählte er mich und einen anderen Philologen, Lebeau, zu seinen Opponenten. Sein bekanntestes Werk ist die kritische Ausgabe des Philostratus, welche er auf Anregung Creuzer's bearbeitete, ein Werk, das die romantische Weltanschauung verräth.

Die Vorlesungen machten Creuzer nie große Freude. Als die Erfolge schwanden und die Zahl der Zuhörer gering ward, nahm er

seinen Abschied von der akademischen Thätigkeit und verlebte die letzten Jahre im Ruhestand, nicht gerade in behaglicher, sorgenfreier Existenz, denn die Haushaltung war nie seine Sache. Man erzählte sich, daß seine ausgebreitete Correspondenz mit den berühmtesten Zeitgenossen für Antiquare und Autographensammler eine Fundgrube, für ihn selbst eine Einnahmequelle gewesen. Anselm Feuerbach, der geistreiche Verfasser des „Vatikanischen Apollo", damals Professor der Archäologie in Freiburg, hoffte die erledigte Stelle zu erhalten; aber die Regierung ernannte einen andern Philologen, Karl Zell, der als Mitglied des Oberstudienraths durch seine ultramontane Gesinnung in Karlsruhe unbequem geworden war. Jenem hat die Enttäuschung das Herz gebrochen; er starb noch vor Creuzer; diesem war die Stelle eine Last, die er bald abschüttelte, um seine Feder ausschließlich dem Dienste der Kirche zu weihen und das „mystische Band" mit Rom immer enger zu flechten.

Creuzer starb am 1. Februar 1858 im höchsten Greisenalter. Sein zweiter Nachfolger auf dem archäologischen Lehrstuhl Bernhard Stark schließt die Prorectoratsrede, die er im Jahre 1874 über den Bildungsgang und die wissenschaftliche Bedeutung des „alten Professors" hielt, mit folgenden Worten der Sehnsucht, die Creuzer Nachts während einer Krankheit im 84. Jahre dichtete:

Die müden Lebensgeister,
Sie schweifen hin und her,
Sie suchen ihren Meister,
Den Schlaf — wo weilet er?
Komm', lieber Schlaf, komm' wieder,
Berühre Haupt und Glieder
Und stell' die Ruhe her.

Neben der Philologie waren meine Studien während meines Heidelberger Aufenthaltes hauptsächlich der Geschichte zugewendet, und hier war es Fr. Chr. Schlosser, der mir die Anregung und Richtung auf meiner inneren Lebensbahn gab. Ich besuchte alle seine Vorlesungen, und wenn ich auch stets mein selbständiges Urtheil bewahrte, so bewiesen doch meine späteren historischen Schriften in gar mancher Auffassung die Schlosser'sche Schule. Ich habe von dem Manne, mit dem ich das Glück hatte, drei Jahrzehnte in näherem Verkehr zu stehen, zwei biographische Abrisse veröffentlicht. Den ersten zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier 1876. Den zweiten zehn Jahre später bei Gelegenheit der fünften Säkularfeier der Universität

in den „Heidelberger Erinnerungen“; die letztere kurze Charakteristik ist das Resultat persönlicher Beobachtungen und Erfahrungen im langjährigen Umgang. Daher möge es mir gestattet sein, das Wesentliche aus der dortigen Darstellung zu wiederholen:

Schlosser wurde von dem Frankfurter Gymnasium, wo er sich durch mehrere geschichtliche Werke von gründlichstem Quellenstudium bekannt gemacht, nach Heidelberg berufen, um neben dem Lehrstuhl für Geschichte zugleich die Stelle eines Oberbibliothekars zu verwalten, welche vor ihm der Historiker Wilken bekleidet hatte; aber das letztere Amt behielt er nicht lange; aus Verdruß, daß die dem Großherzog Ludwig gehörige Büchersammlung des Klosters Salem weit über ihren Werth von der Universität angekauft ward, gab er die Stellung auf. War in Frankfurt und in den ersten Jahren seines Heidelberger Aufenthalts seine historiographische Thätigkeit hauptsächlich dem Alterthum und dem Mittelalter zugewendet, so widmete er in späteren Jahren seine Studien fast ausschließlich der neueren Geschichte und betrat dadurch das Gebiet, welches seiner Natur und stoischen Weltanschauung ein weites Erntefeld bot, und auf welchem er sich bei Mit- und Nachwelt einen gefeierten Namen erwarb. Schon in den zwanziger Jahren bearbeitete er die Geschichte des 18. Jahrhunderts, die Anfangs nur zwei kleine Bände umfaßte, im Laufe der Jahre fünf Auflagen erlebte und zu acht Bänden anwuchs. Dieses Werk ist der Ruhm und der Stolz seines Lebens geworden und trägt das Gepräge seines ganzen mannhaften Charakters. Es war Jahrzehnte hindurch der Mund und das Gewissen des Volkes, zugleich aber auch der Spiegel seines eigenen Wesens und Denkens. „Die Geschichte des 18. Jahrhunderts“ ist der Ruf des Propheten in der Wüste, der zur Buße und Besserung auffordert, damit das Vaterland und die Menschheit vom drohenden Untergang gerettet werde. Wie der Dichter Dante, mit dessen Natur und Denkweise der Heidelberger Historiker so viele Sympathie fühlte, sein unsterbliches Werk als Vorläufer des großen Buß- und Jubiläumsfestes, womit das kirchliche Oberhaupt das neue Jahrhundert einweihte, in die Welt sandte, so kann Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ als der strafende Vorbote des Jahres 1848 gelten. Dante schildert die Hölle, das Purgatorium und das Paradies. Schlosser's Darstellung umfaßt nur die beiden ersten Stadien.

Schlosser war eine contemplative, in sich abgeschlossene Natur, allem praktischen Handeln abhold und, obwohl ein strenger Sitten-

richter der Mächtigen und Großen und ein Volkstribun für die Armen und Schwachen, doch ein aristokratischer Charakter. Wer Schlosser ansah, den untersetzten, breitschulterigen Mann von mittlerer Größe mit dem imponirenden Haupte, das in späteren Jahren mit einem starken, schneeweißen Haarwuchs bedeckt war, mit dem strengen, imperatorischen Gesicht, aus welchem ein feuriges Auge blickte, das die ganze Sehkraft des anderen verlorenen in sich eingesogen zu haben schien, der empfing sofort den Eindruck von einer Herrschernatur voll stolzen Selbstgefühls, die das Odi profanum vulgus et arceo auf der Stirn trug, die unentwegt ihren eigenen Impulsen folgte, unbekümmert um das Urtheil der Welt, mit starker Geringschätzung Anderer und ein Todfeind jeder übertriebenen Verherrlichung, jedes sogenannten „Cultus des Genius". Er nahm nie am öffentlichen Leben Theil, besuchte keine Versammlung, keine officiellen Mahlzeiten oder Festlichkeiten, hielt nie öffentliche Reden.

Schlosser's Vortrag war das Abbild seines Wesens: wie in der Conversation, wo es schwer fiel, dem raschen, sprudelnden Fluß seiner eigenen Rede gegenüber zu Worte zu kommen, war er auch auf dem Katheder ein lebhafter Sprecher, aber sein Vortrag war eigenthümlich und fremdartig: Der norddeutsche Dialekt, die laute, etwas singende Stimme, die unvollendeten, in einander geschachtelten Sätze ohne sprachrichtigen Abschluß, wobei die grammatische Construction der Satzgefüge stark Noth litt, machten im Anfang auf den Zuhörer einen eigenthümlichen Eindruck; aber die Fülle der Gedanken, der sittliche und wissenschaftliche Ernst, das scharfe zutreffende Urtheil, die aus dem Redefluß hervorleuchteten, rissen hin, regten an und belebten. Man nahm keinen Anstoß, wenn er im Eifer des Vortrags auf die Lehrkanzel schlug. Nie hörte man in seinen Vorträgen einen Scherz oder eine unfeine oder zweideutige Anspielung. Wie fuhr er einst heftig auf, als bei der Schilderung von dem Einflusse der Pompadour einer der Zuhörer durch ein Lächeln merken ließ, daß er einem Ausdruck einen anderen Sinn unterlegte, als der Redner gemeint hatte!

Wurde man in diesem Auftreten an die rauhe Nordseeküste seiner Heimath erinnert, so bewiesen sein sorgfältiger Anzug und seine gesellschaftlichen Gewohnheiten, daß er in Frankfurt, wo er als Lehrer mit mehreren der angesehensten Familien verkehrt hatte, im Umgang mit einem Kreise edler, gebildeter Frauen sich Geschmack an häuslicher Eleganz, an feineren Lebensformen angeeignet. Nach seiner

Verheirathung mit einer liebenswürdigen Dame von mittleren Jahren, voll heiterer Anmuth, führte er ein geselliges Leben im Familienkreise, wobei besonders distinguirte Frauen gern gesehen waren. So männlich kräftig angelegte Charaktere wie Schlosser ertragen nicht leicht Widerspruch. Sie fühlen sich daher mehr zu der hingebenden, für hervorragende Geistesgaben empfänglichen Natur der Frauen hingezogen. Dante's Divina Commedia, die schon in seinem Frankfurter Kreis die Hauptlectüre bildete, hat er bis in sein höchstes Greisenalter in kleinen ausgewählten Zirkeln gebildeter Frauen gelesen und erklärt. In diesem Werk, das in sein ganzes Leben verflochten war, suchte und fand er die Erhebung, welche die echte Poesie gewährt. Diese mußte ihm den Genuß und die Wirkung der bildenden Künste und der Musik ersetzen, deren Werth und Verständniß ihm verschlossen blieben. Dante nahm in Schlosser's Seelenleben eine ähnliche Stelle ein, wie bei Thibaut die reine Tonkunst.

Von allen Männergesellschaften, von allen solchen Kreisen hielt sich Schlosser fern, wo bei Wein, Bier und Tabak ein freierer Ton herrscht, wo die Conversation, auch ohne ins Gemeine zu verfallen, doch die Schranken des Erlaubten weiter zieht, wo auch ein Scherz, ein derbes Witzwort nicht verpönt ist. Er selbst hat nie geraucht, nie Wein getrunken; Thee und Kaffee waren seine Getränke; erst später nahm er bei Tisch ein Glas Bier. In seinem Studirzimmer herrschte die größte Reinlichkeit und Ordnung; die Folianten und älteren Bücher wurden in das Vorzimmer verwiesen; die Wände der Arbeitsstube waren mit ausgesuchten Werken, meistens in elegantem Einband, besetzt. In seinen späteren Jahren stand in der Mitte des mit einem Teppich bedeckten Studirzimmers ein zierlicher Schreibtisch von Palisanderholz und daneben eine Marmorbüste von Dante, beides Geschenke der Großherzogin Stephanie. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Vornehmes, erinnerte aber an ältere Zeiten und Gewohnheiten.

Goethe sagte einmal von Schlosser, er zähle zu den Naturen, „die aus dem Dunkeln ins Helle streben". Dieser Ausspruch bezeichnet mit voller Wahrheit den Charakter der Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung des Heidelberger Historikers. Alles Mythische, Sagenhafte, Hypothetische ist von seiner Darstellung ausgeschlossen. Gegen Ottfried Müller's Forschungen über die Stämme und Staaten des alten Hellas ließ er eine zornige, in derben Ausdrücken verfaßte Kriegserklärung ausgehen.

Wie in der Juristenwelt die sogen. historische Schule Savigny's sich in Norddeutschland einer größeren Verbreitung und Geltung erfreute, in Süddeutschland dagegen die Ansicht des Kantianers und Romanisten Thibaut, welcher das Vernunft- und Naturrecht, wie es im römischen Recht und Code Napoleon zum Ausdruck gekommen war, als die Grundlage einer neuen nationalen Gesetzgebung aufstellte, mehr als der richtige Standpunkt galt, so wurden auch in Norddeutschland Leopold Ranke, in Süddeutschland Schlosser als die Häupter zweier Schulen in entgegengesetzter Richtung in der Geschichtschreibung anerkannt. Und wie die Schule Thibaut's einer zutreffenden Benennung entbehrte, so auch Schlosser's historiographisches Verfahren. Man hat beide in Ermangelung einer völlig zutreffenden Bezeichnung philosophische Schule genannt. In der Folge hat sich für die Ranke'sche Schule der Name „objectiv", für die Schlosser'sche Schule die Benennung „subjectiv" eingebürgert: unsichere und vage Grenzlinien einer Anschauungsweise, die mehr im Naturell der Häupter, als in einer überlegten, mit klarem Bewußtsein verfolgten consequenten Theorie ihre Grundlage und ihren Ausgangspunkt hat. In der Vorrede des oben erwähnten biographischen Abrisses: „Fr. Chr. Schlosser", habe ich mein Urtheil über den Heidelberger Historiker niedergelegt, wie es mir durch langen Umgang als zutreffend und richtig erschienen ist. Es möge vergönnt sein, aus den früheren Aufzeichnungen einige wesentliche Züge nochmals anzugeben: In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hat man in Deutschland viel darüber gestritten, ob Goethe oder Schiller der größte Dichter sei. Heutzutage ist dieser Streit abgethan und erledigt: die deutsche Nation freut sich, daß sie ‚zwei solche Kerle' habe. Eine ähnliche Streitfrage, wenn auch in beschränkteren Kreisen und mit geringerer Heftigkeit, hörte man zuweilen über Schlosser und Ranke aufwerfen. Am lebhaftesten trat sie hervor, als der Aeltere von Beiden zu den Vätern versammelt ward. Manche werden sich noch erinnern, daß von zwei namhaften Historikern, die nun gleichfalls der Macht des Todes verfallen sind, Schriften für und gegen veröffentlicht wurden. Auch in diesem Falle bewährte sich der Spruch: „Der Lebende hat Recht". Ranke behielt das Feld; die Hauptträger der heutigen Historiographie verehren den Berliner Altmeister als ihren Feldhauptmann und Fahnenträger. Früher, als es sonst bei bedeutenden Männern zu geschehen pflegt, wurde mit der Leiche des einst so gefeierten Heidelberger Geschichtschreibers und Geschichtslehrers auch

sein Ruhm und seine Popularität ins Grab gesenkt. Diese Erscheinung läßt sich aus zwei Ursachen herleiten: Schlosser hat keine Schule gebildet, die den Namen des Stifters und Meisters fortpflanzte, und seine Auffassung und Behandlung der Geschichte entspricht nicht mehr dem Genius der Zeit, liegt den Ideenkreisen und den historiographischen Anforderungen der gegenwärtigen Generation fern. Beide Ursachen wurzeln in der Eigenthümlichkeit des Mannes. Schlosser war eine so ursprünglich, so genialisch angelegte Natur, daß sich Niemand nach ihm bilden konnte, ohne in eine bewußte Manirirtheit zu fallen. Er selbst hat niemals, weder im Lehrvortrag, noch in der Schriftstellerei, eine bestimmte, mit Ueberlegung ausgedachte Methode befolgt oder Anderen Anleitung zu einer solchen gegeben.

So anregend er auf Alle gewirkt hat, die seine Vorlesungen besuchten oder persönlich ihm nahe kamen, so sehr er Alle für die Wahrheit und Idealität der Geschichtswissenschaft, von der er selbst so tief durchdrungen war, zu begeistern wußte, so wenig verstand oder versuchte er es, die Wege anzugeben, die zu dem Heiligthum der Klio führen. Ihm war überhaupt der Inhalt, die philosophische und ethische Seite der Wissenschaft die Hauptsache, Form und Darstellung nur Nebenzweck. Wie oft hat er selbst ausgesprochen, daß er den Ruhm eines Virtuosen und Geschichtskünstlers verschmähe, wie oft an Johannes Müller u. A. die Sorgfalt und Mühe getadelt, die sie auf den Vortrag, auf Stil und Diction verwendeten! Ein solcher Mann konnte keine eigentliche Schule bilden, sofern man darunter ein bewußtes Schaffen nach bestimmten Regeln, im Geben und Empfangen von Methoden und Anweisungen versteht. Schlosser war kein Lehrmeister, der in einem Seminar wie in einer Werkstätte Anleitung zum Arbeiten gegeben oder sein eigenes Verfahren als Muster und Vorbild aufgestellt hätte. Das universale Wissen im Gesammtgebiete der Historie ging ihm über Alles, und wie er selbst mit unersättlicher Wißbegierde und eiserner Arbeitskraft bestrebt war, alle Schätze zu heben und in sich zu sammeln, so wies er auch seinen Zöglingen das weite Reich der Wissenschaft, die Durchforschung der Quellen, der classischen Autoren, der Fürsten im Heere der Geister, als Ziel und Aufgabe ihrer Studien an. Mir selbst empfahl er einmal, als ich ihn während meiner Studienjahre um Rath fragte, wie ich die Geschichte Frankreichs am zweckmäßigsten und gründlichsten kennen lernen möchte, den alten Mezeray und daneben alle einschlägigen Memoiren zu lesen. Er selbst besaß eine Summe universeller Kenntnisse

und eine Belesenheit, wie man sie selten trifft; sein Rüsthaus war wohl versehen und seine Waffen solid und scharf. Auf diese Wissensfülle wies er seine Schüler hin; er zeigte ihnen das Ziel, gab aber nur in unbestimmten Andeutungen und blassen Umrissen den Weg an, wie sie dahin gelangen möchten. Er war ja selbst durch eigenes Suchen und Forschen ohne fremde Anweisung zu der Höhe emporgestiegen. Wer mit ernstem Streben nach Wahrheit und Wissenschaft an die classischen Werke aller Zeiten und Völker herantrete, meinte er, der werde die rechte Seelenspeise finden und sie für sich und Andere nutzbringend zu machen lernen. So mußte es kommen, daß alle Historiker, die aus seiner Schule hervorgingen, verschiedene Wege suchten: gemeinsam war ihnen nur das Streben nach einem umfassenden, universelleren Wissen und eine gewisse Strenge in der Beurtheilung von Personen und Zuständen. Alles Uebrige mußte sich Jeder durch eigenes Nachdenken und Experimentiren erwerben. Zwischen Meistern und Schülern bestand nur ein wenig erkennbares Band; nur ein scharfblickendes Auge vermag die dünnen Fäden zu entdecken.

Und wie der Mangel einer Schule in Schlosser's Persönlichkeit und Naturwüchsigkeit seine Quelle hatte, so auch seine Auffassung und Behandlung der Geschichte. Wenn man diese Methode als eine subjective bezeichnet hat, im Gegensatz zu einer anderen kühleren Betrachtung und Darstellung der Dinge, so ist diese Bezeichnung keine erschöpfende Erklärung, keine scharfe Grenzscheidung. Nur der Chroniken- und Regestenschreiber steht seiner Arbeit ganz objectiv gegenüber; jeder andere Urheber eines historischen Werks wird etwas von seinem Herzblut in die Darstellung hineintragen, wird stärker oder schwächer den Antheil durchblicken oder durchfühlen lassen, den seine eigene Seele an dem Inhalt, an den geschichtlichen Vorgängen und Erlebnissen nimmt. Insofern darf man Schlosser einen subjectiven Geschichtschreiber nennen, als er mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens Partei nimmt, gleichsam mitten in die Reihen der Handelnden eintritt, das Erzählte als Selbsterlebtes auffaßt und Gericht darüber hält.

Der Historiker steht nicht wie der Naturforscher einem fremden Organismus gegenüber; er ist selbst ein Theil der Menschenwelt, die er darzustellen unternimmt; die Gegenwart ist nur eine fortlebende, sich neugestaltende und entwickelnde Vergangenheit; was den Vätern widerfahren ist, was die Vorzeit geschaffen hat, geht auch die Söhne

und die Nachwelt an. Je nach seiner Natur oder Weltanschauung wird nun der Geschichtschreiber mit mehr oder weniger Wärme und persönlicher Theilnahme in die Werkstätte eintreten, wo die Menschenschicksale erzählt und erklärt werden. Unter diesen warmfühlenden, den unmittelbaren Seeleneindrücken sich hingebenden Historikern nimmt Schlosser die erste Stelle ein. Daß er dabei mit Vorliebe als der Sachwalter der Gedrückten und Schwachen auftrat, über die Großen der Erde ein strenges Rügegericht hielt, hatte seine Quelle in seinem demokratischen Friesenblut, in seiner Erziehung, in seinem Selbstgefühl und dem darauf sich gründenden Muthe. Wer solche schriftstellerische Charakterzüge sich aneignen oder nachmachen wollte, würde auf falsche Wege gerathen. Nur aus einer so ursprünglichen, so eigenartig angelegten, so von aller Berechnung, von aller conventionellen Rücksicht und Erwägung freien Seele konnte eine Geschichtschreibung hervorgehen, die einen weltgeschichtlichen Charakter an sich trägt; nur eine so originale Natur konnte die Menschengeschichte in einem so vorherrschend subjectiven Bilde schauen. Die Schüler Schlosser's thaten daher wohl, daß sie nicht in Allem den Spuren des Meisters folgten, sondern ihre eigenen Wege gingen. Die Palme des Historikers wird nur dem zu Theil werden, der den Lauf der Dinge und die Charaktere der Menschen mit dem Maßstabe der Gerechtigkeit mißt und zugleich die Gesetze künstlerischen Schaffens und Ordnens anwendet. Weder der einseitige Subjectivismus, der alle Erscheinungen im Spiegel bestimmter Doctrinen und Grundsätze anschaut, noch die farblose Weltbetrachtung, welche mit demselben Gleichmuth über Erdenglück und Menschenelend hinschreitet und die höchste Aufgabe des Historikers in dem Eintragen und Verbuchen alles Geschehenen und Gewordenen erblickt, wird den Preis davontragen. Der wahre Geschichtschreiber darf nicht wie der Goethe'sche Fischer kühl bis an's Herz hinan in das Meer des Weltlebens schauen, aber auch nicht mit dem Zorne und der Grämlichkeit eines Pessimisten allein auf die dunkeln Seiten und die Zeichen des Verfalles hinweisen. Der echte Historiker muß wie ein schöpferischer Künstler die Außendinge in seine Seele eindringen lassen und sie verklärt und veredelt zurückstrahlen. Die Geschichtschreibung ist, wie man sie richtig definirt hat, zugleich Kunst und Wissenschaft: sie muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die reiche Menschenwelt schöpferisch neugestalten.

Creuzer hatte während seiner langen akademischen Thätigkeit

viele Schüler gebildet. Auf zahlreichen deutschen Universitäten und Gymnasien wirkten Zöglinge der Heidelberger Philologenschule. Und auch außerhalb der fachgenössischen Kreise war sein Name bekannt. Im Ausland, besonders in Paris, wurde er unter die berühmtesten deutschen Gelehrten gezählt. Zu den Schülern, welche von Creuzer die Richtung ihrer Studien empfingen und ihm besonders nahe traten, gehörten Christian und Karl Bähr, Söhne eines evangelischen Geistlichen und nachmaligen Prälaten. Christian Bähr wurde auf Creuzer's Empfehlung noch in jungen Jahren zum Professor der Philologie ernannt, wirkte am philologischen Seminar, wo er besonders die griechischen und lateinischen Stilübungen mit Fleiß und Sorgfalt leitete, und stand bis zu seinem Tode 1872 der Universitätsbibliothek vor. Wenn der ältere Bruder in der Folge vielfach von Creuzer abwich, so blieb dagegen Karl Bähr sein Lebenlang in den Gesichtskreis des Lehrers gebannt. Von ihm angeregt und in seinem Sinne verfaßte er sein bekanntestes Werk „Symbolik des mosaischen Cultus". Er war neben Mone der eifrigste Gläubige an die Creuzer'schen Theorien. Wie Mone, der gleichfalls längere Zeit bei der Heidelberger Universität als Bibliothekar thätig war und zuletzt das badische Landesarchiv unter seiner Aufsicht hatte, den Vorstellungskreis der keltischen und germanischen Vorzeit durchforschte, so wandte Karl Bähr die Creuzer'sche Methode und Anschauungsweise auf die Schriften des Alten Testaments an. Mone erwies sich in seinen zahlreichen Schriften als ein Mann der strengsten katholisch-ultramontanen Richtung.

Christian Bähr huldigte, wie so viele Glieder der romantischen Schule, gleichfalls der katholischen Gefühls- und Denkweise, so daß man eine Zeitlang von ihm sagte, er, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, sei zur römischen Kirche übergetreten. Aber er wurde nach protestantischer Weise beerdigt. Oeffentliches Hervortreten war nicht nach Bähr's Sinn. Von kleiner pygmäenhafter Gestalt und nicht mittheilsamer Natur, mied er gern alle öffentlichen Wege und Demonstrationen, suchte aber auf geheimen Pfaden seine Zwecke zu erreichen. Auf Stift Neuburg viel aus- und eingehend, sowohl bei den ersten Besitzern, der Familie Schlosser, als ihrem Erben, dem Frankfurter Senator von Bernus, ist er in die katholisch-romantische Atmosphäre der Ersteren und in die österreichisch-particularistischen Ansichten des Letzteren hineingezogen worden, eine Geistesrichtung, die sich selbst bei den Anschaffungen der Bücher für die

Universitätsbibliothek bemerklich machte. Dieser Verbindung mit Bernus hatte er es auch zu verdanken, daß er bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum von der österreichischen und hessen-darmstädtischen Regierung, an deren Spitze damals Graf Beust und Herr von Dalwigk standen, durch Ordensverleihungen ausgezeichnet wurde. Die beiden Herren hatten wohl noch nie zuvor den Namen des Heidelbelberger Professors nennen hören. Karl Bähr, durch seine amtliche Stellung bei der evangelisch-protestantischen Kirche festgehalten, hat nur in seiner conservativ-positiven Richtung die Schule von Creuzer und Daub und die Jugendeindrücke, die er bei Beiden eingesogen, verrathen.

Der Heidelberger Philologe Bähr besaß viele Kenntnisse in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft, welche er mit bienenhaftem Fleiß gesammelt hatte, und schrieb ein correctes Latein. Aber er war ein Mann ohne eigene Ideen, ohne tieferes Urtheil und ohne eine Spur von Genialität. In Verbindung mit Creuzer bearbeitete er eine neue Ausgabe der Geschichtsbücher des Herodot, welche ausgezeichnet war durch ein reiches Notenmaterial und sich lange Zeit als die brauchbarste Bearbeitung zum Verständniß des Vaters der Geschichte erwies. Bähr's Hauptwerk war indessen seine „Geschichte der römischen Literatur“, welche mehrere Auflagen erlebte und der er noch zwei Bände über die lateinischen Autoren des karolingischen Zeitalters beifügte. Auch dieses Werk trägt seinen Hauptwerth nur in der fleißigen Zusammenstellung alles Materials. Ueber die humanistischen Studien der karolingischen Zeit war vor ihm noch wenig geschrieben worden, so daß also dieser erste Versuch, wenn auch nur eine Aufzählung der Autoren und ihrer Werke, nicht ohne Bedeutung und fruchtbare Anregung war. Nach seinem Vorgang bearbeitete W. Wattenbach „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“ und A. Ebert sein gründliches Buch: „Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendland“ mit tieferer Kenntniß der Zeitgeschichte. Trotz seines schwächlichen Körpers und seiner anstrengenden Studien erreichte Bähr ein Alter von 74 Jahren. Große Fußreisen und Bergbesteigungen während der Ferien erhielten ihm Kraft und Gesundheit. Als die Philologen in Heidelberg, Professoren und Studirende, Gottfried Hermann's hundertsten Geburtstag feierten, wobei sein College Köchly eine Festrede hielt, ließ er sich bereden, gegen seine Gewohnheit an einem kleinen Bankett in Museum Theil zu nehmen. Da fiel er plötzlich vom Schlage gerührt vom Stuhl. Er

wurde rasch in seine Behausung geschafft, verschied aber noch in derselben Nacht. Bähr galt bei vielen Universitätsangehörigen als ein wenig zuverlässiger Mann, welcher die Schleichwege der Intrigue dem geraden aufrichtigen Verfahren und offenen Handeln vorzog; aber er war von großer Gefälligkeit und nicht ohne Herzensgüte und Wohlwollen gegen Solche, die ihm sympathisch oder freundlich gesinnt waren, oder von denen er eine günstige Meinung hegte. Ich selbst hatte mich seiner ununterbrochenen Gewogenheit zu erfreuen und habe ihn daher oft gegen unliebsame Urtheile Anderer in Schutz genommen.

Zur Zeit meiner Immatriculation war die Universität Heidelberg in das Stadium ihrer geschichtlichen Entwicklung eingetreten, das sie mehrere Jahrzehnte hindurch behauptet hat. Sie war nicht bloß die älteste Hochschule in deutschen Landen, sie war auch eine der ersten. Besonders blühte das Studium der Jurisprudenz. Im römischen Recht, das von Thibaut vorgetragen wurde, war die Zahl der Zuhörer so groß, daß man das geräumigste Auditorium mit Emporbühnen als „Pandektensaal" bezeichnete, das Papier mit größerem Format, worauf die Vorlesungen nachgeschrieben zu werden pflegten, „Pandektenpapier" nannte. Neben Thibaut erfreuten sich Zachariä und Mittermaier eines europäischen Rufes. Ich habe in den „Heidelberger Erinnerungen" meine Eindrücke und Erlebnisse aufgezeichnet, die damals und in den folgenden Jahren auf mich eingewirkt haben und in meinem Gedächtniß haften geblieben sind. Indem ich auf diese Erinnerungen und den ergänzenden Epilog dazu in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" verweise, kann ich über Manches flüchtig hinweggehen.

Nur zwei Semester, 1829/30, verbrachte ich als eigentlicher Student in Heidelberg. Aber es war ein bedeutungsvolles Jahr, sowohl für meinen eigenen Lebens- und Bildungsgang, als für die geschichtliche und politische Lage Europa's. Erfolgte doch in meinem ersten Heidelberger Studienjahr die Pariser Julirevolution, welche alle Gemüther und nicht zum mindesten die der akademischen Jugend mächtig aufregte. Man erwartete einen neuen Weltbrand, wie in den neunziger Jahren, besonders als die revolutionären Bewegungen in den Niederlanden und in Polen den Pariser Vorgängen auf dem Fuße folgten.

In der Rheinpfalz gingen die Wogen der politischen Aufregung sehr hoch. Die alten Republicaner und Imperialisten traten wieder

zuversichtlicher auf. Die von Wirth, Siebenpfeiffer und anderen Liberalen gegründete Zeitung „Deutsche Tribüne" schürte die Flamme. Auch in Baden waren die Geister in Unruhe. Kurz zuvor war der Großherzog Ludwig, ein Anhänger der Metternich'schen Erhaltungspolitik, aus der Welt geschieden, und die begeisterte Jubelfeier, womit man den neuen Landesherrn Leopold begrüßte, gab Zeugniß von der freudigen Stimmung des Volkes über den Thronwechsel. In Heidelberg wurde zum erstenmal das Schloß mittelst Reisig und Kleinholz in der Weise in ein Feuermeer versetzt, daß man einen zweiten Vernichtungsbrand zu sehen glaubte.

Durch die Thronbesteigung Leopold's waren thatsächlich die Ansprüche Bayerns auf das alte Pfälzer Land zerronnen. Nach der Pariser Revolution fürchtete man neue Territorialveränderungen. In dem mosaikartig zusammengefügten badischen Staat regten sich mancherlei Geister mit verschiedenen Wünschen und Hoffnungen. Die Partei der Liberalen hatte die Oberhand, ihre Häupter führten das entscheidende Wort in der zweiten Kammer und beherrschten die öffentliche Meinung. Damals ging von der Universitätsstadt Freiburg die Parole für politische und sociale Reformen aus, während die einflußreichsten Professoren der Heidelberger Hochschule conservativen, ja reactionären Grundsätzen huldigten. War doch Zachariä schon unter dem Großherzog Ludwig der geheime Rathgeber in politischen Lebensfragen gewesen.

In dieser erregten Zeit traten zum erstenmal die Fragen von Politik und Staatsleben an mich heran. Ich besaß noch sehr geringes Verständniß und selbständiges Urtheil für die öffentlichen Dinge. Wie hätte ich mir auch in meiner Jugend, wo nur wenige Streiflichter in die dunkeln Tage hereinleuchteten, einen richtigen Begriff von dem inneren Zusammenhang und der pragmatischen Entwicklung der weltgeschichtlichen Erscheinungen und ihrer politischen und historischen Tragweite bilden können? Wohl hörte ich in Speyer und Erlangen viel von den Kämpfen der Griechen gegen die Türken reden und nahm eifrig Partei für die philhellenische Sache. Wurzelte doch die Begeisterung und Sympathie der europäischen Völker für die Griechen hauptsächlich in dem Studium des classischen Alterthums. Mit der Befreiung von Hellas glaubte man die Wiedererstehung der Glanzepoche des hellenischen Culturlebens, der Heldentage eines Miltiades und Themistokles, erwarten zu dürfen. Auch war ja der Philhellenismus das erste freie Aufathmen der gedrückten

und geknickten öffentlichen Meinung gegenüber der rückschrittlichen Politik der Mächte des heiligen Bundes. Allein wie sehr immer die jugendlichen Herzen Partei nehmen mochten für den Kampf der Cultur und Menschlichkeit wider Barbarei und asiatischen Despotismus, die Begeisterung war doch immer nur eine ideale; Griechenland und das Reich der Osmanen lagen doch außerhalb der Grenzen der europäischen Völkerfamilie. Seit der Julirevolution traten aber die politischen Fragen nahe an die europäische Menschheit heran; die Fragen über Absolutismus und Verfassungswesen, über Republik und Monarchie bildeten den Stoff der Unterhaltungen und zeichneten die Grenzlinien der Parteiansichten schärfer ab. Die aufgeregte Stimmung steigerte sich, als nach dem Falle von Warschau die polnischen Flüchtlinge durch Deutschland über den Rhein zogen, um in Frankreich ein Asyl zu suchen. Wenn die demonstrative Begeisterung, womit die Ausgewanderten in vielen deutschen Städten aufgenommen wurden, in Heidelberg gedämpfter war als anderwärts, so hatte dies zum guten Theil seinen Grund in der reservirten Haltung der Universitätsangehörigen. Unter den Juristen huldigte nur Mittermaier liberalen Grundsätzen. Thibaut und Zachariä sahen mit Unmuth und Verdruß auf die politischen Bewegungen; Morstadt, eine cynisch angelegte Persönlichkeit, rühmte sich wohl bei Gelegenheit seiner „weltbürgerlichen" Gesinnung, war aber im Grund seiner Seele eine servile Natur, die nach der Gunst der Regierung trachtete und nur, wenn der Wind umschlug, sich auch wohl der Demokratie näherte; Roßhirt richtete sich nach dem Vorbilde und den Wünschen des Vaticans. Auch die Studentenschaft, bei welcher, wie wir sogleich erfahren werden, die Corps die vorherrschende Stellung einnahmen, verhielt sich lau. Nur die Reste der aufgelösten Burschenschaft traten mit ihren Sympathien hervor.

In den Jugendjahren der deutschen Burschenschaft nahm Heidelberg neben Jena eine hervorragende Stelle ein. Carové, ein freisinniger patriotischer Jüngling und Theilnehmer an dem Wartburgsfest, gehörte zu ihren Gründern. An Zahl der Mitglieder kam sie in den zwanziger Jahren der Gesammtheit der Corpsstudenten gleich, und beide Corporationen fochten gar manchen Strauß in der Hirschgasse aus. In den Straßen und an öffentlichen Orten waren die Burschenschafter im altdeutschen Rock mit dem umgeschlagenen Hemdkragen, im lang herabwallenden Haar, das malerische Baret auf dem Haupte und das schwarz-roth-goldene Band über der Brust, zahlreich zu sehen. Stark durch ihre Geschlossenheit, waren sie den in mehrere

Fractionen getrennten und nur durch den Seniorenconvent zusammengehaltenen Landsmannschaften oder Corps gewachsen. Aber kurz vor der Zeit, als ich die Universität Erlangen bezog, war zwischen der neugegründeten Museumsgesellschaft und der Studentenschaft ein Streit ausgebrochen, welcher sich bis zu einem Auszug nach der Rheinpfalz und zu einem Verruf der Universität verschärfte. Nach den Statuten der neuen Gesellschaft sollten die Studirenden nur als außerordentliche Mitglieder ohne Sitz und Stimme bei den Versammlungen und Berathungen zugelassen werden. Dies wollten sich die Studenten nicht gefallen lassen und verlangten volle Rechte als Mitglieder. Es gelang dem Prorector, die ausgewanderte Studentenschaft zu vermögen, von ihrer Forderung abzustehen. Nur die Burschenschaft hielt ihre Verrufserklärung aufrecht. So kam es, daß bei Beginn des Semesters 1829—30 die burschenschaftliche Verbindung verschwand und die Corps das Feld behaupteten. Wohl erschienen ehemalige Mitglieder der Burschenschaft zu Anfang des Semesters wieder in der Musenstadt am Neckar, aber ohne corporative Organisation und ohne ihre burschenschaftlichen Abzeichen. Sie fanden sich zu geselliger Unterhaltung in einem Kneiplocal ein, setzten ihre gewohnten Turnübungen auf der rechten Seite des Neckars fort, auf einem verlassenen Steinbruch, an derselben Stelle, wo in der Folge Gervinus eine Villa sich erbaute, und hielten die kameradschaftlichen Verbindungen aufrecht, im Uebrigen aber glichen sie einer zerstreuten Heerde. Einzelne Versuche, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen und ein engeres Zusammenschließen auf der alten Basis herzustellen, zerrannen an der Ungunst der Zeit. Jahrzehntelang behaupteten nun die Corps allein die gebietende Stellung bei der Studentenschaft und erfreuten sich großer Bevorzugung sowohl von Seiten der Regierung und der meisten Professoren, als von Seiten der Bürgerschaft; ihr flottes Auftreten gewann ihnen die Gunst des Philisterthums. Erst als im Laufe der Zeit in das politische und gesellschaftliche Leben Deutschlands ein frischer Luftzug eindrang, und die öffentlichen Dinge neue Gestalten annahmen, bildeten sich auch in Heidelberg wieder burschenschaftliche Verbindungen, mit den alten Grundgesetzen, aber unter anderem Namen.

Bei dieser Sachlage war somit für mich das burschenschaftliche Vereinsleben, das ich in Erlangen geführt, abgeschnitten. Um so unbefangener und objectiver konnte ich die corporativen Verhältnisse der Studentenwelt beobachten und mir einen klaren Begriff davon

machen. Die Resultate dieser Beobachtungen habe ich in der Folge durch Erfahrung und Lectüre bereichert und geklärt, und so möge es gestattet sein, auch diese Erscheinung in meinem Lebensgang einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen. Die zahlreichen Specialschriften, die bei Gelegenheit der fünften Säcularfeier der Heidelberger Universität über das gesammte Studentenleben, sowie über die beiden Hauptgestaltungen desselben, die Burschenschaften und die Corps, veröffentlicht wurden, haben wesentlich zum Verständniß und zur Klarlegung des akademischen Verbindungswesens beigetragen.

Es war von jeher eine Eigenthümlichkeit der germanischen Nation, daß sich Alters- und Standesgenossen brüderlich zusammenthaten, sich gegenseitig Treue und gute Kameradschaft gelobten und allen Schimpf mit blanker Waffe abwehrten. Dieser natürliche Zug ist der gemeinsame Untergrund alles corporativen Lebens. Die ganze deutsche Geschichte ist von solchen corporativen Bildungen durchzogen, wie sollte diese natürliche Zugkraft nicht besonders in der akademischen Jugend hervortreten? Je nachdem nun das Gefühl landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit und Stammesverwandtschaft überwiegt, oder andere geistige und sittliche Kräfte religiöser, politischer, wissenschaftlicher Art vereinigend oder sondernd einwirken, werden neue Verbände mit verschiedenen Tendenzen und Zielen sich entwickeln. Die Neugestaltung der Heidelberger Hochschule durch Karl Friedrich, die dem gesammten akademischen Leben frischen Aufschwung gab, mußte natürlich auch dem studentischen Vereinswesen neue Formen verleihen. Die ideale Auffassung, welche der hochsinnige Reformator Karl Friedrich an die Spitze der Stiftungsurkunde stellte, konnte nicht verfehlen, auch das Verbindungswesen der Studenten zu veredeln und zu erheben. Sollten nicht die Worte: „daß der Zweck einer hohen Schule ebensowohl auf sittliche, als auf wissenschaftliche Bildung gerichtet sein müsse, und daß der wahre Werth des Studirenden auf der engsten Vereinigung beider Arten von Ausbildung beruhe", wie ein Spruch des Evangeliums auf das ganze Dasein der neuen Schöpfung regenerirend einwirken? Sollte nicht die in den reformatorischen Gesetzen ausgesprochene Tendenz des Kurfürsten: „Er habe den Entschluß, die Hochschule am Neckar, die Perle seiner Krone, wie zur hohen Warte der Wissenschaft, so auch zur Pflanzschule von Sittlichkeit und Wohlanständigkeit zu machen", wie ein belebender Odem in den ganzen Organismus eindringen? Einige corporative Verbände ragten noch aus der früheren Periode in die neuen Tage hinein, aber sie

nahmen bald eine andere Gestalt an. Die Idee des Regenerators sollte nicht erfolglos zerrinnen.

Die Zeit des Rheinbundes blieb nicht ohne merklichen Einfluß auf die Heidelberger Universitätsverhältnisse. Die Vergrößerung und Abrundung des Landes Baden zu einem Großherzogthum, die erhöhte Rangstellung der Dynastie durch die Verwandtschaft mit dem Napoleonischen Kaiserhause, das humane, aufgeklärte Regiment Karl Friedrich's gaben auch der Hochschule am Neckar ein vornehmeres Ansehen. Die Professoren wurden durch eine hierarchische Rangordnung, durch eine Stufenleiter von Titeln und Ehrenzeichen unterschieden, die dem Staat wenig kostete und den Ehrgeiz reizte. Studirende aus Norddeutschland, meistens Söhne vermögenderer Familien, verbrachten einen Theil ihrer Studienzeit in der Musenstadt am Neckar, angelockt durch die Reize der Gegend, durch das freiere, ungebundenere Leben, durch die wissenschaftlichen Größen, die man auf die Lehrstühle berief, durch den Zauber der Romantik, der über Stadt, Schloß und Universität ausgegossen ist. Die Heidelberger Hochschule gewann ein aristokratisches Ansehen, ohne daß dadurch der gesellschaftliche Charakter seine alte Gemüthlichkeit und Einfachheit eingebüßt hätte. Die Schilderung des studentischen und geselligen Lebens bildet ein anziehendes Idyll: Landpartien nach den Vergnügungsorten am Flusse und auf den waldbedeckten Höhen, wobei sich an die Familien der Professoren und angesehenerer Bürger auch empfohlene Studenten anschlossen; die Kirchweihfeste mit Musik und Tanz in den nahen Ortschaften Neuenheim, Handschuhsheim, Ziegelhausen sind in einer Schrift von Dr. E. Heyck über das Studentenleben bei Gelegenheit der fünften Säcularfeier anmuthig geschildert.

Die Erweiterung der Studentenschaft durch Zuzüge aus den nördlichen Gauen führte auch zu Aenderungen in dem studentischen Vereinsleben. Die akademischen Verbindungen mehrten und erweiterten sich, sie führten den Namen „Corps", der aber noch immer den landsmannschaftlichen Charakter hervorleuchten ließ. Eine große Zahl von Angehörigen, die nicht zu dem Range der „Burschen" aufstiegen, schloß sich als „Renoncen" an und stärkte die Genossenschaft. Schon damals kamen die drei Corps zur Ausbildung, die bis zur Stunde in der akademischen Welt Heidelbergs fortbestehen: die Westfalen und Vandalen dem Norden, die Schwaben dem Süden angehörig. Neben ihnen vereinigten sich die Westdeutschen zu eigenen Corporationen, die sich als Rheinländer oder Rhenanen bezeichneten, und die Stu-

direnden aus den östlichen Grenzlanden wurden als „Kuronen" zusammengefaßt. Diese Vereine mit landsmannschaftlichem Charakter, wenn sie auch im Laufe der Zeit in neue Fractionen auseinandergingen und verschiedene Benennungen annahmen, dauerten bis zu den Freiheitskriegen fort und machten den Anspruch, als die Vertreter der studentischen Gesammtheit zu gelten. Der S. C. (Senioren-Convent) gerirte sich als Vertretung der akademischen Hörerschaft, als Ausschuß und Obrigkeit der Studenten gegenüber dem Prorector und Senat wie der staatlichen Polizeibehörde.

Es konnte nicht fehlen, daß bei einer solchen Organisation Conflicte aller Art hervortreten mußten: bald lagen die einzelnen Verbindungen mit einander in Kampf, der oft zu Straßentumulten und Schlägereien sich steigerte; bald versagten einzelne Corpsführer den akademischen Behörden, Prorector, Senat, Amtmann und vor Allem den Pedellen, der akademischen Polizei, den gebührenden Gehorsam. Ansätze zu Auswanderungen brachten Verlegenheiten und Unruhen. Disciplinarstrafen hatten nicht immer die beabsichtigte Wirkung, Relegationen wurden ungern verhängt, und die Carcerhaft war für den Studiosus kein schweres Zuchtmittel, und selbst wenn dieselbe bis zur Einschließung in die Bergveste Dilsberg verschärft ward, was mitunter geschah, war sie immer noch leicht erträglich. Man erzählte, einst seien einige Kuronen in der Bergveste eingeschlossen gewesen, da sei ein Freund zum Besuch gekommen und habe den Burgvogt um Einlaß gebeten. Der habe aber geantwortet: die Herren hätten eine Ausflug nach dem Odenwald unternommen. Als nun der Fremde die weitere Bitte gestellt, man möge ihm ihr Zimmer aufschließen, von dessen entzückender Aussicht ihm die Gefangenen in einem Briefe eine so reizende Schilderung gemacht hätten, erhielt er zur Antwort: die Herren hätten den Schlüssel mitgenommen.

Im Spiegel lärmender Auftritte und Straßenscandale, die zu allen Zeiten im Studentenleben vorgekommen sind, erscheint das akademische Wesen Deutschlands als ein Zerrbild, und nach solchen Erscheinungen beurtheilt das Ausland die deutschen Universitätseinrichtungen. Aber läßt sich nicht auch eine andere Seite entdecken, haben das Kneipleben, der Burschengesang, das Commersiren, die Paukereien auf dem Fechtboden und auf der Mensur nicht auch eine poetische, ritterliche Seite? Und gerade diese gesellschaftlichen, kameradschaftlichen Vorkommnisse sind die Elemente des Studentenlebens, die den nachhaltigsten Eindruck zurücklassen, die in den studentischen Liedern

so erweckend nachklingen, auch im Greisenalter über die akademische Zeit noch einen poetischen, romantischen Hauch ausgießen.

Schon die Bezeichnung des gesellschaftlichen Umtrunkes in den alten Poesien als „Zechkunst" gibt Zeugniß, daß bei dem Trinken neben dem sinnlichen Genießen auch ein geistiges Moment zur Geltung kam. Dies geht auch aus den Worten Faust's hervor, als er die krystallene Schale herabnimmt und dabei vergangener Tage gedenkt:

Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn Einer dich dem Andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht.

Der Spruch des Dichters: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" bewährte sich auch in dem Heidelberger Studentenleben während der deutschen Befreiungskriege. Ein gehobenes und würdiges Staatswesen wirkt erweckend und stärkend auf das sittliche Leben, wie das Sonnenlicht auf die Pflanzenwelt. Wir athmen auf, wenn wir aus der Scenerie der Straßentumulte, der Raufereien, der gerichtlichen Verhöre vor dem Senate und Amtsrichter zu dem Erwachen des nationalen Gedankens hinübergeführt werden. Die studentischen Flegeljahre haben ausgetobt, und ernstere Aufgaben, das Gefühl eines männlichen Berufes, treten in das Bewußtsein. Die süddeutschen Regierungen traten bekanntlich behutsam und allmählich in die vaterländische Bewegung ein. So wurden denn auch die 27 Heidelberger Universitätsangehörigen, welche um Ostern 1813 in den heiligen Kampf zogen, als solche bezeichnet, die an dem „nordischen Krieg" Theil nahmen. Erst nach der Leipziger Schlacht trieb der Strom patriotischer Begeisterung höhere Wogen, und im Herbst schlossen sich noch 73 Studirende der Ruperto-Carola, ihnen voran einige Professoren, der großen Heerfahrt an, so daß im nächsten Sommer die Universität nur 206 Studirende zählte. Es ist eine bekannte Sache, daß dieser patriotische Aufschwung der fruchtbare Mutterschoß war, aus welchem die allgemeine Burschenschaft hervorging.

Die Bestrebungen der deutschen Burschenschaft, ihre Ideale und Irrthümer in den Blüthentagen ihres Entstehens und Wachsens sind ein grüner Zweig in dem reichen Frühlingsgarten der deutschen Nation nach den Freiheitskriegen. In ihrem Schoße gährten vielartige Elemente:

schwärmerische Freiheitsideen, romantische Mystik, mittelalterliche Sympathien, ein unklares Gefühl von nationaler Einheit. Es war ein Gemisch all' der verschiedenartigen geistigen Strömungen, die seit der französischen Revolution, seit der Schiller'schen Idealpoesie, seit Rousseau's Naturschwärmerei, seit den vaterländischen Mahnreden und Dichtungen eines Arndt, Fichte und anderer deutschen Patrioten, seit den Bemühungen des Turnvaters Jahn für Stärkung der Körperkraft in die deutsche Jugend eingedrungen waren. Die allgemeine deutsche Burschenschaft hatte eine harte und schwere Prüfungszeit zu bestehen, und gar manche Blüthenträume sind vertrocknet und abgefallen; aber aus ihrem Schoße erwuchsen im Laufe der Zeiten Ideen und Institute, welche gesunde und nahrhafte Früchte trugen. Es ist nicht unsere Absicht, die verschlungenen und dunkeln Pfade der geschichtlichen Periode zu betreten, welcher die demagogischen Umtriebe und deren Verfolgung angehören. Sie sind oft genug geschildert worden, bald mit dem Unwillen des Zornes und der Mißbilligung, bald mit den elegischen Empfindungen, die jeder gedrückten und verfolgten Bundesgenossenschaft anhaften. Sie bilden eine unerfreuliche Seite in der deutschen Entwicklungsgeschichte.

Die Geschichte der „Heidelberger Burschenschaft" ist ein deutlicher Beweis, wie befruchtend und belebend das Aufkommen burschenschaftlicher Verbindungen auf das gesammte Studentenleben eingewirkt hat. Die Lappalien der früheren Perioden verschwinden wie Schneegestöber hinter dem bedeutenderen Auftreten des studentischen Lebens im ersten Lustrum nach der Gründung der burschenschaftlichen Verbindung der Teutonia bis zu Kotzebue's Ermordung. Wir sehen Bestrebungen auftauchen, die gesammte Heidelberger Studentenwelt in eine große allgemeine Corporation zusammenzufassen mit gemeingiltigen Statuten und Umgangsgesetzen. Man sucht das corporative Zusammenleben durch Ehrengerichte anständiger und würdiger zu gestalten, die Aufstellung eines „Comment", der in seinen Hauptbestimmungen für alle Genossenschaften Geltung haben sollte, die Regelung des Mensurwesens, diese und andere Versuche, wenn sie auch vielfach nur unvollständig in's Leben traten, geben Zeugniß, daß die gesammte Studentenwelt von höheren Ideen erfüllt war, daß das Gefühl von Freiheit und Selbstbestimmung in die akademische Jugend eindrang, ein strammeres, der militärischen Disciplin entsprungenes Conduitengesetz Boden gewann. Seit der festen Organisation der Heidelberger Burschenschaft nach dem Vorbilde der Jenaer durch Carové

und den talentvollen, beredten und unternehmenden Aug. Follen, den Bruder des feurigen Karl Follen, führte die Verbindung mit den schwarz-roth-goldenen Farben eine entscheidende Stimme.

Aber auch die Corpsverbindungen, in denen der landschaftliche, romantisch-ritterliche Charakter noch vorwaltend blieb, sahen ihren Gegnern Manches ab, das ihrer eigenen Ausgestaltung zu gute kam. Der schroffe Gegensatz, in welchen später Corps und Burschenschafter zu einander traten, war in dem ersten Lustrum, ehe das Wartburgfest und Sand's Bluttbat einen tödtlichen Nachtfrost auf die junge Pflanze goß, noch nicht vorhanden. Die Freiheitskriege hatten in die Herzen der Nation und vorab der deutschen Jugend veredelnde Keime gesenkt, die noch einige Zeit blühten und Früchte trugen; die Gefühle und Regungen der Humanität, der Toleranz, des nationalen Bewußtseins wurden erst durch den Nachtthau Metternich'scher Politik erstickt. Die deutschen Lieder von Arndt und Schenkendorf wurden noch bei allen Gelagen und gesellschaftlichen Zusammenkünften gesungen. Erst im Anfang der zwanziger Jahre schärften sich die Gegensätze, über die Burschenschaft brachen allenthalben stürmische Tage an, und eine schneidige Luft ging über die deutschen Universitäten. Das elegische Lied Aug. v. Binzer's:

Das Band ist zerschnitten,
War Schwarz, Roth und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

war der gemeinsame Klageton der Burschenschaft. Doch erfreute sich die Heidelberger Hochschule einer milderen Behandlung. War ja doch Karl Ludwig Sand kein Genosse der Ruperto-Carola gewesen!

V. Wanderleben.

1. Genf.

a. Allgemeines über Genf. Sismondi.

Im Sommer 1833 verließ ich Heidelberg, um mich mit meinen Zöglingen nach Genf zu begeben, wo die englische Familie auf längere Zeit ihren Aufenthalt zu nehmen gedachte. Wir durchwanderten zu Fuß die Thäler des Schwarzwaldes, besuchten die meisten Städte der deutschen Schweiz und verweilten einige Tage im Berner Oberlande und an den lieblichen Seen. Die Eindrücke, die das herrliche Alpenland mit seinen Gletschern, seinen Wasserfällen und seinen rauschenden Bergströmen auf mein Gemüth machte, hafteten mit unauslöschlicher Frische in meiner Seele. Ich habe seitdem noch viele Male das helvetische Bergland besucht, manche Höhe erklommen, manchen Paß überstiegen, aber auf keiner der späteren Reisen lag, wie auf jener ersten, der Schmelz idealer Verklärung. Nach einer vierwöchigen Wanderung erreichten wir Genf, wo wir nun ein ganzes Jahr verlebten.

Der Genfer Aufenthalt war eine Zierpflanze in meinem Lebenskranz. Er hat mein inneres Dasein mit schönen Eindrücken und Erfahrungen bereichert. Nicht nur, daß mein lebendiger Natursinn sich weiden konnte an dem Anblick des herrlichen Sees, an dessen nördlichem Ufer das anmuthige Wohnhaus inmitten eines geräumigen Gartens lag, und einer reizenden Umgegend mit den zahlreichen Landhäusern und dem schimmernden Montblanc im Hintergrund: die berühmte Stadt mit ihrer alten Bildung, mit ihrer ehrsamen wohlhabenden Bürgerschaft, mit ihren stolzen Erinnerungen an die große Reformationszeit war ganz geeignet, mich aus der idealen

Welt des Alterthums in das geschichtliche Leben der Neuzeit würdig hinüberzuführen. Da meine Zöglinge eine Privatschule in der Stadt besuchten, so hatte ich manche Stunde des Tages zu meiner eigenen Verfügung, und ich benutzte sie zu fleißigen Studien bis tief in die Nacht hinein, sowie zu größeren Wanderungen über den Mont Salève und die savoyischen Berge. In den heißen Sommertagen 1834 unternahm ich mit meinen Zöglingen eine Fußreise nach Chamouni und seinem berühmten Gletscher, dem „Eismeer", den Tornister mit den nöthigsten Kleidungsstücken auf dem Rücken. Schon damals trug das Alpendorf nicht mehr ganz den Charakter eines Thales von armen Hirten wie zur Zeit Rousseau's, des eigentlichen Entdeckers der reizenden Gebirgslandschaft. Aber wie ganz anders sah der Ort aus, als ich denselben einige Jahrzehnte später in Begleitung zweier meiner Söhne besuchte! Mittlerweile hatte sich Chamouni zu einem weltberühmten Reiseziel aller Nationen aufgeschwungen mit palastartigen Gasthöfen, schwelgerischen Tafelgenüssen und einem Heer von Alpenführern. Aber der einfache Charakter von ehedem machte mehr Eindruck auf Gemüth und Phantasie, stimmte mehr zu der großartigen Umgebung. Nirgends empfängt der sinnige Wanderer einen ergreifenderen Eindruck von der Allmacht der Natur und der Gottheit als am Fuße des Montblanc. Eine ähnliche Wirkung empfand ich nur noch bei dem Anblick des Zermatter Thales mit dem Matterhorn und dem Monte Rosa. Auch die Rückreise über den Paß Col de Balme nach dem Städtchen Martigny und dem reizenden Rhonethal bis zum Ostrande des herrlichen Sees machte einen unauslöschlichen Eindruck auf meine Seele. Wie viele Erinnerungen der Geschichte und Poesie liegen in dem romantischen Schlosse Chillon verborgen! wie viele berühmte Namen aus allen Gebieten des Wissens und des Könnens knüpfen sich an die Landhäuser von Montreux! Gleicht doch der dortige Kirchhof einem Ehrentempel hervorragender Persönlichkeiten, die in dem milden, gegen Wind und Wetter geschützten Klima Heilung suchten und den Tod fanden! Alle Städte des Nordrandes, durch welche unser Weg ging, oder an denen wir vorübersegelten, riefen eine Welt von Erinnerungen aus dem Reiche der Dichtung, der Kunst, Geschichte und Literatur in meinem Inneren hervor. Das „Bosquet de Juillette" bei Vevay erinnert an Rousseau's berühmtesten Roman „Die neue Heloise". In Lausanne verfaßte der englische Historiker Gibbon sein gewaltiges Werk über die römische Kaiserzeit, den Verfall und Untergang der alten Cäsaren-

welt. In Coppet sammelten sich mehrere Häupter der romantischen Schule um Necker's Tochter, ein Musenhof des ästhetischen Geschmacks gegenüber der imperatorischen Gewaltherrschaft Napoleon's.

In Genf wurde ich aus dem einsiedlerischen Studienleben, das ich in den letzten Jahren in Heidelberg geführt hatte, bald herausgerissen und durch den Umgang mit einigen Altersgenossen mehr zur Beobachtung und zum gegenseitigen Austausch der Gedanken und Ansichten angeregt. So verkehrte ich mit einem Genfer Theologen Röhrig, dessen Voreltern von Straßburg nach der Lemanstadt übergesiedelt waren. Er wollte eine theologische Preisfrage bearbeiten und zu dem Zweck die einschlägigen wissenschaftlichen Schriften Deutschlands näher kennen lernen. Da er aber mit unserer Sprache wenig vertraut war, so kamen wir unter Vermittlung eines Bekannten überein, daß wir einen Tag um den anderen französische und deutsche Literaturwerke lasen. Röhrig erreichte seinen Zweck und ward in der Folge ein geschätzter Geistlicher in einer nahe bei Genf gelegenen Gemeinde. Dies war der Anfang persönlicher Verbindung, die ich in späteren Jahren in Heidelberg mit wissenschaftlich gebildeten jungen Männern unterhielt, welche sich zum Theil als Schriftsteller einen geachteten Namen machten. Dahin gehörten in erster Linie Amiel, sein Verwandter Ströhlin, Verfasser mehrerer Schriften pädagogischen und kirchengeschichtlichen Inhalts, der vielseitig gebildete und schriftstellerisch thätige Monnier und Moignier, bis zur Stunde ein eifriger Werkmeister für die Herstellung eines internationalen Rechts. Das Band zwischen Heidelberg und Genf wurde im Laufe der Jahre noch dadurch befestigt, daß mein jüngster Sohn Georg, welcher sich dem Kaufmannsstande widmete, in Genf seine Lehre machte Mit Frédéric Amiel blieb ich bis zu seinem frühen Tode in persönlichem und brieflichem Verkehr. Er war ein Mann von großer Begabung, von dichterischem Talent und mit einem lebhaften, verständnißvollen Kunstsinn ausgestattet. Er hat zahlreiche Schriften verfaßt, die aber, wie auch sein bedeutender literarischer Nachlaß, doch nie über die Linie des Dilettantischen sich erhoben. Denn er besaß nicht die Selbstbeherrschung, seine weitgreifenden Studien zu concentriren und zu vertiefen. Er war ein großer Freund deutscher Poesie und Kunst, die er durch Uebersetzungen und ästhetische Aufsätze seinen Landsleuten näher geführt hat, ein liebenswürdiger Mann voll Treue und freundschaftlicher Hingebung. Nach seinem Tode wurde seine Biographie und ein reichhaltiger schriftlicher Nachlaß von Freundes-

händen veröffentlicht. Das Jahr 1870 wühlte in seiner Brust einen Sturm entgegengesetzter Gefühle auf, da seine Sympathien getheilt waren zwischen Frankreich, dem er durch Sprache, Erziehung und Jugendeindrücke sich verwandt fühlte, und zwischen Deutschland, wo er den größten Theil seines philosophischen Wissens, seiner Bildung und seiner Ideen von Kunst und Poesie geschöpft hatte.

Auch hatte ich die Freude, mit einem Heidelberger Studiengenossen, Küchler aus Mannheim, einen lebhaften, gesellschaftlichen Verkehr zu unterhalten. Er war um die Zeit des Hambacher Festes mit seinen liberalen politischen Ansichten allzuscharf hervorgetreten, so daß er befürchten mußte, in gerichtliche Untersuchung gezogen zu werden. Er flüchtete sich nach Paris, nahm aber sehr gern eine Hauslehrerstelle in Genf an, welche ich ihm bei einer englischen befreundeten Familie verschaffen konnte. Küchler hatte schon als Gymnasiast ein dramatisches Gedicht verfaßt, das viele Erwartungen erregte. Wenn diese auch nicht in vollem Maße zur Erfüllung kamen, so blieb er doch fortwährend ein geistig angeregter und anregender Mann. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland hat er sich als Advocat in Heidelberg niedergelassen und sich Ansehen und Anerkennung erworben. Vor dem Kriegsgerichte in Mannheim zur Zeit der badischen Revolution von 1849 hielt er eine Schutzrede für das Reichstagsmitglied Trützschler, deren Vortrefflichkeit allgemein gepriesen wurde, die aber doch nicht im Stande war, dem Angeklagten Begnadigung zu erwirken.

Der bedeutendste, in ganz Europa bekannte Schriftsteller, mit welchem ich, durch einen Empfehlungsbrief von Schlosser eingeführt, in Genf bekannt wurde, war der Historiker und Publicist Sismonde de Sismondi. Der kinderlose Mann wohnte in einer einsamen Villa in der Nähe von Genf, und das stille Haus war häufig ein Versammlungsort wissenschaftlicher und schriftstellerischer Notabilitäten aller Nationen. Auch ich durfte mich manchmal in seinen gesellschaftlichen Zirkeln einfinden, und kam ihm, wenn auch nicht gerade durch lebhaften persönlichen Umgang, so doch durch wissenschaftliche Wechselbeziehung nahe. Sismondi stand in regem Verkehr mit dem geistreichen Musenhof, welcher sich ab und zu um Frau von Staël in Coppet versammelt hatte. Mit Italien, dem er durch die Abstammung seines Geschlechtes angehörte, mit den zeitgenössischen Gelehrten der Schweiz und Deutschlands, mit der englischen Nation, bei der er mehrere Jahre seines Lebens zugebracht und der er durch seine

Ehe verwandt war, mit den Franzosen, deren Sprache seine eigene war, unterhielt er einen regen brieflichen und persönlichen Verkehr. Er stand in seinen jüngeren Jahren in Verbindung mit Benjamin Constant, einem Schriftsteller und Staatsmann von seltener Begabung, aber unstät in Charakter und Leben, mit den Historikern Gibbon und Johannes Müller, mit den beiden Schlegel, mit Giso u. A. Wie viele jüngere französische Schriftsteller, aus Frankreich und aus Genf selbst, besuchten in den zwanziger und dreißiger Jahren das freundliche Landhaus inmitten eines schattigen Baumgartens! Und auch aus Deutschland und anderen europäischen Staaten fanden sich Männer und Frauen aus der höheren Gesellschaft als Gäste daselbst ein.

Unter den wissenschaftlichen und literarischen Notabilitäten, die ich in dem Hause antraf, befand sich auch Heinrich Abeken. Er war damals Gesandtschaftsprediger in Rom und hielt sich einige Zeit in Genf auf, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Ein intimer Genosse des Bunsen'schen Hauses in Rom, fand er allenthalben eine entgegenkommende Aufnahme; in politischen, wie in kirchlichen Anschauungen dem preußischen Königshause und vielen hervorragenden Staatsmännern in ehrerbietiger Devotion ergeben, durfte er schon damals im Herzen die glänzende Carrière voraussehen oder ahnen, die er später in Berlin durchlief. Ein gewandter, weltkundiger Mann von vielseitigem Wissen, ein redefertiger Theolog und unterhaltender Gesellschafter, hat er mit seinem beweglichen Geist und seinem Scharfblick stets die Wege zu finden und die Persönlichkeiten zu erkennen gewußt, durch die er im rechten Moment eine einflußreiche, gewichtige Stellung zu erringen vermochte; aber in jenen Jahren des Strebens machte sein Umgang nicht auf Jedermann einen wohlthätigen Eindruck. Er hatte seine Zuneigung und Aufmerksamkeit Solchen zugewendet, welche ihn in seinen ehrgeizigen Plänen zu fördern geeignet und gewillt waren. In diese Zahl gehörte der geringe Hofmeister nicht, daher auch unsere Beziehungen sich nie zu einem dauernden vertrauensvolleren Verkehr gestalteten, obwohl wir im nächsten Jahre noch einmal in Rom zusammentrafen. Unsere Naturen und Geistesrichtungen stimmten nicht zusammen.

Eines Abends, als ich uneingeladen dem Sismondi'schen Ehepaare einen Besuch abstattete, und eine Stunde am Theetisch verweilte, kam die Rede auf Caspar Hauser, von dessen tragischem Ende im Schloßgarten zu Ansbach damals alle Zeitungen Meldung

brachten. Frau v. Sismondi hatte noch nie den Namen gehört, und auch der Hausherr war wenig orientirt. Es wurde daher gern angehört, was ich zur Zeit meines Erlanger Aufenthaltes von dem Vorfalle erfahren hatte und zu erzählen wußte. Hatte ich doch bei meiner Durchreise nach der Universitätsstadt Gelegenheit gehabt, in dem Hause des Professors Daumer, dem ich einen Gruß von meinem Lehrer Anselm Feuerbach zu bringen hatte, den Nürnberger Findling, der damals soviel von sich reden machte, von Angesicht zu sehen. Er kam mir als ein einfacher, schüchterner, beschränkt aussehender Knabe vor, in welchem ich weder eine fürstliche Herkunft, noch einen raffinirten Betrüger zu erkennen vermocht hatte. Bekanntlich hat bald die Demokratie, bald politisches und dynastisches Privatinteresse, bald der Ultramontanismus das räthselhafte Schicksal des Jünglings mit einem Mythen-Gewind zu umflechten gesucht, um aus dem Vorgange Capital zu schlagen für ihre speciellen Tendenzen; aber keine der vielen Schriften, welche im Laufe der Jahre über Kaspar Hauser in die Oeffentlichkeit getreten sind, hat Licht in die Dunkelheit zu bringen vermocht. Die Worte auf dem Denkstein, an der Stelle, wo sich das blutige Ereigniß zugetragen hat, sind allein zutreffend: „Ocultus ab oculto occisus."

Sismondi machte auf den ersten Anblick keinen imponirenden Eindruck. Er war von mittlerer Größe und gedrungener Gestalt. Aber an seinem gedankenvollen Angesicht gewahrte man sofort einen Mann, der viel erfahren und viel nachgedacht hatte, der auch während der stillen Zurückgezogenheit seines Alters mitten im handelnden Leben stand, welches er historisch zu erfassen, rathend und helfend zu fördern bestrebt war. Er hat zahlreiche Schriften verfaßt, die bald die Vergangenheit seines schönen Vaterlandes südwärts der Berge im romantischen Glanze des Mittelalters darstellten, bald die römische Kaiserzeit und die Lage Galliens unter der Herrschaft der Cäsaren schilderten, bald die volkswirthschaftlichen Zustände der Gegenwart zu beleuchten und zu bessern suchten. Seine Schreibweise war nicht elegant, aber klar und fließend. Die etwas weitschweifige, wortreiche Darstellung konnte wohl ab und zu den Leser ermüden, aber er bekam ein getreues Bild von Zuständen und Persönlichkeiten, die vorgeführt wurden. Das gelungenste seiner Werke ist die „Geschichte der italienischen Staaten im Mittelalter". Er hat sie in den Tagen der Romantik verfaßt, und sein republicanischer Geist fand in den Kämpfen und in

dem thatkräftigen Leben der städtischen Gemeinwesen Oberitaliens sympathische Stoffe, und noch bis zur Stunde gewährt das regsame bewegliche Handeln jener kleinen Republiken, ihre mannhaften Kämpfe gegen die römischen Kaiser deutscher Nation und deren dynastische Vasallen, vor Allem die Ausgestaltung des bürgerlichen Verfassungslebens und die freiheitlichen Bestrebungen der städtischen Communen ein fesselndes Interesse für Alle, welche für den gesellschaftlichen und geistigen Entwicklungsgang der Menschheit Empfänglichkeit besitzen. Das Werk schließt mit dem Untergang der florentinischen Republik durch Kaiser Karl V. und die Mediceer. Sein Herz mochte bluten, daß mit diesem Ereigniß die alte Herrlichkeit der schönen Halbinsel ihr Ende fand. Auch seine Geschichte von Frankreich umfaßt hauptsächlich die Zeiten des Mittelalters; die Entstehung und Ausbildung des monarchischen Absolutismus wurde von ihm nicht vollendet. Er starb, ehe seine Arbeit die Grenzlinie der neuen Zeit überschritten hatte. Auch Sismondi's drittes, größeres Geschichtswerk: „Die Geschichte der Literatur des Südens", beschäftigt sich nur mit den früheren Jahrhunderten. In der Literaturgeschichte des Südens suchte er den gegenseitigen Einfluß nachzuweisen, den die verwandten Völker, Italiener, Spanier, Provençalen, Portugiesen, in Beziehung auf Sprache, wie auf die sittlichen, religiösen und ästhetischen Vorstellungen auf einander geübt haben, sowie den inneren Zusammenhang der Literatur mit der allgemeinen Culturbewegung. Er zeigt, wie die Werke des Geistes und besonders der Einbildungskraft einem constanten Gesetz unterworfen sind, welches sich nach dem sittlichen Zustande der Völker und den Fortschritten und Rückschritten ihrer Intelligenz richtet.

Sismondi's beobachtender und denkender Geist blieb indessen nicht gänzlich bei dem Mittelalter stehen. Wie sehr auch das bewegliche Leben und Treiben der italienischen Republiken und der romantische Glanz, der über ihr ganzes Dasein ausgegossen war, ihn fesseln mochte, wie sehr auch die Entfaltung und Wirksamkeit der individuellen Persönlichkeiten seine innigste Theilnahme erregte: so übersah er doch nicht die Schäden und Gebrechen seiner eigenen Zeit, namentlich nicht die gedrückte Lage des Arbeiterstandes gegenüber den industriellen Genossenschaften, den großen Grundbesitzern und reichen Capitalisten. Am grellsten trat ihm die Ungleichheit der Lebensgüter und Lebensgenüsse in England entgegen, wo er sich

mehrere Jahre aufgehalten hatte. Er beschäftigte sich daher neben der Durchforschung der Vergangenheit auch mit den volkswirthschaftlichen Zuständen der Gegenwart. Er stellte in verschiedenen Schriften national-ökonomischen Inhalts ein System auf, das gegen die Grundlehren von Adam Smith, gegen das Princip laissez faire, laissez passer gekehrt war, aber sich doch von allen Chimären und Schwindeleien der socialistischen Schriftsteller Frankreichs fern hielt. Vor solchen Gesellschaftstheorien, die keinen soliden Boden, keinen praktischen Ausgangspunkt unter den Füßen hatten, bewahrte ihn das Studium der Geschichte.

Der grelle Gegensatz zwischen ungeheuerem Reichthum und zunehmender Verarmung, den er in England beobachtete, veranlaßte den tiefen Denker und wohlwollenden Menschenfreund, den Ursachen des Elends unter den niederen Ständen nachzuforschen, und er erblickte diese in dem ungezügelten Walten des Eigennutzes im wirthschaftlichen Leben, in der schrankenlosen Concurrenz, in dem Mißverhältniß zwischen Arbeit und Capital, in der Ueberhandnahme des Maschinenbetriebs, welche eine übermäßige Production bewirke, die Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft verminderе, die Löhne herabdrücke und Ueberfüllung des Marktes, Handelskrisen und Arbeitsstockungen zur Folge habe. Sismondi entwirft in pessimistischer Uebertreibung und düsterer Lebensanschauung ein grelles Bild, wie der moderne Gewerbebetrieb ein Schlachtfeld sei, auf dem die Schwachen von den Starken erschlagen würden, wie er nichts als Verwirrung und Auflösung, Capitalherrschaft und Arbeiterunterdrückung, Elend und Proletarierthum hervorgebracht habe, und spricht dem Staate das Recht ab, sich diesen Uebelständen gegenüber theilnahmlos und unthätig zu verhalten, dem Kampf der schrankenlosen Privatinteressen ruhig zuzusehen. Allein er bekennt sich selbst unfähig, Heilmittel für die von ihm nachgewiesenen Krankheiten anzugeben. „Sismondi hat," wie ein Schriftsteller der Nationalökonomie unserer Zeit bemerkt, „in einer früher nie gekannten und nie gehörten Sprache, mit einer von glühender Menschen- und Gerechtigkeitsliebe durchdrungenen, glänzenden Beredtsamkeit, die Diagnose der großen Socialkrankheit der Epoche gestellt, die Wunden am socialen Körper der modernen Gesellschaft mit scharfem Auge, rückhaltloser Offenheit und Kühnheit aufgedeckt, und auf die dringende Nothwendigkeit sofortiger Inangriffnahme der Heilung hingewiesen."

b. Das Calvinische Genf.

Nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges begab sich der Held des Sittenromans Simplicissimus nach der Schweiz und bemerkte mit Erstaunen, wie ganz anders das Gebirgsland aussah im Vergleich mit dem verödeten Deutschland. „Das Land kam mir gegen andere deutsche Länder so fremd vor, als wenn ich in Brasilien oder China wäre. Da sah ich Leute in Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Gänse, Hühner und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirthshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war gar keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib und Leben zu verlieren.“ Diesen blühenden Zustand verdankte die Schweiz der unter schweren Kämpfen gegen die Feudalherrschaft errungenen und durch die Reformation befestigten Freiheit und Selbständigkeit. An der Spitze der Eidgenossenschaft standen bis in's neunzehnte Jahrhundert die Städterepubliken Bern, Zürich, Basel und Genf. Die letzte dieser Städte wurde nach ihrer Befreiung von savoyischen Herzögen durch den Reformator Calvin dem Zustande bürgerlicher Wohlfahrt und religiöser und politischer Freiheit entgegengeführt. Noch in den dreißiger Jahren, als ich die Stadt kennen lernte, trug Genf die Spuren der kirchlichen und staatlichen Einrichtungen, welche der Reformator wie die griechischen Gesetzgeber des Alterthums dem heimischen Gemeinwesen gegeben hatte. Es war daher natürlich, daß ich der Wirksamkeit und Persönlichkeit des Mannes näher zu treten suchte, dessen Namen über allen Institutionen des öffentlichen Lebens schwebte. Wohl hatte bereits das Danaergeschenk, welches der Wiener Congreß der von Frankreich losgetrennten Republik mit den armen katholischen Dorfschaften der Umgegend in den Schoß warf, seine zersetzenden Wirkungen gezeigt, aber doch war die Demokratie noch nicht mächtig genug gewesen, den alten angesehenen patricischen Familien das Regiment zu entreißen. Ich beschäftigte mich auf der Genfer Stadtbibliothek eifrig mit den Schriften und Briefen Calvin's und sammelte das Material zu der Schrift: „Der Calvinismus im Verhältniß zum Staat“, welche im Jahre 1836 im Verlag von J. C. B. Mohr im Druck erschienen ist. Auch Sismondi, der in seiner Geschichte Frankreichs bis in das Zeitalter der Reformation gelangt war, ging mir mit seiner reichhaltigen Bibliothek zur Hand.

Was ich in Genf begonnen, wurde später in Paris fortgesetzt und vollendet. Ueber der Arbeit steigerte sich mein Interesse für den Reformator und Organisator des republicanischen Staats- und Kirchenwesens der Stadt am Lemanischen See.

Wie kaum ein Anderer der reformatorischen Männer des sechzehnten Jahrhunderts ist Calvin von den Einen bewundert, von den Anderen angefeindet und geschmäht worden. Aber sowohl die Lobpreisungen, als die Beschuldigungen zeugten von der gewaltigen Persönlichkeit des Mannes. Es war kein ganz ungerechter Vorwurf, wenn die Gegner zürnend ausriefen, Calvin wolle ein neues Papstthum schaffen, Genf zu einem Gegenrom erheben, die Peterskirche im Vatican durch die Peterskirche in Genf überwinden. Servet's Flammentod, zu welchem Calvin's theologisches Gutachten die Hauptveranlassung gab, mehrte die Zahl seiner Feinde und Widersacher. In Genf selbst suchte die starke Oppositionspartei, die man als Libertiner bezeichnete, seinen Sturz herbeizuführen. Mehr als einmal tauchte der Plan einer zweiten Verbannung des geistlichen Dictators auf. Die große Anzahl französischer Flüchtlinge, welche in Genf ein Asyl gegen die Verfolgungen in der Heimath suchten und in tiefster Verehrung an den Reformator und seine meistens aus Frankreich stammenden Gehilfen sich anschlossen, weckte neben anderen Gefühlen der Abneigung auch die nationale Eifersucht in der Oppositionspartei. Noch zwei Jahre nach Servet's Tode spann sich die innere Gährung fort; die Aufgeregten konnten sich bis zu einem Mordanschlage und revolutionären Umsturzversuchen erhitzen. Erst nach Niederwerfung des Aufruhrs im Jahre 1555 und nach Bestrafung der Urheber durch Hinrichtung oder Verbannung war Calvin's Autorität fest gegründet und dauerte bis an sein Lebensende fort trotz der Anfeindungen, womit ihn der aus Genf verwiesene Kritiker und Humanist Castellio von Basel aus verfolgte, und trotz der Schmähungen, welche der Renegat Bölsec über sein Leben ausschüttete. „Hart gegen Andere wie gegen sich selbst, doch nicht ohne tiefes Gemüth, jedem irdischen Genuß feindselig, um Volksgunst unbekümmert, gebot er über die Geister durch die Ehrfurcht vor seinem starken, reinen Willen."

Durch Calvin's organisatorische Talente erhielt das Genfer Gemeinwesen die aristokratische Verfassung, die es jahrhundertelang bewahrt und die nicht wenig zu der Blüthe und Wohlfahrt der Stadt beigetragen hat. Der demokratische Charakter, wonach die Hoheit und gesetzgeberische Autorität kirchlich wie politisch der Gesammt-

gemeinde innewohnt, wurde in der Anwendung dahin ausgebildet, daß die Regierungsgewalt in die Hände der vier Syndici und des engeren Raths gelegt ward, der einem größeren, von der Volksgemeinde gewählten Rath verantwortlich sein sollte. Unter Calvin's Auspicien und geistiger Autorität wurde das Unterrichtswesen ausgebildet, dem Genf seinen Ruhm und seine hohe Bildung verdankte. Von der Volksschule, in welcher die christliche Erziehung begonnen und der Grund zu religiöser Erkenntniß aller Bürgerklassen gelegt ward, zu der mittleren Gelehrtenschule, wo die Jugend menschliches Wissen auf Grund der klassischen Sprachen schöpfen sollte, bis zu der Akademie, hauptsächlich für die Heranbildung reformirter Prediger bestimmt, wurde das gesammte Lehr- und Erziehungswesen so umsichtig und zweckmäßig organisirt und durch geschickte Lehrer so erfolgreich durchgeführt, daß Genf im 17. Jahrhundert als die hohe Schule der reformirten Welt romanischer Zunge galt, daß lernbegierige Männer jedes Alters aus allen Ländern dahin strebten, um im Umgang mit Calvin, Bega und so vielen anderen trefflichen Leuten ihre Erkenntniß und Ausbildung zu vervollkommnen, neue Belehrung zu schöpfen. Aus diesen Hörsälen gingen die begeisterten Jünger und Prediger hervor, welche Calvin's Lehre und kirchliche Ansichten weit über die Grenze der Schweiz trugen, in Frankreich zahlreiche Gemeinden gründeten und der Reformation in Schottland das scharfe theokratische Gepräge verliehen. Eine unabhängige Stadt mit freundlicher Umgebung und geselligen Bewohnern, in Sitten und Charakter, in Sprache und Grenzen an Frankreich anschließend, wurde Genf ein Stern humanistischer und religiöser Bildung. Französische Flüchtlinge pilgerten in großer Menge nach der Stadt, die sie wie ein neues Jerusalem verehrten, bei deren Anblick sie Lobgesänge anstimmten und zum Gebet auf die Kniee fielen. Gleich den berühmten Gesetzgebern des Alterthums in den hellenischen Freistaaten, so wirkte und schaffte Calvin in dem Genfer Gemeinwesen, das unter seiner Hand aus anarchischen Zuständen zu schöner politischer Ordnung geführt ward, aus sittlicher und religiöser Versunkenheit zu edler menschlicher und christlicher Bildung sich erhob, aus einer savoyisch-bischöflichen Grenzstadt zu einer Weltstadt von europäischer Bedeutung emporstieg.

Der Mann, welcher mit Fürsten und Herren, mit so vielen Häuptern der christlichen Welt in Verbindung stand, dessen Rath wie ein Orakel überall eingeholt ward, führte zu Hause ein „armes

Leben“, vielfach getrübt durch Krankheit und durch keine andere Freude erheitert als durch das Bewußtsein seiner großartigen welthistorischen Wirksamkeit. Seiner Frau und seines einzigen Sohnes frühe durch den Tod beraubt, ohne Empfänglichkeit für die Reize, womit die Natur die Gegend des schönen Lemanischen See's geschmückt, verbrachte er sein Dasein unermüdlicher Thätigkeit als Prediger und Seelsorger, als akademischer Lehrer und Schriftsteller, als energischer Mitstreiter in den großen, geistigen Kämpfen seiner Zeit, stets trachtend nach der Gerechtigkeit, die den Grundzug seiner Kirche bildet. Einfach war seine Lehre, einfach sein Leben, und seine letzten Worte waren ein Verbot, ihm ein Grabdenkmal zu errichten. Der Prediger der Einfachheit und der kirchlichen und bürgerlichen Gleichheit mußte ohne Auszeichnung in der Mitte seiner Heerde liegen.

Als Calvin am 27. Mai 1564 zu seinen Vätern versammelt wurde, trat Theodor de Bèze, bekannter unter dem latinisirten Namen Beza, in sein Werk ein. Kein Jünger ist dem Meister in so großer Hingebung zugethan gewesen, wie Beza dem um 10 Jahre älteren Reformator. Einem angesehenen burgundischen Adelsgeschlecht entsprossen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen in hohem Grade ausgerüstet, hatte Beza unter dem deutschen Gelehrten Wolmar in Orleans und Bourges der Rechtswissenschaft und den humanistischen Studien obgelegen und war dann in Paris in die gebildeten Aristokratenkreise eingetreten, welche damals das Hof- und Staatsleben beherrschten. Als Karl V. in der französischen Hauptstadt weilte, überreichte ihm der zwanzigjährige junge Mann von schöner, stattlicher Gestalt ein von ihm verfaßtes lateinisches Lobgedicht. Denn auch diese Kunst und Neigung theilte Beza mit den Humanisten seiner Zeit; und seine Jugendgedichte („Juvenilia“), die in der Folge seinen Widersachern so manche Seite zu Angriffen und Lästerungen boten, geben Zeugniß von hervorragender poetischer Begabung und Kunstfertigkeit, aber auch von einer Richtung, welche neben der Wissenschaft auch den Genuß des Lebens nicht verschmähte. Früh im Besitz großer Einkünfte, ausgerüstet mit allen Talenten und Kenntnissen, die damals zur Empfehlung gereichten, hatte er die Aussicht auf eine glänzende Lebensstellung, als er wie Augustinus die zeitlichen Güter und weltlichen Freuden von sich warf und mit geringer Habe und einer Verlobten, die er zu seiner Ehefrau erkoren, nach Genf zog, Vaterland, Eltern und Freunde verlassend, um dem Herrn zu dienen. In der reformirten Kirche fand er Rettung aus

seinen Irrgängen und Ruhe für seine Seele. Auf Calvin's Verwendung an der Akademie zu Lausanne angestellt, hat er dort zehn Jahre lang neben einer fruchtbaren Lehrwirksamkeit eine große literarische Thätigkeit entwickelt, seine poetischen Gaben zur Bearbeitung religiöser Gesänge nach dem alttestamentlichen Psalmbuch anwendend und in gelehrten polemischen und satirischen Schriften der Kirche Calvin's und ihrem Stifter als ritterlicher Vorkämpfer, als Schildhalter und Schutzredner dienend, bis der Meister den treuen Gefährten in seine unmittelbare Nähe zog. Sein Psalmbuch, von Goudimel mit Melodien versehen, wurde das religiöse Liederbuch der Calvinischen Kirche.

Während der Reformationszeit hatte eine Genfer Nonne eine Schrift verfaßt, welche den Titel führte: „Sauerteig des Calvinismus". Und in der That war der Calvinismus die Lebens- und Expansionskraft des Protestantismus. Er flößte den Gläubigen das Hochgefühl und Selbstvertrauen ein, das sie unter allen Drangsalen und Verfolgungen aufrecht erhielt, das sie mit dem stolzen Bewußtsein erfüllte, daß sie durch die göttliche Gnade zur Seligkeit erkoren würden. Aus ihm erwuchsen die kühnen Streiter Christi, welche in Frankreich so kräftig und muthig der katholischen Nation und Regierung Widerstand leisteten. Aus ihm gingen in England und Schottland die Presbyterianer und Puritaner hervor, jene strengen Kämpfer für religiöse und politische Freiheit, welche in andachtsvollem Gebete vor dem gekreuzigten Erlöser die Kniee beugten, aber den Mächtigen den Fuß auf den Nacken setzten. Aus ihm gingen jene streitbaren Kämpfer hervor, welche in den Niederlanden das Joch der Spanier abschüttelten. Calvin's Lehre von der Prädestination und von der Gemeinschaft der Heiligen durchdrang seine Anhänger mit einer Hingebung und religiösen Gluth, welche die Herzen über alle irdische Gewalt emporhob und in allen Widerwärtigkeiten stärkte. Die Lehre und Sittenstrenge Calvin's legte den Bekennern eine schwere Last auf, half sie aber tragen und überwinden durch den sicheren Glauben an die göttliche Gnade und Seligkeit.

Unter Calvin's Leitung wurden dem äußeren Leben die strengsten Fesseln der Zucht angelegt. Dem Aufwande in der Kleidung und bei den Mahlzeiten war ein bestimmtes Maß gesetzt, heißt es in Ranke's französischer Geschichte; der Tanz verboten, gewisse Bücher, wie den Amadis, sollte Niemand lesen; Schüler sah man, die Karten

in der Hand, am Pranger ausgestellt. Alle Jahr einmal wurde in jedem Hause die Kenntniß und Beobachtung der religiösen Vorschriften geprüft; im Rath war die gegenseitige Rüge der Fehler, die ein Mitglied am anderen wahrnahm, eingeführt. Gegen Ueberschreitungen kannte man keine Nachsicht. Eine Frau ist verbrannt worden, weil sie unzüchtige Lieder gesungen hatte. Einer der vornehmsten Bürger mußte, eine niedergesenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknieen und öffentlich um Vergebung bitten, denn er hatte die Lehre des Heils und ihren Priester persönlich verhöhnt. Gemäß einer Forderung der Volksversammlung ist die Strafe des Todes auf Ehebruch gesetzt worden; der Mensch, der dieselbe erlitt, hat sterbend Gott für die strengen Gesetze seiner Vaterstadt gepriesen. „Calvin's Sinn und Wesen erinnert nicht an die milde Anmuth, durch welche die Landschaft, in der er lebte, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des See's wie Meereswogen an's Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorüber treibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat."

c. Genf in der Aufklärungszeit.

Einhundertachtundvierzig Jahre nach Calvin, im Jahre 1712, erblickte in Genf ein Mann das Licht der Welt, der in Charakter und Naturanlagen von dem Reformator des 16. Jahrhunderts grundverschieden war und nur die Wirkung mit ihm gemein hatte, daß auch er ein Sauerteig neuer Weltanschauung und neuer Weltordnung war, — J. J. Rousseau. Während meines Aufenthaltes in Genf wurde dem berühmten Schriftsteller von seiner Vaterstadt auf der Rhoneinsel das Standbild errichtet, das noch jetzt jeden Besucher anzieht. Das Monument konnte als ein Zeugniß betrachtet werden, daß man im 19. Jahrhundert von dem strengen starren Calvinismus übergegangen sei zur Humanität und Menschenliebe. Dieselbe Bürgerschaft, welche ihn in seinem Leben gelästert und verfolgt hatte, bewies jetzt durch die Errichtung des Denkmals, daß der finstere Geist von ehedem einer milderen und humaneren Auffassung des Menschenlebens bei der jüngeren Generation gewichen sei. Ich habe mich damals und in der Folge eifrig mit den Schriften und dem Lebensgange Rousseau's beschäftigt und in reifem Mannesalter

in meinen weltgeschichtlichen Werken und in einem Aufsatz über das französische Culturleben des 18. Jahrhunderts in meinen „Geschichtsbildern“ meine Ansichten über den einflußreichen Schriftsteller niedergelegt. Diesen Ansichten, deren Keime und Anfänge ich schon damals in Genf in meine Seele aufgenommen, bin ich durch mein ganzes Leben getreu geblieben, unbeirrt durch die überschwengliche Lobpreisung der Einen und die scharfe Verurtheilung der Andern. Im April 1883 erließ eine Anzahl angesehener Schriftsteller, Akademiker, Senatoren und Professoren, die sich zu einem Comité für die Errichtung eines internationalen Monuments zu Ehren J. J. Rousseau's in Paris vereinigt hatten, ein Rundschreiben „an alle Freunde des großen Schriftstellers“, worin dieselben aufgefordert wurden, das Unternehmen zu unterstützen und zu fördern. Es wird darin hervorgehoben, welche mächtige Impulse Rousseau auf die gesammte Weltanschauung, auf die religiösen, socialen und politischen Ideen ausgeübt hat, und wie alle Nationen Ursache haben, dem Schöpfer und Geber so folgenreicher Ideen dankbar zu sein. Ohne Zweifel soll das internationale Monument ein Denkmal der neuen Weltanschauung sein, welche durch die französische Revolution in das Menschenleben eingezogen ist. Und in der That konnte kein geeigneterer Repräsentant jener mächtigen Umwälzungsepoche aufgestellt werden, als J. J. Rousseau, der stilgewandte und ideenreiche Werkmeister, gleich geschickt im Niederreißen, wie im Aufbauen. Von jeher gingen die Urtheile der Menschen über den Genfer Philosophen, der zugleich Erbe und Gegner der französischen Aufklärung war, weit auseinander, von der schärfsten Verdammung bis zur begeistertsten Verehrung fortschreitend, Licht und Schatten im Uebermaß auftragend. Man begegnet einer Bewunderung, die an götzendienerischen Cultus des Genius grenzt, und andererseits einer Verdammung, die in Rousseau einen Dämon der Hölle erblickt, emporgestiegen aus der Tiefe, um die Menschen durch seine teuflischen Sophismen zu verführen.

Rousseau's Leben ist zugleich ein getreues Spiegelbild seines geistigen Werdens. Als Autodidakt wenig berührt von den literarischen Einflüssen seiner Zeit und seines Volkes, als genialer Selbstdenker und Beobachter die Wirklichkeit mit dem Maßstab einer selbstgeschaffenen Idealwelt beurtheilend, war Rousseau ein originaler Geist, dessen Erzeugnisse mit primitiver Kraft auf die Zeitgenossen wirkten, die Einen zum Widerspruch, die Anderen zum Weiterschaffen auf denselben Pfaden anregend. Mit seltener Offenheit hat Rousseau

selbst alle Umstände seines äußeren und inneren Lebens in seinen „Bekenntnissen" der Welt dargelegt. Ein zweiter Augustinus gibt er in der eigenen Lebensgeschichte ein Bild von der mit einer Welt voll Sünde, Versuchung und Ansteckung ringenden Menschheit, einem Kampf, aus welchem jener in den christlichen Heilslehren der Kirche, dieser in einem erträumten irdischen Paradiese Rettung sucht.

Was er durch Beobachtungen auf seinen Wanderzügen durch die Schweiz, durch Italien, durch das südliche Frankreich in seine Seele aufgenommen, und durch Nachdenken und Ueberlegen zu einem eigenen System ausgebildet hatte, legte er in einer Schrift nieder, zu der er durch eine äußere Veranlassung angeregt wurde. Die Akademie von Dijon stellte im Jahre 1749 eine Preisfrage: über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten. Als Rousseau die Aufgabe las, wurde, wie er selbst berichtet, seine Brust von einem Sturm aufregender Gedanken und Empfindungen bewegt. Auf einmal wurde ihm seine Bestimmung klar, der Culturwelt mit ihren Gebrechen einen reinen, unverdorbenen Naturzustand gegenüber zu stellen. Er beantwortete die Frage in einem Sinne, wie ihn die Akademie sicherlich nicht erwartet hatte, indem er nachwies, daß die Wissenschaften und Künste die verderblichsten Güter der Menschheit seien; die geistige Bildung habe Talent über die Tugend gesetzt, habe Natur und Freiheit, Unschuld und Einfalt aus der Welt verdrängt und mit der Neigung zu Glanz und Luxus Verderbniß der Sitten über das Menschengeschlecht gebracht. Mit scharfen Worten geißelt er die gleißende Nichtigkeit der modernen Bildungszustände. Dieser, von der Akademie gekrönten Abhandlung, welche durch die schwungvolle Beredtsamkeit eines tief erregten Gemüthes und einer begeisterten Ueberzeugung eine hinreißende Wirkung, in den literarischen Kreisen eine Art von Revolution hervorbrachte, ließ Rousseau gleichsam als Ergänzung den „Discurs über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" nachfolgen, ein rhetorisches Meisterstück, worin er nach der Verherrlichung eines angeblichen Naturzustandes vor der Entstehung des Staates und der Gesellschaft nachzuweisen suchte, daß die Entwicklung aus diesem Naturzustand zu staatlichen und socialen Lebensformen, zu einer civilisirten Welt, ein Abfall von der reinen Menschennatur sei, daß die Abgrenzung des Eigenthums zur Gründung des Staats, zur Einsetzung von Obrigkeiten, zur Scheidung der Menschen nach Stand und Bildung geführt, und daß daraus Krieg, Knechtschaft und Elend entsprungen.

In diesen beiden Schriften wurde von Rousseau ein eingebildeter Naturzustand als die Heimath der Freiheit und der Unschuld gepriesen, und nur in dem Rückgange zu diesem und in der Abschüttelung aller Fesseln, welche Bildung und Erziehung, Gewalt und Gewohnheit geschlungen, sah er das Heil der Welt. Die in der letzten Schrift in loser Verbindung ausgesprochenen Gedanken faßte Rousseau in einem anderen Buche, dessen Grundsätze auf den Gang der französischen Revolution von größtem Einfluß waren, in dem „Gesellschaftsvertrag" (contrat social), in ein politisches System zusammen. In diesem stellt er die Freiheit und Gleichheit aller Menschen als Grundbedingung des Staates dar und findet nicht wie der von ihm bekämpfte Montesquieu in einer constitutionellen Verfassung, sondern in der völligen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen die würdigste Staatsform und in dem allgemeinen Nutzen und leiblichen Wohlbefinden des Volkes den höchsten Zweck des Staats. Die Regierungsgewalt, in welcher Form sie immer auftrete, sei nur der Ausfluß der Machtvollkommenheit des Volks, in Folge freiwilliger Uebertragung.

Wie Rousseau in den beiden genannten Schriften die bestehenden socialen und politischen Zustände als Erzeugnisse von Unrecht und Vergewaltigung hinstellt und ihnen den Krieg erklärt, so bekämpft er in den zwei bekanntesten Werken: „Die neue Heloise" und „Emile" die Sitten und Lebensweise, die religiösen Anschauungen und das Erziehungswesen der damaligen Zeit. Durch den „Emile", „das Naturevangelium der Erziehung", suchte Rousseau eine auf Natur und Elternliebe beruhende vernünftige Erziehung zu begründen. Der „Emile", zugleich Roman und Lehrbuch, hat die Tendenz, die Erziehung so einzurichten, daß von dem ursprünglichen Naturmenschen soviel als möglich erhalten bleibt. Die Worte Rousseau's sind der Ausdruck eines tiefen inneren Gefühls und dringen zum Herzen, weil sie vom Herzen kommen; daher war auch die Wirkung seiner Schriften besonders bei den Frauen unbeschreiblich. Ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß es in Frankreich wieder Mütter gab, daß wieder Liebe und Häuslichkeit in die Familien einkehrte, und daß in den mittleren Ständen Natur, Einfachheit und Sittlichkeit der Verschrobenheit, Unsittlichkeit und Uebersättigung der höheren Klassen entgegentrat. Wie sehr auch durch Uebertreibungen und verkehrte Anwendung der Principien das Rousseau'sche Erziehungssystem mißverstanden und mißbraucht worden ist, die segens-

volle Wirkung einer Rückkehr zur Natur in Haus, Familie und Kindererziehung blieb unerschüttert bestehen. Das größte Aergerniß gab den Orthodoxen und Dogmengläubigen das dem „Emile" beigefügte „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars". So sehr auch dieser Tractat Rousseau's Achtung vor der Religion bekundete, so zog ihm doch die freie Haltung der herrschenden Kirche gegenüber die Verfolgungen der rechtgläubigen Katholiken und der offenbarungsgläubigen Protestanten zu. Das Buch wurde durch Henkershand verbrannt und er selbst zur Flucht aus Frankreich gezwungen. Auch Genf und Bern versagten ihm ein Asyl. Er mußte die Petersinsel im Bieler See, wo er so glückliche Tage im Genuß der Natur und Pflanzenwelt und im Anblick der Berner Alpen verlebte, verlassen und fand erst eine gastliche Aufnahme in dem unter Friedrich's des Großen Hoheit stehenden Fürstenthume Neuchatel, wo ihm der freisinnige Gouverneur Georg Keith ein Asyl gewährte. In der Folge wurden alle Orte, die sein Fuß betreten, von den französischen Republicanern mit Ehrfurcht besucht. Auch ich betrat auf meiner Reise nach Genf nicht ohne wehmüthige Regungen des Herzens das einfache Gemach mit der herrlichen Alpenansicht, dessen einziger Hausrath aus einem hölzernen Tisch, aus einem Lehnstuhl und aus einem Wasserkrug bestand.

Fassen wir die Hauptzüge des genialen Schriftstellers in ein Gesammtbild zusammen, so werden wir leicht und richtig seine Stellung in der Geistesgeschichte begreifen: das Schicksal hat den Sohn des Genfer Uhrmachers in einer schönen Landschaft unter bürgerlichen Lebensverhältnissen mit regen Affecten und Empfindungen geboren werden lassen, und diese Eindrücke und Anlagen bilden fortwährend den tiefsten Untergrund seines inneren Wesens. Die Schilderungen eines glückseligen Naturzustandes in reizvoller Landschaft und eines häuslichen Lebens voll idyllischer Unschuld und Einfalt, auf dem Boden schöner Gefühle, edler ursprünglicher Menschlichkeit aufgebaut, sind darum so hinreißend und entzückend, weil sie in dem eigenen Herzen, in dem tiefsten Grund seiner Seele ihren Ursprung hatten. Aus seinen Selbstbekenntnissen erfahren wir, daß er sich nur in der Natur, in der Waldeinsamkeit, unter Bäumen und Pflanzen wahrhaft wohlgefühlt hat; daß die schönsten und erhabensten Ideen für die Wohlfahrt der Menschheit in stiller Zurückgezogenheit in seinem Geiste entsprossen sind. Diese sinnfrische Naturempfindung war das am schärfsten und stärksten ausgeprägte Organ seines Wesens,

daraus floß das Grunddogma seines Glaubens, daß das durch die Natur Hervorgebrachte gut sei, die Entartung erst durch Menschenhände bewirkt werde. Ausgehend von allgemeinen Principien, die er durch Beobachtung und Abstraction sich zu eigen gemacht, und die ihm als unumstößliche Wahrheit galten, construirte er durch logische Folgerichtigkeit in großartiger Subjectivität Staat und religiösen Glauben, Gesellschaft und Erziehung, doch stets mit Hinweisung auf ein höchstes geistiges Wesen als Schöpfer und Erhalter des Universums.

Mit dieser angeborenen Anlage und Seelenstimmung trat Rousseau in die Menschenwelt, in die höheren Lebenskreise ein. Wie konnte es da an tiefen Conflicten, an Seelenkämpfen und Gemüthsbewegungen fehlen? Rousseau blieb auch in der vornehmen Gesellschaft ein Kind der Natur, mit allen Liebenswürdigkeiten und Fehlern, mit allen schönen und häßlichen Zügen eines lebhaften ungezogenen Kindes. Sein Leben gestaltete sich daher wie bei Tasso zu einer Leidensgeschichte mit tragischem Ausgange, weil er nicht die Kraft besaß, die Widersprüche und Conflicte der Wirklichkeit durch die Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung oder durch ein praktisches Pflichtgefühl zu überwinden und zu versöhnen.

In der Nähe von Genf und in lebhaftem Verkehr mit der dortigen Bürgerschaft verbrachte ein anderer berühmter Gelehrter und Schriftsteller einen großen Theil seines beweglichen Lebens, ein älterer Zeitgenosse Rousseau's, aber von sehr verschiedenem Charakter und Genius, Voltaire. Das Schloß in Ferney, das der große Philosoph bewohnte, trug, als ich es an einem schönen Sonntag besuchte, noch immer den vornehmen Charakter der adeligen Landsitze des achtzehnten Jahrhunderts. Es stand in der Mitte eines von hohen stattlichen Bäumen bepflanzten Grundstückes, das noch viele Spuren der ehemaligen Eleganz und Wohnlichkeit enthielt. In der Schrift: „Voltaire, sechs Vorträge", welche David Friedrich Strauß der Großherzogin Alice von Darmstadt widmete, macht der bekannte Verfasser des Lebens Jesu von dem Aufenthaltsort des geistreichen französischen Schriftstellers eine Schilderung, welcher wir nachstehende Einzelheiten entnehmen wollen.

Wenn ein richtiger Fußwanderer in nord-nordwestlicher Richtung von Genf ausgeht, so erreicht er in etwas mehr als einer Stunde den Flecken Ferney. Die Straße steigt allmählich an, und schon aus der Entfernung erblickt man die weißen Mauern des Schlosses, in

welchem Voltaire mit wenigen Unterbrechungen die letzten achtzehn Jahre seines Lebens zugebracht hat. Der Flecken kann in der Hauptsache als seine Schöpfung betrachtet werden. Denn im Jahre 1758, als Voltaire die Herrschaft kaufte, war es ein elender Weiler mit einem halben Hundert verkommener Bauern; und als er zwanzig Jahre darauf starb, war es ein hübscher Ort von 1200 Einwohnern, größtentheils Uhrmachern und anderen Industriellen, die er dahin gezogen, denen er Häuser gebaut und gegen eine Rente, die bei seinem Ableben auf die Hälfte sich ermäßigen, mit dem Tode seiner Nichte aber ganz erlöschen sollte, eingeräumt hatte. Auch durch Vorstreckung von Betriebscapital griff er den Leuten unter die Arme, und seine Bekanntschaft mit Staatsmännern und Potentaten beutete er in vollem Umfange aus, um seine Schöpfung zu heben. Die Kaiserin von Rußland bezog Uhren aus Ferney, und der französische Minister Choiseul wandte dem aufblühenden Fabrikort allerlei Begünstigungen zu. Für Voltaire war die Colonie in Ferney das Lieblingskind seiner alten Tage. Von der Terrasse des Schlosses aus genießt man eine Aussicht auf Felder und Wiesen, die von einigen Vorbergen der Alpen und im letzten Hintergrunde von diesen selbst abgeschlossen wird. Näher liegt auf der anderen Seite des Schlosses der Jura, dessen Schnee im Winter dem alten Herrn so manche Klage entlockte. Hinter dem Schlosse dehnen sich Gärten aus, deren Anlage und Pflege für Voltaire eine so werthe Unterhaltung war, und umher lag ein bedeutender Gütercomplex, dessen Anbau an die fünfzig Menschen im Dienste des Gutsherrn beschäftigte.

Geht man die Hauptstraße des Ortes hinauf, so sieht man am Ende der Allee, die zum Schlosse führt, linker Hand die Kirche mit ihrer weltberühmten Inschrift: Deo erexit Voltaire, und der Jahreszahl 1761. Gleich nach dem Ankaufe der Herrschaft hatte sich Voltaire an den Kirchenbau gemacht. Reiner Religionseifer war es zwar nicht, der ihn zu solcher Eile trieb; sondern die alte Kirche stand so, daß sie seinem Schlosse die Aussicht nahm. Daher wurde sie abgerissen und zur Seite eine neue aufgebaut. Dabei ging der Bauherr mit wenig Rücksicht zu Werke. Ein paar Grabmäler, ein altes Crucifix wurden ohne viel Umstände beseitigt. „Schafft mir den Galgen aus dem Gesicht!“ sollte Voltaire in Bezug auf das letztere gesagt haben. Der Papst schickte Reliquien für das neue Heiligthum. Und wenn Fremde zu Voltaire kamen, die er herumführte, wies er mit Selbstgefühl nicht bloß auf die Kirche, sondern

auch auf die Inschrift und sagte wohl: Da seht ihr einmal eine Kirche, die Demjenigen gewidmet ist, dem man allein Kirchen bauen sollte, Gott, dem gemeinschaftlichen Vater aller Menschen; sonst sind sie ja immer Menschen geweiht, einem Peter oder Paul, einer Genovefa oder Ursula.

Als Voltaire in Ferney seinen Wohnsitz aufschlug, stand er auf dem Gipfel seines Ruhms. Noch niemals ist ein Schriftsteller so gefeiert worden. Es ist bekannt genug, wie sehr Friedrich der Große von Preußen, die Kaiserin Katharina von Rußland, der König Gustav III. von Schweden und die ganze vornehme Gesellschaft Europa's dem Weisen von Ferney Verehrung und Huldigung zollten. Wie viele hohe Gäste zogen in dem Städtchen ein! Galt er doch als das Orakel des Zeitalters. Gerne hätte auch Kaiser Joseph den vielbewunderten Philosophen in seinem schönen Asyl besucht, als er von den großen Reisen, die sich so lange in dem Gedächtniß der Völker erhalten haben, über die Schweiz nach Wien zurückkehrte. Aber ein solches Aergerniß durfte er seiner „gottseligen Mama“, wie sich Strauß ausdrückt, und den frommen Hofkreisen nicht geben. War doch Voltaire in den Augen der römischen Geistlichkeit der Antichrist und die Inschrift auf der Kirche von Ferney eine Blasphemie.

Sehr merkwürdig ist das Werk über den Geist und die Sitten der Völker, ein Abriß der Weltgeschichte als Gegensatz gegen das Werk von Bossuet. Denn wie dieser Alles auf den Glauben begründet, so beginnt Voltaire mit dem Zweifel, und wie Bossuet Alles zu Ehren der christlichen Kirche wendet, so findet jener in dem Christenthum, in der Herrschsucht und den Lastern des Clerus alles Unheil der mittleren Zeit. Dieses Buch, worin alle Seiten des geschichtlichen Lebens von einem freien philosophischen Standpunkt aus beurtheilt werden, um zu zeigen, durch welche Entwicklungskämpfe die Menschheit sich allmählich aus der Barbarei zur Bildung emporgearbeitet hat, wurde die Grundlage und der Ausgangspunkt der gesammten neueren Geschichtschreibung, wenngleich die Abneigung des Verfassers gegen Religion und Kirche ihn nicht selten zu ungerechten Urtheilen verleitet. Das Mittelalter erscheint bei ihm als ein wüstes Gewirr von Verbrechen, Thorheit und Elend, während er die Bewunderung der Zeitgenossen für China theilt. Voltaire war Deist im Sinne jener englischen Freidenker, welche zwar mit der christlichen Offenbarung gebrochen hatten, aber auf Grund ihrer aus der mensch-

lichen Einsicht stammenden sogenannten Vernunftreligion an der Persönlichkeit Gottes als dem Kern und Ursprung aller Dinge festhielten, und auch dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, wenn schon hie und da mit Zweifeln gemischt, treu blieben. In dem Weisen von Ferney lebte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß weder die Natur ohne einen Schöpfer und Erhalter, noch die menschliche Sitte und Bildung ohne einen letzten Richter über Tugend und Laster erschaffen sei. Mit allen Beweisen suchte er die Lehre zu begründen, daß nur ein außer der Welt stehendes, den Grund seines Daseins in sich tragendes Wesen der Schöpfer der Welt sein könne. Als die wesentlichste Eigenschaft der Gottheit stellte Voltaire deren Gerechtigkeit hin, von der ein Wiederschein in das menschliche Herz gefallen sei und daselbst das Bedürfniß der moralischen Ordnung in der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft hervorgerufen habe. Er ist deshalb immer ein entschiedener Gegner des Atheismus gewesen, den er nicht als eine Befreiung, sondern als eine Erniedrigung des Geistes ansah, weil er das Gewissen seiner vornehmsten Stütze, des Glaubens an eine wegen der Gerechtigkeit Gottes unausbleibliche künftige Vergeltung, beraube. Voltaire hat auch jene Geheimnisse der moralischen Welt, welche die Denker aller Zeiten beschäftigt haben, das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit, die Verbindung des Geistes und der Materie, den Ursprung des Uebels behandelt, aber nach langen und scharfsinnigen Betrachtungen die Unlösbarkeit dieser Räthsel eingestehen müssen. Sein Geist war zu weit und zu frei, um sich in dieser wie in anderer Beziehung in ein besonderes System einzuschließen. Bei seinem kühn vordringenden Wesen berührte er alle speculativen Fragen, warf zuweilen einen scharfen Blick in ihre innerste Natur, ließ aber wieder von ihnen ab, sobald er merkte, daß er keinen festen Boden mehr hatte. Denn Klarheit und Sicherheit war das vorherrschende Bedürfniß seines Geistes.

Toleranz wurde in Genf so wenig geübt wie in Rom. Noch im achtzehnten Jahrhundert war die Erwerbung von Grundeigenthum im Gebiete der Republik jedem Katholiken gesetzlich verboten. Als Voltaire den Landsitz Les Delices erwerben wollte, trat der Banquier Tronchin als Vermittler ein, indem er in seinem Namen das Gut kaufte, so daß Voltaire nur als Miether galt. Theater und Schauspiele jeder Art waren untersagt. Der Versuch Voltaire's, seine Zaïre in einem kleinen Kreise von Freunden und Bekannten, halb gespielt, halb gelesen, in seinem Hause zur Aufführung zu

bringen, stieß auf den heftigsten Widerspruch von Seiten der Geistlichkeit. Voltaire gab nach, indem er mit Ironie an das Consistorium schrieb: Er sei dessen unterthänigster Diener und werde nicht zugeben, daß in seinem Hause, in Gegenwart von zehn Personen ein Stück voller Moral und Tugend gespielt werde, da dies dem Consistorium mißfalle. Das geistliche Collegium hatte die Mehrheit der unteren Volksklasse auf seiner Seite; die Gebildeten dagegen wollten nicht länger hinter den anderen großen Städten zurückbleiben. Als aber der Plan, in der Rhonestadt ein Theater zu errichten, mehr und mehr Anklang fand, erhoben sich selbst in der französischen Schriftstellerwelt gewichtige Stimmen dagegen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Rousseau und d'Alembert einen heftigen Federkrieg über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit des Theaters führten, der Erstere als Gegner, der Letztere als Apologet, Beide mit schwachen Gründen ihre Ansichten verfechtend.

---

2. Italien.

a. Einzug.

Im Herbst 1834 wurde die längst beabsichtigte Reise nach Italien unternommen, wo die Familie meiner Zöglinge den Winter zuzubringen gedachte. Wir fuhren im eigenen Wagen mit vier Pferden, die ein italienischer Vetturino stellte, am Süduſer des Genfer Sees entlang, durch das Wallis über den Simplon nach dem Lago maggiore. Der Vetturino hatte die Kosten für Fahrt, Zehrung und Herberge übernommen; er fand dabei seine Rechnung und hatte, da er tagweise bezahlt ward, durchaus keine Interesse, die Reise zu beschleunigen. Wir machten kurze Tagefahrten, verweilten in jeder der bedeutenderen Städte des mittleren und oberen Italiens etliche Tage, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen, und kamen erst nach etwa sechs Wochen über Florenz, Perugia und an dem Wasserfall von Terni vorüber in Rom an. Dafür war aber die Ausbeute um so reicher. Eine Fülle bildender Elemente aller Art strömte in die Seele ein; ein Schatz von historischen und künstlerischen Kenntnissen und Eindrücken, von Länder- und Völkerkunde wurde gewonnen. Es ist vor

Kurzem in einem biographischen Abriß von Ranke bemerkt worden, daß erst in Italien sein historiographisches Talent gereift und seinem Genius die Schwingen gewachsen seien. Diese Erfahrung hat man auch bei andern hervorragenden Schriftstellern und Künstlern gemacht. Es ist, als ob unter dem sonnigen Himmel die in der Seele schlummernden Keime alles Idealen rascher sich entfalteten, Blüthen und Früchte vollendeter emporwüchsen. Die Geschichte von Jahrtausenden, die in dem peninsularischen Lande und seinen merkwürdigen Sädten zu uns spricht, weckt und schärft das historische und künstlerische Verständniß und bringt jede verborgene Anlage zum klaren Bewußtsein.

Wer Italien mit Nutzen und Erfolg bereisen will, muß einen Schatz von geschichtlichem und kunsthistorischem Wissen in sich tragen. Ich hatte in Genf bei einem der zahlreichen Flüchtlinge, die sich damals in der Rhonestadt aufhielten, Unterricht in der italienischen Sprache genommen und war Dank meiner philologischen Vorbildung in Kurzem so weit gekommen, daß ich die Classiker zu lesen vermochte. Auch hatte ich aus Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken eine reiche Einsicht in Land und Leute der Halbinsel, in die Entwicklung und das geschichtliche Leben der Städte des oberen und mittleren Italiens erworben. Durch Winckelmann's Kunstgeschichte war ich in die antike Plastik eingeführt worden. Diese vorausgegangenen Studien setzten mich in den Stand, in allen Städten und Landschaften mir die geschichtliche Vergangenheit in das Gedächtniß zurückzurufen. So wurde die Reise für mich gleichsam eine Wanderung durch die Weltgeschichte.

Schon auf der ersten Tagereise durch das obere Savoyen wurde ich an die Geschichte des Baseler Concils und des Herzogs Amadeus I. von Savoyen erinnert, welcher sich in die Abtei Ripaille zurückgezogen hatte, bis ihn die in Basel versammelten Väter zum Papst wählten.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in manchen Beziehungen Aehnlichkeit mit der ersten Hälfte des neunzehnten. Dort wie hier durchzieht das lebhafte Gefühl ungesunder Zustände in Kirche und Staat die Seele und erzeugt das heiße Verlangen und Bestreben nach Abhilfe und Besserung. Die Stürme der Hussitenkriege richteten den Blick zunächst auf kirchliche Reformen. Das Baseler Concil sollte die religiösen Gegensätze versöhnen, den päpstlichen Absolutismus beseitigen und den ökumenischen Synoden, wie in den ersten Jahrhunderten, die höchste Autorität in Sache der Lehre, des Cultus und

der Sitten beilegen. Es wäre keine allzu schwierige Aufgabe, gewisse Parallelen zu ziehen zwischen der Baseler Kirchenversammlung und dem Reichsparlamente in der Frankfurter Paulskirche. Beide wurden getragen von den Hoffnungen der Völker und zogen ihre Stärke aus der Begeisterung der öffentlichen Meinung; beide vereinigten die intelligentesten, von Liebe zu Freiheit und gesunden Zuständen erfüllten Männer in ihrem Schoß; in beiden wurde das besonnene Reformstreben überflügelt von einer radicalen demokratischen Richtung und dadurch ihre einmüthige Kraft gebrochen; beide sahen ihre Reihen gelichtet durch Abfall und Fahnenflucht; beide endeten durch die innere Erschöpfung und die eigensüchtigen Compromisse der regierenden Häupter und der Beihilfe abtrünniger Genossen und egoistischer Unterhändler. So ging das Papstthum aus den gewaltigen Kämpfen zu Constanz und Basel siegreich hervor; aber die Ideen, die daselbst aufgestellt und verkündigt waren, wurden so wenig aus der Welt geschafft wie die Schöpfungen der Paulskirche. Der Gedanke einer unsichtbaren Kirche, deren Haupt Christus sei, begann sich von seiner entarteten Erscheinung zu lösen. Da bei den Fürsten und Mächten kein Heil zu finden war, richteten sich die Hoffnungen auf Volk und Gemeinde; da die Hilfe von oben versagte, mußte man an Selbsthilfe denken. Der Ausspruch Jesu: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", hat sich in der christlichen Welt zu allen Zeiten und nach allen Richtungen als Wahrheit gezeigt. Zwei große Principien, von geistigen Heerscharen als Fahne aufgepflanzt, liegen in ewigem Kampfe mit einander, um die Herrschaft über die Welt und die Menschheit an sich zu reißen: das Papalsystem mit dem Anspruch auf absolute Autorität und die Gewissensfreiheit auf Grund selbständiger Forschung und Auslegung der heil. Schrift. In den vier letzten Jahrhunderten trat der Kampf der Geister schärfer und leidenschaftlicher hervor, als je zuvor. Nachdem auf den großen Concilien zu Constanz und Basel der Versuch einer Ausgleichung und Versöhnung gescheitert war, erfolgte in der Reformation die Scheidung; Katholicismus und Protestantismus sind Gegensätze wie auf politischem Gebiet Monarchie und Republik. Eine Vermittlung beider Grundanschauungen durch gesetzgebende Versammlungen hat sich nie als fest und dauerhaft erwiesen. Absolute Autorität und individuelle Freiheit und Selbstbestimmung können sich nicht zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Freiheit,

Vernunft und Wissenschaft sind zu edle Güter, als daß sie nicht fortwährend um ihr Dasein und ihre Haltung ringen sollten.

Felix V., ein gebildeter und verständiger Herr, dem Kaiser Sigismund, sein Gönner und Freund, den Herzogsrang verliehen hatte, vermochte sich nicht gegen die Macht Rom's zu behaupten. Er zog sich wieder in seine Einsiedelei Ripaille zurück, wo er inmitten einer Schaar getreuer und ergebener Ritter noch einige Zeit lebte, geschmäht von den abtrünnigen Concilsvätern, von den Papisten und Ultramontanen. Das Vae victis! des gallischen Heerführers vor dem Capitol hat zu allen Zeiten Geltung gehabt.

b. Politische Gegensätze.

Von St. Gingolf, wo wir die erste Nacht verbrachten, fuhren wir das Thalland der Rhone hinauf über Martinach und Sitten dem Simplon zu. In den Flußthälern und auf den Berghöhen der Schweiz begegnet man nicht so häufig wie in Deutschland Werken von Menschenhand, die vergangene Zeiten und Geschlechter in's Gedächtniß rufen. Wie kümmerlich würden sich auch Kloster- oder Burgruinen ausnehmen gegenüber den mächtigen Alpenwänden, zwischen denen der Weg nach dem schönen Italien führt! Nur die Burgruinen von Sitten erinnern an Bischöfe, welche an der Spitze von Reisläufern im Priesterrock als Heerführer über die südlichen Alpenketten nach der schönen apenninischen Halbinsel zogen, um in den Kriegen der Städte mit den Dynastien, der Franzosen und Spanier mit den Italienern bald den Einen, bald den Anderen mit Schwert und Lanze zu dienen, mit Sold und Beute in ihre Berge zurückzukehren. Den Weg zur Höhe des Simplon legte ich fast gänzlich zu Fuß zurück. Wie schlug mir das Herz vor freudiger Erregung bei dem Anblick der großartigen Gebirgswelt, die mich umgab, und bei der Aussicht auf die Herrlichkeiten, die ich bald zu schauen bekommen sollte! Unter allen Alpenstraßen ist die über den Simplon die schönste und imponirendste. Wie hebt sich da die volle Brust, wenn man hoch über der Unruhe und Bewegung der Menschenwelt still und einsam durch die mächtige Gebirgsnatur dahinschreitet, die Seele erfüllt von Hoffnungen und Träumen, in dem frohen Gefühle jugendlicher Kraft und Gesundheit!

Es ist manchmal recht gut, wenn man an den siegreichen Flug des Menschengeistes erinnert wird, damit nicht die materialistische

Weltanschauung der Zeit allzu mächtig auf uns einwirkt. Dies geschieht in der That nirgends nachdrucksamer als auf einer italienischen Reise, wo uns auf den Alpenpässen die Macht der Intelligenz der modernen Zeit so imposant entgegentritt und in den Städten die Kunstbildung und die religiöse Energie früherer Jahre und Geschlechter die Idealität der jugendlichen Menschheit so lebhaft zur Anschauung bringt.

Erst unten am See, wo die Grenzlinie das piemontesische Gebiet von dem österreichischen lombardo-venetianischen Königreich schied, wurde ich wieder in die Menschenwelt versetzt und daran erinnert, wie sehr das politische System Metternich's die freien Schritte der Fremden hemmte, die Kommenden und Gehenden mit Argusaugen überwachte. Beim Eintritt in das österreichische Italien begannen die Paßschererereien und Gepäckvisitationen mit all' den damit verbundenen Mißbräuchen, Vexationen und kleinen Bestechungen, welche den Reisenden so widerwärtig berührten und mit Mißmuth füllten. Ich besitze noch aus jener Zeit ein Paßbüchlein mit einer Unzahl von Visas aus allen Städten und Grenzstationen, das als treffliche Unterlage eines ausführlichen Reisetagebuchs dienen könnte. Die italienischen Patrioten fühlten schon lange den Druck und die unwürdige Knechtschaft, die ihrem Lande von den fremden Herrschern aufgelegt worden war. Schon im 17. Jahrhundert hat Vincenzio di Felicaja in einer zürnenden Elegie dieser Stimmung Ausdruck gegeben:

Italia, o du, auf deren Auen
Der Himmel goß unsel'ger Schönheit Spenden,
So dir gebracht als Mitgift Leid ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht ob deinen Brauen;
Möcht' ich dich minder schön und dafür stärker schauen!
Damit mehr Furcht und minder Lieb' empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden
Und dennoch dich bedrohn mit Todesgrauen.

Wo ist dein Arm, Italien? Zum Gefechte
Gebrauchst du fremden? Gleich wild und vermessen
Sind die, so dich vertheid'gen, so dich pressen,
Sind Beide Feind, und Beide waren Knechte.
So schirmest du die Ehre? So die Rechte
Glorreicher Herrschaft, die du einst besessen?
Hast du den Muth, den alten Muth vergessen,
Der Treue dir geschworen, dauernd echte?

Verstoße denn den Muth; fröhn' ohne Säumen
Dem Müßiggang und schlaf' im Drang der Nöthe,
Wo Jammer heult und Blut und Thränen schäumen.
Schlaf, feige Buhlin, bis das Schwert sich röthe
Mit deinem Blut und mitten unter Träumen,
Schlaftrunkne, dich im Arm des Buhlen tödte!

Die gleiche elegische Stimmung wie der Italiener spricht auch der britische Dichter aus, der Italien und Griechenland so tief in sein Herz eingeschlossen hatte, Lord Byron, wenn er im vierten Gesang seines Childe Harold in folgende Klagetöne ausbricht:

Italien! o Italien! ach, der Reiz
Unsel'ger Schönheit wurde deinem Lande
Zur Mitgift künft'gen und vergang'nen Leids;
Auf deine holde Stirne hat die Schande
Gram eingeglüht mit ihrem scharfen Brande.
O, wärest du in deiner Nacktheit jetzt
Reizloser oder stärker, daß die Bande
Der Plünderer erschräcke, die dich hetzt
Und deine Thränen trinkt, an deinem Blut sich letzt!
Denn wärst du furchtbar, oder minder schön,
So hätt'st du Frieden: Keiner suchte mehr
Dein tödtlich Brautgemach; nicht von den Höh'n
Der Alpen braust' ein Waffenstrom daher,
Der nie versiegt; kein räuberisches Heer
Vermischter Völker tränk' aus deinem Po
Wasser und Blut! Jetzt hast du keine Wehr
Als nur des Fremdlings Schwert und wurdest so
Sklavin der Freund' und Feind' und selbst des Siegs nicht froh.

Schon unter der Napoleonischen Herrschaft war die Idee eines einheitlichen Italiens in die Herzen des Volkes gedrungen, war durch das kameradschaftliche Zusammenleben der wehrhaften Jugend aller Provinzen unter dem siegreichen Banner des Imperators genährt worden und wurde durch den Geheimbund der Carbonari im Stillen fortgepflanzt. Diese Idee eines geeinigten Italiens gab der Schilderhebung Murat's zur Zeit des Wiener Congresses eine nationale Grundlage und verschaffte ihm die Sympathie der italienischen Bevölkerung; aber wie konnte ein Mann von so wenig politischer Einsicht und von so wankelmüthigem Charakter ein so großes Ziel durchführen und der Bannerträger einer nationalen Idee sein? Verlassen und betrogen schloß er in Pizzo sein wechselvolles Leben mit einem muthigen Soldatentod und sühnte sein thörichtes Unterfangen durch

einen Ausgang, wie er allein seiner Laufbahn würdig war. Schon damals hofften patriotische Herzen eine Wendung der politischen Dinge der Halbinsel. Ein Edelmann aus vornehmem Geschlecht und von patriotischem Gefühl, Georgio Pallavicino-Trivulzio aus Mailand, der in der Folge in die Geschicke Italiens auf's innigste verflochten ward, hätte sich schon damals dem Unternehmen Murat's gerne angeschlossen, wäre nicht der Jüngling durch seinen priesterlichen Mentor von dem Plane abgebracht worden. Er selbst hat in einem Briefe sich darüber mit folgenden Worten ausgesprochen: „Mein Herz, immer erfüllt von dem Gedanken an Italien, verdoppelte damals seine Schläge, in der Hoffnung, den heiligsten und heißesten seiner Wünsche erfüllt zu sehen."

Die Hoffnungen und Traumgebilde von einem freien und einigen Italien wurden durch die Erhaltungspolitik Metternich's und durch die Schöpfungen des Wiener Congresses hinweggefegt. Die alten Territorialhoheiten wurden wieder hergestellt, und Oesterreich wurde der vorherrschende Staat des Apenninenlandes. Sowohl sein eigener ausgedehnter Länderbesitz im oberen Italien, als seine dynastischen Beziehungen zu den mittleren und kleineren Fürstenthümern begründeten diesen Vorrang. Diese Machtstellung suchte man in zwiefacher Weise auszunutzen; einmal indem man alles Nationalgefühl, alle Einheitsbestrebungen möglichst unterdrückte, sodann indem man kein Regierungssystem aufkommen ließ, das einen liberaleren Charakter zeigte, als man in Mailand selbst zu gestatten gewillt war, insbesondere das Repräsentativsystem mit den dazu gehörigen Institutionen fern hielt. Deshalb begünstigte man alle Bestrebungen, welche die Bonapartische Zeit mit ihren centralisirenden aufklärerischen Ideen in Vergessenheit zu bringen, einen engherzigen Particularismus zu erzeugen, der absolutistisch-clericalen Regierungsweise zum Siege zu verhelfen geeignet schienen. Nicht einmal einen Staatenbund, wie man ihn in Wien dem armen zerrissenen Deutschland gewährt hatte, gönnte man dem Apenninenlande. Die österreichische Herrschaft in Mailand und Venedig sollte als eine Befreiung von der revolutionär-militärischen Gewalt des Napoleonischen Kaiserthums erscheinen, das lombardisch-venetianische Volk sollte sich als Oesterreicher fühlen. Aber die Weltgeschichte lehrt, daß keine auf berechtigter Grundlage ruhende große Idee, wenn sie einmal in den Geist eines Volkes eingedrungen ist, ganz ausgelöscht werden kann. Sie mag verdunkelt, zurückgedrängt werden, aber im Stillen lebt sie fort.

In Italien zog sich die Idee eines nationalen Einheitsstaates in die geheimen Gesellschaften zurück; sie war der Hoffnungsstern der jüngeren Geschlechter. Mochten auch manche Aufstandsversuche scheitern, wie wenn vorzeitige Frühlingsknospen abfallen, die Idee selbst ging darum nicht unter, ja sie wurde durch die Unfälle neu belebt.

Ueber dreißig Jahre lastete das Metternich'sche System, das sein Urheber als „göttliche Weltordnung“ darzustellen liebte, auf dem italienischen Volke. Jede geistige Bewegung, jede nationale Regung nach politischer Selbständigkeit, jede Art von Verbindung wurde mit Argusaugen überwacht, durch einen complicirten, mit künstlicher Ueberlegung ausgebildeten Organismus von Späherei, Polizei, Censur und wie die Mittel macchiavellistischer Staatskunst alle heißen, unterdrückt, das ganze Volksleben in eine Zwangsjacke eingeschnürt, jeder freie Hauch durch eine eherne Maske erstickt. Was in Mailand und Venedig zur Anwendung kam, wurde in Rom und Neapel, in Turin, Parma, Modena und anderwärts nachgeahmt und überboten.

Den höchsten Triumph feierten die Mächte der heiligen Allianz unter Metternich's Erhaltungspolitik im Anfang der zwanziger Jahre. Es ist bekannt genug, wie in Spanien das haltlose Cortesregiment durch die Waffen und die Treulosigkeit der Bourbonen unterdrückt und zerschlagen wurde. Das Beispiel der Spanier hatte in Neapel und Piemont ähnliche revolutionäre Bewegungen hervorgerufen, aber auch sie wurden auf dem Laibacher Congreß dem Tode geweiht und der voraussichtliche Thronfolger in Turin, Carlo Alberto, der sich bisher der Patriotenpartei geneigt erwiesen hatte, verließ die Gesinnungsgenossen in der Stunde der Entscheidung, um seine bedrohte Thronfolge zu retten. Nach der Schlacht von Novara, wo die Anhänger des liberalen Constitutionalismus unter der Führung des Kriegsministers Santa Rosa tapfer und kampfesmuthig gegen die feindliche Uebermacht stritten, löste sich das Heer der Aufständischen auf. Der Absolutismus unter priesterlicher und polizeilicher Obhut schlug von Neuem seinen Sitz in Italien auf, die namhaftesten Führer suchten ein Asyl im Auslande, die zurückbleibenden wurden mit Gefängniß und Strafgerichten verfolgt. Die ganze Halbinsel wurde mit einem Netze polizeilicher Ueberwachung, mit einem System kaltherziger Quälerei und politischer Gerichtstyrannei überspannt. Die Zierden der Mailänder aristokratischen Gesellschaft, die Confalioneri, Borsieri, Tonelli, Arese, wanderten in den Kerker; Andere, wie Pecchio, Bossi, Arconati, Porro, Berchet, sahen sich zur Flucht und Auswanderung

gezwungen. Auch Pallavicino mußte seine Sympathie für die Aufständischen mit vieljährigem Kerker auf dem Spielberge büßen.

Die absolutistische Politik Metternich's erfuhr durch die Pariser Julirevolution in Italien nur eine vorübergehende Unterbrechung und Abschwächung. Das Orleans'sche Regiment war nicht gewillt, sich an die Spitze der revolutionären oder fortschrittlichen Parteien Europa's zu stellen und gegen die conservativen Congreßmächte der bourbonischen Zeit zu Felde zu ziehen. Nach einigen Reform- oder Umsturzversuchen kehrte allenthalben das ruhige politische Stillleben von ehedem zurück. Es schien, als ob die reactionäre Politik des österreichischen Staatskanzlers wie mit einem Zauberstab alle Wogen beschwichtigt hätte. Aber einzelne Eruptionen bewiesen von Zeit zu Zeit, daß in der Tiefe des Volksgemüths die Idee der Freiheit, der Selbstbestimmung und der Einheit im Stillen fortlebte. Unter der Leitung des Genuesen Mazzini bildete sich das „junge Italien", welches mit den Flüchtlingen im Ausland geheime Verbindungen unterhielt und mit Gesinnungsgenossen anderer Länder das reactionäre priesterliche Regiment in dem lombardo-venetianischen Königreich wie in den übrigen Staaten Europa's zu stürzen suchte. Eine revolutionäre Propaganda, die über alle europäischen Länder verbreitet war und in der republikanischen Schweiz ihren Herd und Mittelpunkt hatte, war bemüht, durch einzelne Aufstände an geeigneten Orten das Signal zu geben, daß sie noch am Leben und ihres Zweckes eingedenk sei. Während meines Aufenthaltes in Genf wurde von politischen Flüchtlingen aller Nationen eine Invasion in das piemontesische Gebiet unternommen, die aber keine andere Folgen hatte, als daß die Herrschaft der Reaction und des Clerus sich noch verschärfte und die Ketten tiefer in's Fleisch eindrangen.

Doch fehlte seit der Julirevolution den Regierungen die frühere Sicherheit; ein unheimliches Gefühl, daß die politischen Dinge einer soliden Unterlage entbehrten, daß aller Zwang nicht vermögend sei, die unruhigen Geister niederzuhalten, bemächtigte sich der Staatslenker und führte sie zu größerer Mäßigung und Behutsamkeit. Aber bei so entgegengesetzten Zielen und Systemen war eine Verständigung und Versöhnung nicht möglich. Und so gingen denn mit der Zeit die Worte des Propheten Jesaia in Erfüllung: „Und wird auch der letzte Rest weggeführt und verheeret, wie eine Eiche oder Linde, welche den Stamm haben, obwohl ihre Blätter abgestoßen sind, aber sofern nur beim Fällen eine edle Wurzel bleibt, wird selbige Wurzel ein heiliger

Same." Mazzini selbst erlebte noch die Entstehung des italienischen Einheitsstaates, und wenn auch die monarchische Form nicht seinen republikanischen Grundsätzen entsprach, förderte er doch die Befreiung von der Fremdherrschaft.

c. Borromeische Inseln. Mailand.

An den Ufern des Lago maggiore empfing ich die ersten überwältigenden Eindrücke von den Reizen der apenninischen Halbinsel. Die Natur hat mich mit einem empfänglichen Sinn für die landschaftlichen Schönheiten wie für die ideale Kunstwelt ausgestattet. Diese Anlage meiner Seele konnte ich jetzt nach allen Richtungen ausbilden. Die Eindrücke, welche nun so mächtig in mich einströmten, haben mir für das reizende Land mit der gebildeten Bevölkerung eine große Vorliebe eingeflößt, die durch mein ganzes Leben festgewurzelt blieb.

Kein sinniger Reisender wird jemals die Empfindungen vergessen, die bei dem ersten Anblick die malerischen Landschaften und das laute, lebendige Treiben der Bevölkerung mit den dunkeln feurigen Augen und den schönen Gesichtszügen in seiner Brust erzeugen. Ich ahnte, wie viele edle Güter für Geist und Gemüth mir in Aussicht standen. Die Borromeischen Inseln mit ihren Zaubergärten und ihrer Pflanzenpracht durchströmen die Sinne mit dem ersten Vollgefühl des Südens. Sie bilden die entzückende Pforte in das hesperische Wunderland und wecken durch ihre balsamische Luft und ihre Wohlgerüche die Empfindung freudiger Erregung. Es ist merkwürdig, daß zwei deutsche Dichter, welche niemals das Alpen- und Apenninenland mit Augen gesehen, aus ihrer schöpferischen Phantasie Beschreibungen hervorzauberten, die zu allen Zeiten mit Recht als zutreffend und charakteristisch bewundert worden sind.

Schiller hat im „Wilhelm Tell" die Urkantone am Vierwaldstädter See und das Wesen und die Eigenschaften eines einfachen Hirtenvolkes so zutreffend und treu geschildert, daß noch heutzutage jeder Besucher des Landes von der Wahrheit und Anschaulichkeit überrascht wird. Haben doch die Schweizer selbst ihre Vorgeschichte an die Darstellungen des deutschen Dichters angeknüpft. Wer erinnert sich nicht der vielen Sprüche und Denkzeichen, die man an allen Orten angebracht hat, welche in der dramatischen Dichtung des deutschen Sängers erwähnt sind! Ja, die Geschichte selbst in ihrer

Urzeit ist nach den Schilderungen und Andeutungen Schiller's gestaltet worden. In ähnlicher Weise, wenn auch mehr allgemein und mit weniger Klarheit und Sicherheit in den Einzelzügen, hat Jean Paul im „Titan" eine Beschreibung der borromeischen Inseln entworfen, welche von jeher die Bewunderung der Leser erregt hat. Wer fühlt nicht die balsamischen Lüfte, welche die Isola bella umschweben, nicht die üppige Vegetation der Pflanzenwelt, wenn er die Beschreibung liest, wie der Held des Romans, die Augen mit einer Binde geschlossen, mit seinen beiden Begleitern die Terrassen emporsteigt, um auf der Höhe die Landschaft im vollen Glanz der Sonne überschauen zu können! Da heißt es: „Als man dem Cesara die Binde von den Augen abgenommen, rief er selig erschrocken aus: „O Gott!" als alle Thüren des neuen Himmels aufsprangen und der Olymp der Natur mit seinen tausend ruhenden Göttern um ihn stand. Welch' eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden, beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen; die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern, und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge, und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Kaskaden wie mit wassertaftenen Bändern, und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und ein Laubwerk von Kastanienwäldern faßte ihn ein."

Wie in den mittelalterlichen Städten Deutschlands auf den Marktplätzen ein Standbild „Roland der Riese" als Sinnbild und Schirmer der Gerechtigkeit und des ehrlichen Verkehrs der Menschen aufgestellt war, so erhebt sich am Ufer des Sees die eherne Colossalstatue des Mailänder Erzbischofs und Cardinals Carlo Borromeo, der die Glaubenseinheit an den Abhängen und in den Thälern des Alpenlandes schirmte, damit nicht der Calvinismus von Genf aus mit seinem erobernden Arm in die Po-Ebene eindringe. Er führt nicht wie der Roland der deutschen Städte das Schwert in der Hand, sondern er hebt die Arme segnend über die Umgegend, doch wußte er auch mit dem Worte Strenge und Strafe zu verbinden. Das Papstthum hätte keinen würdigeren und kräftigeren Vorkämpfer finden können, als den Kirchenfürsten aus dem vornehmen Mailänder Adelsgeschlechte. Nicht unverdient hat man ihn in Rom zum Heiligen erhoben, denn er war der Beschützer und der würdigste Diener des Pontificats, das sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu neuer

Kraft erhob und mit erhöhten Anstrengungen nach Außen eine innere Regeneration anstrebte. Ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und unermüdlicher Pflichttreue, hat Karl Borromeo vorzugsweise bewirkt, daß Pius IV. mit seinem weltlichen Hang doch eine würdige Haltung als Papst verband, und daß ein gedeihlicher Zustand der Kirche hergestellt wurde. Der Cardinal traute dem Katholicismus die Kraft zu, aus sich selbst sich wiederzugebären, und was das eigene Vorbild in dieser Richtung leisten konnte, das hat er geleistet. Nach dem Tod des Papstes, seines Oheims, zog er sich in seinen erzbischöflichen Sitz in Mailand zurück, welche Stadt unter ihm ein Herd von Frömmigkeit und Mildthätigkeit wurde, ein „zweites Jerusalem", wie ein damaliger Besucher versichert. Die ganze Zeit des Erzbischofs war zwischen geistlichen Exercitien, Studium und treuer Seelsorge getheilt; seine Kräfte wie sein Vermögen gehörten der Kirche. Auch die entlegensten Flecken seiner Diöcese hat er zwei- oder dreimal besucht und es dabei vornehmlich auf Wiedergewinnung der zum Protestantismus Abgefallenen abgesehen. Unter seinem Einfluß wurde in der Schweiz der borromeische Bund gegründet, welcher alle katholischen Cantone umfaßte und zu eifrigen Streitern der römischen Kirche machte. Es ist ganz zutreffend, was Hase in seiner Kirchengeschichte von ihm sagt: „Karl Borromeo, päpstlicher Nepot, als Jüngling auf den Stuhl des h. Ambrosius erhoben, einflußreich auf die Curie und auf Trient, eifrig gegen die Ketzer auf den südlichen Abhängen der Alpen, dennoch nur der Macht des Wortes vertrauend, hat durch Milde und Strenge reichen Segen über die vaterländische Landschaft gebracht, auf die er noch jetzt segnend und gefeiert herabschaut."

Mailand, wo wir mehrere Tage verweilten, ist die Perle von Ober-Italien. In dieser Stadt, die noch jetzt durch ihren Namen auf den deutschen Ursprung hindeutet, ist die ganze Geschichte des nördlichen Italiens wie in einem Brennspiegel concentrirt. Von der Kirche des heiligen Ambrosius bis zu dem Triumphbogen und der Arena Napoleon's haben sich Monumente erhalten, an die sich die Geschichte von vierzehn Jahrhunderten anknüpfen läßt. Weist der Name Lombardei auf den germanischen Charakter der Urbevölkerung hin, deren Vorfahren einst den Römern die Stadt entrissen und dann der städtischen Commune ihr aristokratisch-republikanisches Gepräge gegeben haben, so empfängt jetzt der Beschauer den Eindruck, daß das romanische Wesen im Laufe der Zeit vollständig Meister geworden ist. Wie oft auch im Mittelalter wie in der Neu-

zeit mit ehernem Schritt der Germane in Mailand eingezogen war, Sprache, Nationaltypus, Physiognomie der Bevölkerung legen Zeugniß ab, daß das Haupt der Lombardei italienische Cultur und Sitten angenommen, daß am Tessino und Po das Blut des Südländers über das germanische den Sieg errungen hat. Der Eindruck blieb mir unvergeßlich, welchen die Denkmäler der Frömmigkeit, der Herrschaft und der Kunst auf mich machten: der wunderbare Marmordom mit seinen Thürmchen, Verzierungen und Ausbauten, die alten Kirchen, welche die Macht der Hierarchie von Ambrosius bis auf Karl Borromeo in der Seele des Beschauers anschaulich machen, das Castell, in dem sich so viele Scenen fürstlicher Pracht und erschütternde Familienereignisse abgespielt haben, die Gebäude mit ihren Schätzen der Kunst und Wissenschaft, sind lauter Monumente, in denen die Geschichte der Stadt und des Landes ausgeprägt ist, durch welche die wechselvollen Schicksale der Völker ins Gedächtniß gerufen werden.

So fest wurzelte das italienische Gepräge der Mailänder, daß weder die spanische, noch die französische Fremdherrschaft den Charakter verlöschen konnte. Gegen zwei Jahrhunderte herrschten Madrider Stadthalter im Castell mit einer spanischen Garnison. Aber sie blieben ohne Einwirkung auf das Wesen der Bevölkerung. Der spanische Despotismus, wie lähmend er auch auf das öffentliche Leben wirken mochte, war nicht stark genug, in Mailand den alten Glanz des Daseins zu verwischen. Er vermochte weder die Kunstfertigkeit und Industrie ganz zu untergraben, noch die heitere Lebenslust aus der Gesellschaft zu bannen. Die alte Uebung in allen Zweigen der Gewerbthätigkeit füllte noch immer die Märkte mit soliden und geschmackvollen Waaren; die Bank- und Handelshäuser bewahrten noch immer ihre Verbindungen, ihren ausgedehnten Credit; die Fruchtbarkeit des Bodens lud noch immer zum fleißigen und lohnenden Anbau der Felder ein; der ererbte Reichthum erhielt sich noch immer in vielen vornehmen Geschlechtern. Die Gewandtheit, die leichten graziösen Manieren, die gesellschaftlichen Gaben der mailändischen Cavaliere fanden in ganz Europa Anerkennung und Bewunderung; in den eleganten Carossen und Prunkgewändern, in denen sie sich auf den Straßen und freien Plätzen zu zeigen liebten, entfalteten sie noch immer den Glanz und den Wohlstand, der seit Jahrhunderten in Mailand zu Hause war und oft den Neid anderer Völker erregt hatte. Im Reiten, Tanzen, Fechten, in allen Künsten der Geselligkeit waren die Mailänder Cavaliere Meister; durch Anmuth und

Grazie erhöhten die Frauen die Reize ihrer schönen Gestalten und Züge.

d. Historischer Charakter Italiens.

Der Deutsche, welcher die Lombardei bereist und die Vergangenheit beider Länder im Gedächtniß hat, wird sich leicht versucht fühlen, einen vergleichenden Rückblick auf den historischen und culturellen Entwicklungsgang der germanischen und apenninischen Staatenwelt zu werfen.

Das schöne städtereiche Land zwischen Alpen und Apenninen, an der ligurischen Küste und an den Mündungen des Po und der Brenta theilte mit dem deutschen Reich, an das es locker geknüpft war, das Geschick der politischen Zerrissenheit, nur daß in Italien die dynastischen Gewalten, die sich aus der Lehensabhängigkeit des Kaiserthums oder der Kirche allmählich zur Selbständigkeit oder doch zu einer halb souveränen Stellung emporarbeiteten, mit den Stadtgemeinden zusammenwuchsen und gleich den Tyrannen des Alterthums äußerlich glänzende monarchische Zwingherrschaften bildeten, während in Deutschland der Herrenstand dem Bürgerthum der Städte feindlich entgegentrat und die fürstliche Landeshoheit sich im Gegensatz zu den städtischen Gemeinwesen des Reichs entwickelte. Die lombardischen Städte hatten am meisten zur Schwächung des Kaiserthums beigetragen; aber während sie ihre Kräfte aufrieben, um das leichte Joch des kaiserlichen Regiments abzustreifen, arbeiteten sie nur für den Ehrgeiz und die Herrschsucht einiger Großen, welche den ermüdeten Schnittern die Ernte abnahmen. In Deutschland stiegen die Stadtgemeinden im Schatten der Kaisermacht zur Freiheit auf, in Ober- und Mittelitalien wurden sie Grundsteine einheitlicher Dynastien, fürstlicher Gewaltherrschaften ohne ständische Rechte und Freiheiten. Wenn die großartigen Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum um die Weltherrschaft der freiheitlichen Entwicklung der Communen zu Statten kamen und einen energischen Aufschwung aller Kräfte und Thätigkeiten erzeugten, so schufen gleichzeitig die eben damals entstehenden Parteischeidungen der Guelfen und Ghibellinen und die zwischen diesen entbrennenden Bürgerkriege doch auch militärischen Geist und kriegerische Sitten und Institute, welche die Entstehung auf die Gewalt der Waffen gegründeter despotischer Herrschaften beförderten.

In allen diesen Staaten finden wir das geschichtliche Leben von blutigen Parteikämpfen und Bürgerkriegen, von Thaten wilder Leidenschaft und Tyrannei, von Willkürhandlungen, Rachsucht und Frevelsinn durchzogen; ein ruhiges Dasein unter dem Schutz der Gesetze war für jene aufgeregte Welt ein unbekanntes Gut. Nach unseren Begriffen von staatlicher Ordnung und von Herrschaft des Rechts über Alle erscheint ein Zustand, wie er in dem mittelalterlichen Italien heimisch war, unerträglich; aber es ist eine bekannte Thatsache, wie wenig durch die bürgerlichen Kämpfe das Gedeihen der Nation im Allgemeinen, die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie, im gesammten Culturleben gehemmt und gestört wurden. Unter allen Aufregungen und Unruhen, unter Feldzügen, Belagerungen und Waffenthaten wurden Handel und Schifffahrt eifrig betrieben, wurden Landstraßen, Canäle und Häfen angelegt, wurden Kirchen und Paläste aufgeführt, wurden die gesellschaftlichen Umgangsformen in vornehmer Weise ausgebildet und die häuslichen und öffentlichen Feste mit fürstlicher Pracht, mit Kunst und Eleganz gefeiert. Die Gefahren weckten den Mannesmuth, die Aufregungen schärften die Energie und Geisteskraft, die Unsicherheit des Daseins reizte die Menschen, die sonnigen Tage durch heiteren Lebensgenuß zu verschönern. Mitten unter dem Waffenlärm zeitigte das geistige Leben die herrlichsten Blüthen und Früchte, schufen Fleiß und Genie wunderbare Kunstwerke, bahnte der kühne Muth seefahrender Männer neue Handelswege und führte die Erzeugnisse ferner Länder auf die zu Weltmärkten aufsteigenden Emporien des Mittelmeeres. An den Höfen der Stadtherren, in den Palästen der patricischen Kaufmannschaft entfaltete sich ein glänzendes Leben voll Pracht und Ueppigkeit, voll Luxus und Sinneslust, aber gehoben durch Kunstliebe, durch Bewunderung für das Alterthum, durch Geschmack für die Schöpfungen des Genius. Es war eine reiche Welt, in der die Individualitäten der Menschen in scharfer Ausprägung hervortraten, in der noch nicht der Schliff gleichmachender Politur die persönliche Eigenthümlichkeit verhüllte oder verwischte, in der die einzelnen Seelenrichtungen unvermittelt und unverbunden neben einander herliefen und ohne die Macht der Convenienz noch in ursprünglicher Natürlichkeit zu Tage traten.

Jene mailändischen Visconti, welche ihre Feinde mit erbarmungsloser Grausamkeit niederwarfen und durch die Schrecken einer Gewaltherrschaft voll schauderhafter Peinigungen jede politische Be-

wegung, jede revolutionäre Anwandlung zu verhindern suchten, welche Gift und Dolch, Treulosigkeit, Hinterlist und Verrath als nothwendige Mittel ihrer despotischen Herrschaft betrachteten und über Gut und Leben ihrer Unterthanen mit tyrannischer Willkür schalteten, unterhielten mit Petrarca die freundschaftlichsten Beziehungen und gebrauchten ihn zu wichtigen diplomatischen Verhandlungen und Staatsgeschäften, ergötzten sich an den Erzeugnissen der Dichtkunst und machten wohl selbst poetische Versuche, rechneten es sich zur höchsten Ehre an, als Gönner und Förderer der Künste und Wissenschaften, der Cultur und Literatur gerühmt zu werden. Sie gründeten in Pavia eine Universität, die als Pflanzstätte edler Geistesthätigkeit mit Bologna, Paris und Prag wetteifern sollte, und sparten weder Mühe noch Kosten, gelehrte Männer für dieselbe zu gewinnen. Im Gefühle der Unsicherheit ihrer Macht suchten die regierenden Geschlechter die Zeit ihrer Herrschaft durch ausgelassene Lust, durch raffinirte Genüsse auszunützen. Aber dieser Hang war auch wieder die Quelle herrlicher Kunstschöpfungen, feinerer Lebensformen, industrieller Regsamkeit. Wie in der pyrenäischen Halbinsel, gaben auch an den italienischen Höfen die galanten Verhältnisse, der lüsterne Frauenverkehr, die Verführung, die Nachstellungen und Angriffe auf die Keuschheit, die Verlockungen zur Untreue und zu unerlaubten Liebesgenüssen viele Veranlassungen zu tief einschneidenden Zerwürfnissen, zu dunkeln Frevelthaten und zu Handlungen der Rache. Nirgends wurde der Dienst der Venus eifriger gepflegt, als im üppigen Lande Italien, und wie im alten Rom mit dem Namen Lucretia und Virginia große Staatsumwälzungen verknüpft sind, so führten auch in Neapel, Venedig und Mailand geschlechtliche Beziehungen manche erschütternde Katastrophe herbei.

Im Mittelalter nannte man Italien ein „Grab der Deutschen". In späteren Jahrhunderten konnte man es als „Grab der Spanier und der Franzosen" bezeichnen. Die Aepfel der Hesperiden werden nicht ohne Gefahren gebrochen! Wie viele Städte und Dörfer, vor denen wir von Mailand bis Venedig vorbeifuhren, oder in denen wir einkehrten, erinnerten mich an Schlachtfelder und gewaltige Kämpfe, durch welche ihre Namen in die Annalen der Geschichte eingetragen sind! Zwei große Erscheinungen sind durch die Romfahrten der deutschen Kaiser in das öffentliche Leben der Völker eingefügt worden: die bürgerliche Freiheit und republicanische Selbstverwaltung der Communen in Oberitalien und die Herrschaft des Pontificats und der Hierarchie

über die Christenheit. In den lombardischen Städten der Po-Ebene hat sich im Laufe der Zeit eine Bevölkerung herangebildet, in der germanische Kraft und romanische Lebhaftigkeit vereinigt einen Nationalcharakter erzeugten, durch welchen der lombardische Stamm sich mit so marcanten Zügen in die Weltgeschichte einzeichnete. Individuelle Freiheit und föderatives Staatswesen waren die Zielpunkte des Handelns und Strebens. Diese Güter errangen und behaupteten die lombardischen Gemeinwesen mit ihrem Herzblute gegen die weltliche Macht wie gegen die absolute Kirchengewalt des Pontificats. Wie oft und hartnäckig vertheidigten sie ihre Freiheit und ihre Autonomie sowohl gegen die cäsarische Autorität, wie gegen die Suprematie des römischen Kirchenhauptes! Sechs Jahrhunderte hatten die Lombarden zum Arianismus gehalten, ehe sie in den Schoß der allgemeinen katholischen Welt eingeführt wurden, aber es hat sich oft bewahrheitet, daß Völker und Einzelne niemals ganz die Jugendeindrücke abwerfen. Die Glaubensform, in welche ein Mensch oder ein Volk durch Geburt und Erziehung eingeweiht ist, wird nie mit allen Wurzeln aus der Seele gerissen, auch wenn Zeitverhältnisse, oder wenn äußerliche oder innerliche Einflüsse eine religiöse Wandlung herbeiführen. Die Päpste aber, die sich als die Erben der altrömischen Imperatoren ansahen, erlangten in den Kämpfen wider die deutschen Kaiser die Weltherrschaft und zwangen alle Gläubigen, vor ihnen die Kniee zu beugen. Sie betrachteten das Imperium als ihr ererbtes Eigenthum, das sie lehnsweise an Andere übertrugen, damit diese in ihrem Dienst und Auftrag die Hoheit und Autorität der Kirche mit dem Schwerte schirmten. Die Ottonen und die Friedriche bekämpften diese neue Weltherrschaft Roms; als aber das edle Geschlecht der Staufer in diesem Kampfe verblutet hatte, beugten sich ihre Nachfolger der geistlichen Gewalt. Der Versuch des ritterlichen Luxemburgers Heinrich VII., das verlorene Kleinod wieder in die Kaiserkrone einzufügen, hatte keinen Erfolg, obwohl der Dichter Dante das italienische Nationalgefühl zu seinem Beistande aufrief und die Idee des Kaiserthums als des heiligen Schirmers von Recht und Freiheit in der klangvollen Landessprache verherrlichte. Die Habsburger vermochten der absoluten Autorität des Papstthums kein Gegengewicht zu schaffen. Die großen Concilien zerrannen erfolglos. Die Tiara trug den Sieg davon, aber nicht durch die innere Kraft der Wahrheit und des Glaubens, sondern durch weltliche Mittel. Der höchste Triumph des Pontificats war zugleich der Anfang des Verfalles der Kirche.

e. Von Venedig nach Bologna.

Solche und ähnliche Betrachtungen gingen mir durch den Kopf, als wir von Mailand über Verona fuhren und dann von Venedig über Padua, Ferrara, Ravenna und Bologna nach Rom. Wie oft wünschte ich etwas von der genialen Dichterkraft Lord Byron's zu besitzen, um über die Städte, welche er in seinem „Childe Harold" nicht erwähnte, einige Funken seiner Geistesblitze ausstrahlen zu lassen! Es ist eine Bereicherung des Genusses, wenn man neben und hinter den Reisebüchern noch ein historisches Material in sich trägt, das nur dem schriftkundigen Wanderer Ereignisse vorführt, die nicht der Gegenwart, sondern der geschichtlichen Vergangenheit angehören. Die Natur mag die Gegend noch so sehr mit ihren Reizen geschmückt haben, die Werke der Kunst mögen noch so sehr das Auge entzücken: wenn nicht Geschichte und Poesie dazu treten, die Phantasie nicht mit unsichtbaren Bildern und Scenen die Rahmen ausfüllt, ist der Eindruck nur mangelhaft und vorübergehend. Entrollen nicht die Blätter der Geschichte ein historisches Gemälde in hohem Stil von tiefgreifender Wirkung aus den Tagen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, von Begebenheiten und Namen, die dem Gedächtniß der Nachgebornen entschwunden wären? Dante gedachte bei dem Namen Mantua Virgil's; den Franzosen kommen dabei die Großthaten Napoleon's in den ersten Tagen seiner Herrscherlaufbahn in den Sinn, und den Deutschen fällt vielleicht das Gedicht von Mosen ein: „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war".

Verona an dem brausenden Etschfluß ist die Pforte zum nordöstlichen Italien. In den Tagen Odoaker's und Theoderich's legte man der Stadt den deutschen Namen „Bern" bei. Von ihr führte in der epischen Sagendichtung der Gothenkönig, in dessen Person sich die Kraft und Hoheit eines germanischen Heerkönigs mit der entarteten und hinwelkenden Cultur der römischen Cäsarenwelt, die religiösen Glaubensformen des Arius und Athanasius berührten, mischten und abstießen, den Namen „Dietrich von Bern". Als charakteristische Monumente der römischen und germanischen Culturwelt, des hinsinkenden Alterthums und beginnenden Mittelalters steht in Verona das merkwürdige Amphitheater und in Ravenna das Riesengrab des Gothenfürsten, aus mächtigen Quadersteinen aufgeführt; jenes ein symbolischer Zeuge einer verwilderten Gemüthsart in Mitten einer raffinirten Civilisation und Schaulust; das einfache, kunstlose Mausoleum ein

Denkmal heroischer Kraft und derber Naturwüchsigkeit. In dieser Kaiserresidenz der letzten Jahrhunderte des hinsinkenden Römerreiches wurde der Gothenkrieg geplant und vorbereitet, welcher den Schöpfungen Theoderich's ein Ende machen und die heidnisch-christlichen Vorstellungen des Arianismus zu Fall bringen sollte. Bald nach dem Tode des großen Ostgothenkönigs wurde die Asche des „fluchwürdigen Ketzers", die seine edle Tochter Amalasuntha in einer Porphyrvase unter dem mächtigen Granitblock verborgen hatte, aus dem Riesensteine herausgeworfen und in alle Winde zerstreut; aber auch das leere Mausoleum blieb ein redendes Denkmal, und in jenem weisen und starken Amelungen „Dietrich von Bern", der im Heldenlied und in der Sage von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hat, erkannten die Nachgebornen die hohe und ernste Gestalt des großen deutschen Friedensfürsten.

Noch eindringlicher zeigt sich der Contrast in Ravenna selbst, wenn man mit der gewaltigen Todtengruft des Gothenheros den Bilderschmuck der Kirchen aus den letzten Jahrhunderten des römischen Imperiums vergleicht, wo die Gestalten der Himmlischen und Heiligen einem Hofstaate ähnlich sind, welcher sich um die kaiserlichen Majestäten gruppirt hat. Und gleicht denn nicht in Wirklichkeit der hierarchische Bau des vierten bis sechsten Jahrhunderts einem Hofstaat von Auserwählten, mit einer Heiligenglorie umgeben? Ravenna selbst hat Lord Byron nicht in die Schilderungen seines „Childe Harold" aufgenommen, obwohl man dort noch jetzt die Zimmer zeigt, die er bei der ihm befreundeten Familie Guiccioli im Verkehr mit der reizenden Dame dieses Hauses längere Zeit bewohnt hat. Und doch trägt die einstige Hauptstadt des römischen Reiches, welche in den letzten Jahrhunderten der Cäsarenherrschaft eine so bedeutende Rolle gespielt hat, noch denkwürdige Spuren ihrer dereinstigen Größe und Wichtigkeit. Alles, was das Alterthum geschaffen, fesselt die Phantasie und das Interesse der Nachgeborenen, auch wenn es die Macht der Zeit dem Verfall zuführt. Die Stadt Ravenna ist tief herabgestiegen von der Höhe, die sie einst als Cäsarenstadt eingenommen; aber wenn man durch die verödeten Straßen geht und die Monumente vergangener Herrlichkeit anschaut, erhält man einen Begriff, daß man auf klassischem Boden weilt. Allenthalben begegnet man den Spuren der Uebergangszeit vom Alterthum zum Mittelalter, der Zeit von Honorius, Stilicho, Theoderich. Wohl in keiner Stadt hat sich diese interessante Zeit so unverwischt erhalten wie hier, gerade weil sich

kein neues Leben entwickelt hat, kein Hof, kein hierarchisches Gepränge neueren Stiles.

Wie Ravenna noch die Pracht und Herrlichkeit des dahinsinkenden Imperatorenreiches ahnen läßt, so wird man in Venedig auf Schritt und Tritt an die stolzen Nobili erinnert, welche einst das adriatische Meer und den Archipelagus beherrscht, die Schätze und Kunstwerke Constantinopels und des syrischen Landes in ihre Heimath geführt und durch glänzende Paläste Zeugnisse ihrer Macht, ihres Reichthumes und ihres Geschmackes hinterlassen haben. Stand denn nicht bis in unser Jahrhundert die Lagunenstadt gleich einem orientalischen Märchen, in Stein gebaut und mit wunderbarem architektonischen Schmuck bereichert, über den Wassern, einer mächtigen Kriegsflotte vor Anker vergleichbar? Der sinnige Reisende, welcher auf einer Gondel zum erstenmal den großen Canal durchschifft, wird von Gefühlen beschlichen werden, wie sie der Dichter Platen empfand, als er die Verse schrieb:

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Aber wie sehr immer die Paläste und hohen Bauwerke die Spuren des Verfalls und den herabgekommenen Zustand der dermaligen Bevölkerung verrathen, dank dem conservativen Geist und Familienstolz der alten Aristokratengeschlechter bewahrt die ehemalige Republik Venezia noch Monumente und Ueberreste aus ihrer Vergangenheit, wie sie kaum eine andere Stadt aufzuweisen hat.

Bisher hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, in das moderne Kunstgebiet einzudringen. Erst in Mailand und Venedig lernte ich durch eigenes Anschauen den Eindruck schöner und edler Gemälde auf Geist und Gemüth kennen, erfuhr ich in der eigenen Seele, was ich bisher nur in Büchern gelesen hatte. Ich war nun eifrig beflissen, durch Studium und sorgfältiges Beobachten der berühmtesten Bilder in den Kirchen und Galerien mir ein Urtheil und Verständniß zu bilden über den Charakter und den Stil der Künstler, über die vorherrschenden Ideen und Richtungen der Zeiten und Schulen, über die Eigenthümlichkeiten der Meister in Gestaltung ihrer Ideale, über die Anwendung von Farbe und Form. Dabei glaubte ich eine Aehnlichkeit zu finden zwischen der bildenden Kunst und der Geschichtschreibung. Der Historiker und der Künstler müssen die Welt,

welcher sie ihre Stoffe entnehmen, in ihre Phantasie mit Freiheit aufnehmen, sie ideal gestalten, sie verklärt wieder ausströmen und darstellen. Die naturgetreue Abspiegelung einer historischen Scene oder einer charaktervollen Landschaft allein kann zwar zu einem kräftigen Realismus und Naturalismus führen, erreicht aber nie die Höhe künstlerischer Vollendung.

Wer zum erstenmale von dem Marcusplatz aus seinen Blick über die Wasserstadt schweifen läßt, wird mit einem Gefühl staunender Bewunderung erfüllt. In der Marcuskirche mit den vier berühmten Rossen von Bronze über dem Portale, und in dem Dogenpalaste mit seinen weiten Räumen ist ein großes Stück Weltgeschichte verkörpert. Die Thaten eines großen Geschlechts sind in steinernen Monumenten eingegraben. Ist es da zu verwundern, daß von jeher Schriftsteller aller Art, daß Dichter und Historiker aus dem reichen Schatze des geschichtlichen Lebens in Venedig die Stoffe für ihre Phantasie, für ihre Kunst und Darstellung genommen haben! Alle Nationen fühlten sich von der Wunderstadt angezogen und wetteiferten mit einander in Werken der Kunst und Poesie, welcher das venetianische Leben und die Schicksale der Republik die Stoffe lieferten. Welcher sinnige Reisende wird nicht den Gefühlen zustimmen, die Lord Byron in seiner ergreifenden Dichtung „Childe Harold" so reizend beschreibt:

Ich schaute von Venedigs Seufzerbogen,
Ein Kerker, ein Palast zu jeder Hand;
Ich sah die Bauten steigen aus den Wogen
Wie Zaub'rers Blendwerk; ein Jahrtausend stand
Vor mir, die dunkeln Fügel ausgespannt;
Sterbender Glanz umfloß die siegsgewohnte
Versunk'ne Zeit, da manch' bezwung'nes Land
Dem Marmorsitz des Flügellöwen frohnte,
Wo stolz Venezia auf hundert Inseln thronte.

Was Lord Byron empfand, als er auf dem Marcusplatze die stolzen Prachtwerke bewunderte und dabei der Vergänglichkeit alles Hohen und der traurigen Gegenwart gedachte, war auch noch zu meiner Zeit zutreffend, denn der Tag der Auferstehung war noch nicht gekommen:

Sanct Marcus Leu, wo er gestanden hat,
Steht er, doch nur vergang'ner Macht zum Hohne,
Am stolzen Platze, wo ein Kaiser bat,
Als noch, bestaunt von manchem Königssohne,
Venedig Fürstin war mit Schätzen jeder Zone.

Jetzt stampft ein Kaiser, wo ein Kaiser kniete,
Oestreich regiert, wo Schwaben flehend stand;
Zerstückelt sind die fürstlichen Gebiete,
Gekrönte Städt' umklirret Eisenband;
Kaum hat ein Volk den Mittagsschein gekannt,
So schmilzt es von den Höh'n des Siegs und fällt,
Wie die Lawine von der Alpenwand.
Nur eine Stunde leb', o greiser Held,
Du blinder Dandolo, der einst Byzanz gefällt.

Eine solche Stunde kam auch für Venedig, als der britische Dichter längst im fernen Griechenland seine freiheitbegeisterte Seele ausgehaucht hatte. Freilich kam die Stunde der Befreiung Italiens nicht aus Venedig. Die Bürger der Lagunenstadt hatten im langen Kampfe ihren früheren Kriegsruhm und ihre Heldenkraft eingebüßt. Kein Dandolo war der Gründer der italienischen Einheit und Selbständigkeit, sondern ein Sohn des Volksstammes, der am Fuße der Alpen noch das Mark des Nordens nicht eingebüßt und nie das Joch der Fremdherrschaft getragen hatte.

Wer erinnert sich nicht noch der Tage vom Jahre 1866, als König Victor Emanuel im Bunde mit Preußen Venetien dem österreichischen Kaiserhause entriß! Als die Bevölkerung durch eine allgemeine Volksabstimmung den festen Willen kund gab, mit dem übrigen Italien unter König Victor Emanuel vereinigt zu werden, hielt dieser im October 1866 seinen Einzug in die berühmte Lagunenstadt. Mit dem feierlichen Huldigungsact auf dem prachtvollen Marcusplatz der herrlich geschmückten Wasserstadt der Paläste, da wo einst Friedrich Barbarossa vor dem Papst Alexander III. gekniet, schloß Italiens Einigungswerk eine Handlung, die durch den äußeren Glanz, wie durch die Begeisterung und gehobene Seelenstimmung des Volkes dem ganzen wunderbaren Ereigniß Charakter und Siegel aufdrückte. So wechselvoll sind die Geschicke der Menschen und Völker. Victor Emanuel, kein bedeutender Fürst, wenn auch nicht ohne militärische Tugend, erntete mühelos ein, was der größte Hohenstaufe nicht erringen konnte.

Wenn die Romantik, wie früher angedeutet ward, die Schöpfungen des Mittelalters und die nationalen Güter und Errungenschaften gegenüber der modernen Verstandes- und Geschmacksbildung des 18. Jahrhunderts zu hüten und zu schützen hatte, so trat diese Tendenz besonders in dem Kunstleben hervor. Aus Italien holten die

deutschen Romantiker die Waffen, womit sie die französische Unnatur und verschnörkelte Ziererei bekämpften und aus dem Feld schlugen. Sie gingen auf die großen Meister der Renaissance zurück, und ihre Schöpfungen waren wirksam genug, um bald in die gesammte Künstlerwelt Europa's einzudringen. Aber wie sehr griffen Diejenigen unter ihnen fehl, welche das Princip aufstellten, in den großen Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts lägen schon die Keime der Entartung und des Verfalls verborgen, man müsse, wolle man den Irrweg vermeiden, die Künstler der früheren Generationen zum Vorbilde nehmen. Hatten die Meister der Renaissance ihre Aufgabe darin erblickt, den Himmel auf die Erde herabzuziehen, die religiösen Gebilde der Wirklichkeit näher zu führen und sie zur Veredlung und Erhebung der Menschheit zu verwerthen, so gingen Manche der modernen Romantiker auf die typischen Gestalten der alten Heiligen oder auf die allegorischen Mysterien der Kirche zurück und gefielen sich in der Darstellung von Gebilden ohne ein reicheres Seelenleben, ohne ausdrucksvollere Physiognomien. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" waren nicht geeignet, für die moderne Kunstübung einen wahren Canon zu schaffen. Die wahren Musterbilder haben Leonardo da Vinci, Raphael, Tizian und Michelangelo geschaffen, indem sie die Wirklichkeit idealisirten und die metaphysischen Gebilde der Religion in die irdische Menschenwelt einkleideten, das Himmlische in der sinnlichen Menschengestalt zurückstrahlen ließen.

Auch jene Richtung der Romantik war ein Irrweg, welche von dem Grundsatz ausging, die Kunst müsse mit der Natur in ihrer Schöpferkraft übereinstimmen und wie diese Alles zur Darstellung bringen, sei es schön oder häßlich, wohlgefällig oder abstoßend. Man hat die Malerei und die Plastik stets zu den schönen Künsten gerechnet, und dieser Charakter darf in den künstlerischen Productionen niemals in den Hintergrund treten oder verschwinden. Die Natur in ihrer siegreichen, Alles überwältigenden Macht und Majestät darf und kann aus ihrem Schoße Schönes und Häßliches zugleich hervorgehen lassen, aber der menschliche Genius muß, so lange er in Körperschranken weilt, nur wiedergeben, was über dem Gemeinen und Vergänglichen liegt.

Wenn Byron bei dem Anblick von Venedig von Bewunderung und Mitleid erfüllt ist und in elegischen Versen das Loos des Schönen auf der Erde beklagt, so empfindet er bei dem Eintritt in Ferrara ein

Gefühl des Unwillens über das Fürstengeschlecht, welches den großen Dichter Tasso durch unwürdige Behandlung zum Wahnsinn trieb:

Ferrara! Gras deckt deine Straßen nun,
Doch zeigt dein Bau, daß nicht zur Einsamkeit
Du einst bestimmt! Es scheint ein Fluch zu ruh'n
Auf Este's Sitz und alter Herrlichkeit,
Die hier gewaltet in der vor'gen Zeit.

Die Oede der Stadt fiel auch mir auf, als wir einfuhren, aber aus Goethe's Drama „Tasso" trug ich ein freundlicheres Bild von dem vornehmen, kunstliebenden Fürstenhof im Gedächtniß. Freilich fand ich keine Spur mehr von der verherrlichenden Schilderung Goethe's, wenn er Leonoren sprechen läßt:

Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

Der Verfall der späteren Zeit rührt nicht von dem Fürstenhaus Este her, sondern von der päpstlichen Herrschaft, welche alle Blüthen knickte und die Hand des Todes auf die alte Culturstätte legte. Das weite, bethürmte Schloß in seiner massenhaften Structur ist ein getreues Abbild der alten Größe und der späteren Verödung. Der Sänger des befreiten Jerusalem wurde freilich von dem Herzog Alphonso Jahre lang in dem großen Gefängniß gehalten, das noch jetzt sichtbar ist, aber der Grund dieser Verhaftung lag nicht in der Tyrannei des Herzogs, sondern in der überspannten Natur des Dichters, die zeitweilige Geistesstörung herbeiführte und ihm nicht das Loos seines Rivalen Ariosto zu Theil werden ließ, der an demselben Hofe den alten Sagenstoff vom rasenden Roland dichterisch behandelte, mehr im Geiste heiterer Ironie und Skepsis, als mit epischem Ernste. Tasso blieb auch da, wo es praktischen Verstand galt, ein Dichter. Immer nach dem Höchsten strebend, jedem Gefühl mit leidenschaftlicher Schwärmerei sich hingebend, mit seinem naiven Kindersinn, der ihn ganz in seiner Phantasiewelt heimisch werden ließ, einsam dastehend unter dem zweideutigen lüsternen Geschlecht der zeitgenössischen Dichter, dabei aber zugleich auch wieder mit starkem

Selbstgefühl begabt, so ehrgeizig, anspruchsvoll und empfindlich wie je ein Künstler, unfähig vor Allem, den gesellschaftlichen Gesetzen und Gebräuchen seinen Idealismus unterzuordnen, erscheint er zu einem tragischen Loose fast wie prädestinirt. Seine Lebensgeschichte begann glänzend und verheißungsreich, aber gerade diese frühe Verwöhnung durch das Glück hat neben seinem zarten und reizbaren Nervensystem seinen Untergang verschuldet. Goethe läßt den tragischen Ausgang des Dichters in schonender Weise errathen. In Rom bestieg ich das Kloster Onofrio, wo der unglückliche Dichter seine letzten Tage verlebte und den erlösenden Tod fand. Auf der Anhöhe zeigte man Jahrhunderte lang die „Tasso-Eiche", an der Stätte, wo er mit dem verdüsterten Blick auf die ewige Stadt unter seinen Füßen sah, und noch jetzt ist das Klosterzimmer erhalten, wo der Unglückliche seine letzte Lebenszeit hingebracht und unter der Pflege der Mönche gestorben ist. Seine Büste und ein Wandgemälde zieren noch das Gemach, und ein Brief nebst anderen Reliquien halten die Erinnerung an ihn aufrecht.

Der von dem Hause Este geförderten Bildung und freieren Geistesrichtung ist es wohl auch zuzuschreiben, daß in Ferrara in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Reformation verheißungsvolle Ansätze machte. Renata, die Gemahlin des Herzogs Ercole II., eine Tochter Frankreichs, neigte der neuen Glaubensform eifrig und ernsthaft zu und begünstigte die Gelehrten, welche sich zu den Grundsätzen Luther's bekannten und denselben in Italien Verbreitung zu schaffen suchten. Sie berief Calvin aus Genf und den Psalmendichter Clement Marot aus ihrem Geburtslande an ihren Hof. Auch Olympia Morata, welche in Heidelberg lehrte und dichtete und in jungen Jahren daselbst starb, stammte aus Ferrara. Aber die reformatorischen Keime, welche Renata in den fruchtbaren Boden eingesenkt, wurden nach ihrem Tode durch den päpstlichen und hierarchischen Fanatismus erstickt.

Eine andere Fürstin, von deren Lebenswandel die römische Welt und Literatur einst viel Schlimmes zu sagen wußte, verbrachte einige Jahrzehnte vor Renata ihre späteren Lebensjahre in Ferrara als Herzogin — Lucrezia Borgia, die in der Scandalliteratur als eine der Verworfensten ihres Geschlechts, als die „Heldin des Dolches und Giftes" geschildert wird. Die Bosheit und Verleumdungssucht mag viel Unwahres, Uebertriebenes, Lasterhaftes auf ihr Haupt gesammelt haben; aber die Zeit, der Hof, das Volk waren so schlimm, daß die

ärgsten Greuel, die sündhafteste Wollust geglaubt werden konnten. Der Vater, Papst Alexander VI., war ihr mit großer Vorliebe zugethan und widmete ihr sein ganzes Vertrauen. Mit Klugheit und Geistesgegenwart benutzte sie ihren Einfluß im Vatican. In ihren späteren Jahren, als sie der römischen Atmosphäre entrückt, als Herzogin von Ferrara die Welt durch ihr anmuthiges Wesen und ihren gebildeten Geist entzückte, so daß sie von Dichtern und Staatsmännern gefeiert ward, mag sie durch ihren Lebenswandel keinen Anstoß mehr gegeben haben, und die poetischen Lobeserhebungen eines Bembo und Ariosto können gerechtfertigt gewesen sein; aber zur Zeit ihrer jugendlichen Sinnlichkeit hat ihre Anwesenheit am päpstlichen Hofe, haben ihre freien Sitten, ihre Weltlust, ihr weiblicher Einfluß auf das öffentliche und gesellschaftliche Leben nicht wenig zu dem schlimmen Ruf beigetragen, in dem das Pontificat Alexander's VI. und der Name Borgia auf die Nachwelt gekommen sind.

In der Umgebung von Bologna empfängt man so recht den Eindruck echt italienischer Landschaft und in der Stadt selbst einen Begriff von der historischen Größe der Halbinsel, von den Wechselfällen, welche Land und Volk seit den Tagen der Römer bis zur Gegenwart durchlaufen haben. Einst eine der Hauptstädte der Etrusker, hat sie im Laufe der Jahrhunderte allerlei Volkselemente verschiedenen Bluts und Ursprungs in sich aufgenommen und einen fast kosmopolitischen Charakter empfangen, der sich noch heute erkennen läßt. Bei allen Völkerzügen und inneren Parteikämpfen wurde Bologna in Mitleidenschaft gezogen; außer Rom und Florenz hat kaum eine andere Stadt eine so bewegte geschichtliche Vergangenheit, und auch in dem Culturleben und der Kunstrichtung läßt sich der kosmopolitische Charakter erkennen. Die hohe Schule in Bologna war im Mittelalter die Lehrmeisterin des römischen Rechts, das von ihr aus seinen Weg durch ganz Europa nahm. Nur in einer Stadt von so gemischter Abstammung konnte auch eine Malerei entstehen, welche die Vorbilder der älteren großen Meister geistig in sich verarbeitete und ihre Hauptzüge in einer eigenen Schule zusammenfaßte, die man als Eklekticismus bezeichnete. Wie viele Bestandtheile auch diese Schule in ihren Productionen wiederspiegelt, sie sind dennoch kein zusammengesetztes Flickwerk, sondern Erzeugnisse eines originalen Genius, von welchem Jeder das seiner Natur Entsprechende in sich aufnahm und ausstrahlte. Wenn auch die in der großen Galerie gesammelten Gemälde der drei Carracci, eines Guido Reni und

Dominichino weit zurückstehen an Werth und Schönheit hinter der heiligen Cäcilia, dem Meisterwerk des großen Raphael, so enthalten sie doch eigenthümliche Reize und anziehende Lebensfülle. Gerade weil sie aus ihren Vorbildern die ihrem Wesen zusagenden Eigenthümlichkeiten in sich concentrirten, vermieden sie die Einseitigkeit einer nach bestimmten Regeln und Vorschriften handelnden Schule und geriethen zu einem gesunden Realismus. Freilich gibt Caravaccio das Beispiel, daß man bei einer Vermischung hervorstechender Züge und Eigenheiten auch zum Extrem, zum Wilden und Leidenschaftlichen gelangen kann, daß man leicht in einen Naturalismus geräth, bei welchem die Spuren idealer Schönheit hinter dem Excentrischen und Furchtbaren zurückstehen.

f. Florenz. Dante. Machiavelli. Savonarola.

Florenz, die reizend gelegene Hauptstadt Toscana's, führte im Mittelalter bis tief in die neuere Zeit herab die Hegemonie auf allen Gebieten des geistigen Schaffens wie des öffentlichen Lebens. Wie einst im alten Hellas Athen, so war in der romanischen Halbinsel die Arnostadt Jahrhunderte lang der Herd des heiligen Feuers, das seine Strahlen über das peninsularische Land, ja über ganz Europa ausgoß. Toscana ist das Herz Italiens seit dem Untergang des Römerreichs. Als von Turin aus das neue Königreich Italien gegründet ward, da ersah man Anfangs mit richtigem Blick Florenz zur Hauptstadt. Dieser Ehrenrang gebührte der Arnostadt in höherem Grade als Rom, dessen Größe und Bedeutung der antiken oder mittelalterlichen Welt angehört; aber die romantische Idee Garibaldi's und seiner Genossen trug den Sieg davon. Nur vom Capitolium aus sollte Italien beherrscht werden. Aber wie oft ist ein großer Name nur ein Blendwerk. Die Vergangenheit, in die Gegenwart verpflanzt, bietet stets ein fremdartiges Bild dar. Roma capitale war bisher ein Januskopf; als königliche Residenz wird die Zukunftseite bald vorwiegen, bis die Vergangenheit nur noch in den Geschichtsbüchern lebt.

Indessen hatte die Verlegung der Residenz, zuerst von Turin nach Florenz, dann nach Rom, die sich mehr durch eine populäre Phrase als durch politische Berechnung vollzog, auch mancherlei Vortheile. Sie erleichterte und beschleunigte das Werk der Einigung. Wie die Geburt eines Menschen nicht ohne Schmerzen

abgeht, so auch die Geburt eines Staates, der Uebergang zur nationalen Einheit. Zu diesen geburtsschmerzlichen Actionen gehörte auch die Frage, wo die neue einheitliche Regierung ihren dauernden Sitz haben solle.

Es ist bekannt genug, wie schwer und widerstrebend sich Turin, von wo die Einheitsbestrebungen ihren Ausgang nahmen, in die Nothwendigkeit gefügt hat, zu dem Range einer Provinzialstadt herabzusteigen. Auch Florenz hat ungern in die Parole Roma capitale eingestimmt. Allein die Tiberstadt mit dem Capitol besaß ein ererbtes geschichtliches Vorrecht, vor dem alle anderen Städte sich willig und ehrerbietig beugten. Dadurch wurde der Neid und die Eifersucht der anderen größeren Communen erstickt und die nationale Einheit erleichtert. Der peinliche Gedanke der südlichen Gebiete, daß sie vom Norden überwunden und unterworfen worden seien, erblaßte mehr und mehr und verschwand endlich. Alle Italiener fühlten sich als Bürger eines nationalen Einheitsstaates. Selbst der Clerus gab in seinem Herzen dem italienischen Nationalgefühl Raum. Das Land, das wie eine schöne Braut Jahrhunderte lang von Reichen und Mächtigen eifersüchtig begehrt, umworben und gewonnen worden, trat jetzt selbst in die Reihe der Mächtigen ein.

Die Geschichte von Florenz, wie sie der große Staatsmann Macchiavelli in dramatischer Entwicklung dargestellt, ist gleichsam ein Spiegelbild im Kleinen von der politischen und socialen Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Ich hatte in Genf das Geschichtswerk des großen Florentiners genau und sorgfältig studirt, wie man die peloponnesische Geschichte des Thukydides zu studiren pflegt. Bei dem Anblick der herrlichen Stadt mit ihren Palästen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, mit dem Dom, der so großartig und kunstreich angelegt ward, daß er nie vollendet und ausgebaut werden konnte, mit den zahlreichen Kirchen und Monumenten gewann ich erst das rechte Verständniß von der historischen Größe und Bedeutung der Republik am Arno.

Nichts ist lohnender als ein Gang durch die Straßen. Florenz ist eine Stadt des Lebens und der Eleganz gegenüber von Rom. Nie habe ich so viele schöne und graciöse Frauen gesehen wie auf den reinlichen, schön gepflasterten Straßen der Arnostadt. Von Bettlern ist kaum eine Spur. Alles ist rein, schön, elegant angezogen, frische Gesichter, mit feurigen Augen, dunkler Hautfarbe und schwarzen Haaren. Auch in den Gebäuden trägt die Stadt einen großartigen

Charakter; der Palazzo Pitti, der Palazzo Riccardi, wo die Mediceer wohnten, und vor Allem der „alte Palast“ und die „Uffizien“ am Signorenplatz sind würdige Denkmäler der alten florentinischen Republik, wo die Kunst und die Politik ihren Sitz hatten. An dem Domplatz, an dem Signorenplatz und am San Marco ist das künstlerische, politische und religiöse Leben der gewaltigen Republik concentrirt gewesen; man kann sich eines erhebenden Gefühles der Ehrfurcht und Bewunderung nicht erwehren, wenn man, die Vergangenheit kennend und überdenkend, an diesen Orten weilt. Die geistreichen und klugen Mediceer mit ihrer Umgebung von Gelehrten und Künstlern; Macchiavelli, der geistvolle, klarblickende Staatsmann; Savonarola, in dem schon ein moderner Demokratenführer verborgen lag, der schwärmerische Prophet und Märtyrer, der bereit war, sein Leben und sein Lebensglück für seine Ideen zu opfern; welche Welt eröffnet sich bei solchen Namen dem sinnenden Beobachter, dem denkenden Geschichtsfreunde, der dem Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes gern nachsinnt und an einen Zusammenhang des Geisteslebens durch alle Zeiten und Geschlechter glaubt! Von dem alten Kloster San Miniato, auf einer Anhöhe gelegen, hat man einen Ausblick auf Stadt und Umgebung, wie man sich ihn nicht reizender denken kann.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich die Eindrücke niederschreiben, welche ich in den fünf bis sechs Tagen unseres Florentiner Aufenthaltes in mich aufgenommen habe. Es ist seitdem ein halbes Jahrhundert verflossen, und dennoch haften diese ersten Eindrücke, die mit überwältigender Macht auf mich einstürmten, noch lebendig in meiner Seele.

Ich hatte bereits in Mailand, Venedig und Bologna Meisterwerke von genialer Künstlerhand gesehen und auf mich einwirken lassen, ich hatte in Parma den hochbegabten Maler Correggio bewundert, aber die Kunstwelt in ihrer Gesammtheit begreift man erst in ihrer vollen Macht in Florenz und Rom. Hier findet man Alles vereinigt, was das hellenische Alterthum, was das christliche Mittelalter, was die großartige productive Kraft der Renaissance in Malerei und Plastik geschaffen. Es ist eine zauberhafte Wunderwelt, in die man eintritt. Unter allen Gebilden der Künstlerhand sind die Werke der Plastik die wirksamsten auf das Menschenherz. Von diesen sah ich jetzt zum erstenmale die bewunderten Schöpfungen des hellenischen Geistes im edelsten Gestein.

Es sind schöne poetische Worte, in welchen Byron die mediceische Venus feiert:

> Da liebt im Stein die Göttin, und die Lüfte
> Erfüllt ihr Liebreiz, und wir athmen ein
> Den Wunderanblick wie Ambrosiadüfte,
> Und dünken uns Unsterbliche zu sein.
> Halb sinkt der Schleier, — strahlt des Himmels Schein?
> Wir steh'n, wir schau'n in diesem Leib und Haupte
> Schönheit, die nie auf Erden mag gedeih'n,
> Und neiden jene Welt, die Götzen glaubte,
> Und doch voll Schöpfergluth dies Bild dem Himmel raubte.

Die mediceische Venus ist, menschlich betrachtet, die schönste von allen Aphrodite-Statuen, aber die Schönheit erscheint in ihr zu sinnlich, zu bewußt, zu coquett; sie ist ein wunderbares Weib an Schönheit und Anmuth. Die capitolinische dagegen, die ich später in Rom kennen lernte, ist der Ausdruck göttlicher Schönheit, eine Göttin in jedem Zug; die Venus von Milo in Paris ist die himmlische, über die Menschen weit hinausgehende Liebe und Schönheit, vor welcher man nur verehren und anbeten kann. In dem kleinen runden Saal, wo die mediceische Venus steht, befinden sich auch die Perlen der Malerei, eine Madonna und mehrere Porträts von Raphael, die berühmte Venus von Tizian, schön, aber keine Göttin, ein Correggio u. A. Die Sammlung der Gemälde ist vortrefflich geordnet, nach Schulen und Nationen und nach der Zeitfolge. Nirgends können junge Künstler mehr Anregung und Belehrung finden, und dennoch fehlt der überwältigende Eindruck, den man in den römischen Sammlungen empfängt.

Der Stolz der florentinischen Galerien ist der Niobidensaal, von echt hellenischem Geiste durchweht, wie die erhabenen Gestalten des Parthenon im britischen Museum. Ich habe von jeher für diese ergreifende Katastrophe des Mythus, diese sophokleische Tragödie in Marmor, den plastisch-symbolischen Ausdruck eines durch höheres Geschick getroffenen und zerschlagenen Geschlechtes, ein besonderes Interesse empfunden. Ich glaube aber nicht, daß alle Statuen, die hier vereinigt zusammengestellt sind, jemals zu einem Ganzen in einem Giebelfeld verbunden waren. Wie vielen Scharfsinn auch die Archäologen zur Begründung dieser Ansicht aufgewendet haben, sie bringen die Masse von sechzehn Figuren zu keiner harmonischen Anordnung.

Ich besuchte alle die Paläste, die noch bis zur Stunde einen welthistorischen Namen tragen, die Kirchen, deren Grüfte und Sarcophage an Männer erinnern, welche einst die Welt mit der Größe ihres Geistes erfüllt haben, die Galerien, in welchen die ersten Künstler der Welt die Werke ihrer Hand hingezaubert haben, wie die Gottheit die Gebilde der Natur. Es sind ergreifende Worte, welche Lord Byron ausspricht:

Es werden Santa Croce's heil'ge Mauern
Noch heil'ger durch den Staub, den sie umgeben,
Der für sich selbst unsterblich würde dauern,
Möcht' auch fast nichts hier als die Asche weben
Der hohen Todten, die längst aus dem Leben
Zum Chaos kehrten.

Und es ist keine Uebertreibung, wenn der Dichter bei Erwähnung der Namen der Todten, Alfieri, Michelangelo, Galilei und Macchiavelli, die in der Kirche ihre Grabstätte haben, hinzufügt:

Vier Geister sind's, die wie die Elemente
Ein Weltall schaffen könnten. Wenn die Zeit
Dein Kaiserkleid in tausend Fetzen trennte,
Du bist, Italien, doch gebenedeit
Vor andren Zonen.

Als Byron diese Verse niederschrieb, mußte er beklagen, daß drei andere Dichter von glänzendem Namen, die durch ihre Geburt Florenz angehörten, Dante, Petrarca, Boccaccio, in der Ferne ihre Grabstätten hatten, daß ihr größter Sänger Dante, der einst mit prophetischem Geiste das Weltgericht in der Weltgeschichte geschaut, sein Mausoleum in Ravenna finden mußte. Seitdem sind große Wandlungen vorgegangen, und auch Dante hat ein Ehrendenkmal in Santa Croce erhalten. Wurde doch in den Tagen der Wiedergeburt Italiens, im Mai 1865, das sechshundertjährige Jubelfest des großen florentinischen Sängers in ganz Italien gefeiert, im Gefühle des neuen, geistigen und politischen Lebens, gleichsam als Erfüllung der heißesten Wünsche des Dichters für ein starkes und einiges Italien.

Und ist denn nicht Dante's eigener Lebensgang ein Abbild der Schicksale, welche Florenz und die ganze Halbinsel an sich selbst erfahren haben? Während der Parteikämpfe und der damit verbundenen Wechselfälle wurde er bald auf den Gipfel der Ehre und des Ansehens erhoben, bald in die Verbannung gestoßen; er lernte als Ge-

sandter der Republik in Rom aus Erfahrung kennen, wie wenig das oberpriesterliche Regiment auf die Größe und Wohlfahrt der italienischen Nation bedacht sei, und kam zu der Ueberzeugung, daß nur durch die Herstellung des alten Imperiums mit einem kräftigen Kaiserarm das zerrissene Italien vor der eigenen Zerfleischung und Verblutung gerettet werden könnte. Dante hat dem päpstlichen Hofe, „wo Christum man verkauft von Tag zu Tage", das zweideutige, feindselige Benehmen gegen Florenz nie vergessen. Bald sollte nun der Dichter die ganze Wahrheit der Worte empfinden, wie sie aus Beatrice's Munde ihm verhängnißvoll entgegenklangen:

Was dir am liebsten ist, das wirst du alles lassen.
Dann wirst du fühlen, wie das fremde Brot so salzig schmeckt,
Und welch' ein harter Pfad es ist, die fremden Treppen auf und ab zu steigen.

Er irrte seitdem als Geächteter und Heimatloser in die „endlos bittere Welt hinein", ohne die Sehnsucht nach der „schönen Hürde, wo er als Lamm geschlafen", jemals aus dem Herzen zu verlieren.

Dante war in religiösen Dingen kein Freigeist. Vielmehr hielt er sich gläubig an die Satzungen der Kirche mit allen ihren Mysterien, wie sie durch Thomas von Aquino festgestellt worden waren. Trotz seiner großen Verehrung für den Dichter Virgilius, welcher ihm als Führer und Begleiter durch Hölle und Fegefeuer diente, durfte ihm derselbe nicht in die geheiligten Räume des Paradieses folgen. Dahin durfte nur eine engelhafte Figur, die Beatrice, als Führerin dienen. Die in die große Rose des Paradieses erhobene himmlische Beatrice ist ein allegorisches Begriffswesen, in welchem sich Dante das Liebesideal seiner Phantasie verkörpert vorstellt, eine Personification der Harmonie, die Gott seiner Schöpfung eingeprägt, ein metaphysisches Gebilde seines Geistes, das er sich als Leitstern seiner inneren Welt geschaffen. Ist, wie gemeldet wird, Beatrice eine Jugendliebe des Dichters, die Tochter des Florentiner Bürgers Folco Portinari, welche Dante als junges Mädchen flüchtig gekannt, und die dann nach kurzer Ehe mit Simone dei Bardi in der Blüthe der Jahre gestorben sei, so ist von dieser irdischen Jungfrau auf jene Beatrice, die den Dichter in die Seligkeiten des Himmels einführt, nur der Name übergegangen. Aber wie sehr Dante sich in seinen Dichtungen zu der religiösen und kirchlichen Rechtgläubigkeit bekannte, in den Augen des Clerus und der Hierarchie fand er keine Gnade; man verzieh es

ihm nicht, daß er mit ghibellinischer Strenge einen Papst in die Tiefe der Hölle versetzte, daß er dem Luxemburger Heinrich VII. ein so schönes Denkmal stiftete und ihn als den Ritter und Erlöser Italiens pries, den deutschen Arrigo, auf dem des heimathlosen Sängers Hoffnungen beruhten, mit dem auch sie zu Grabe gingen. Im Paradies zeigt ihm Beatrice den erhabenen Stuhl mit der Krone, wo die Seele des „hohen Heinrich" thronen sollte. Wie sehr immer die Nachwelt den florentinischen Sänger preisen mochte, welcher der italienischen Nation ihre Sprache geschaffen, in Rom findet kein anderes Verdienst Geltung als die Förderung der päpstlichen Weltherrschaft.

Vergebens hoffte Dante, sein Dichterruhm würde die Florentiner erweichen; sie würden ihn zurückrufen und „die weißen Haare, die einst blond am Arno waren, am Born, wo er getauft ward, mit dem Lorbeer schmücken"; er starb in der Verbannung zu Ravenna am 21. September 1421; sechsundfünfzig Jahre und vier Monate alt, treu seinen Idealen, für die er wie ein tragischer Held gerungen, voll Hingebung an eine entschwundene Weltordnung, ein begeisterter Kämpe für ein Traumgebilde, dessen Begriff und Verständniß den Zeitgenossen bereits abhanden gekommen war. Erst die späteren Generationen ließen dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren, der mit prophetischem Geist verkündigt hat, was dem gespaltenen und hadernden Italien Noth that. Noch bis zur Stunde theilt Dante mit Shakespeare und mit den Schriftstellern der hellenischen Welt den Vorzug, daß er nie veraltet, daß er ewig jung und anziehend bleibt. Der Cultus seines Genius ist nie erloschen, und mochte er auch zeitweise zurücktreten, so wurde das Feuer der Bewunderung und Verehrung immer wieder von Neuem entzündet.

Im Kloster San Marco ist ein wunderbar schöner Saal, geschmückt mit mehr als hundert Fahnen aus allen Städten Italiens als Erinnerung an die große Dantefeier im Jahre 1865. Dem Dichter hat die Nachwelt unter den Impulsen der nationalen Politik eine Verehrung und Huldigung dargebracht, die in früheren Jahrhunderten ihm nicht zu Theil geworden ist und nur mit der Schillerfeier im Jahr 1859 in Deutschland verglichen werden kann.[1])

[1]) Aber freilich ist Schiller ungleich mehr in das Herz des deutschen Volkes eingedrungen, während Dante's Gedanken- und Vorstellungskreis trotz des ihm gewidmeten Cultus den Anschauungen der Gegenwart und dem Verständniß der Italiener fernliegt.

Auf dem Grabmal Macchiavelli's in Santa Croce liest man die Worte: „Kein Lob ist seiner würdig.“ Dieses Urtheil hat nicht zu allen Zeiten und bei allen Menschen Anerkennung und Geltung gefunden. Vielmehr lassen sich die Worte auf den geistreichen Florentiner anwenden, welche Schiller über Wallenstein ausspricht: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Noch heutzutage bezeichnet man die treulose Staatskunst, welche nur den eigenen Vortheil im Auge hat und allein nach dem Erfolg urtheilt, als Macchiavellismus. Auch ihm schreibt man, wie dem Jesuitismus, den Grundsatz zu, daß zur Erreichung eines Zweckes, den der Handelnde für einen guten und nützlichen hält, jedes Mittel erlaubt sei. Zu dieser scharfen Beurtheilung hat Unkenntniß und Mißverständniß viel beigetragen, und es blieb der neueren Zeit vorbehalten, tiefer in das wahre Wesen des Mannes und in die Bedeutung seiner Schriften einzudringen. Macchiavelli's Werke lassen sich eintheilen in solche, die er als Freund aristokratisch-republikanischer Verfassungen, und in solche, die er als ein in den Staatsgeschäften einer gottvergessenen und treulosen Zeit ergrauter Diplomat (er war Staatssecretär der florentinischen Republik und öfters Gesandter bei verschiedenen Höfen) abfaßte. Unter jenen sind am berühmtesten seine Gespräche über Tit. Livius, zwanglose Betrachtungen, in denen er aus der älteren Geschichte Roms eine Reihe allgemeiner Regeln und politischer Maximen abzuleiten und dabei nachzuweisen sucht, daß die Verfassung des alten Rom vorzüglicher gewesen sei als alle späteren, heidnische wie christliche, ein Werk voll der feinsten und treffendsten Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Politik, und seine florentinische Geschichte, in der er mit unnachahmlicher Kunst und mit großer Welt- und Menschenkenntniß die Verfassungskämpfe und den Gang der politischen und socialen Entwicklung des kleinen Freistaats schildert, häufig untermischt mit Reden und Reflexionen politischen und staatsphilosophischen Inhalts. Unter seinen politischen Schriften ist das vielbesprochene Buch „Der Fürst“ am berühmtesten. In diesem stellt er das Bild eines Fürsten auf, der wie Cäsar Borgia, ohne Rücksicht auf Tugend oder Religion, durch Klugheit und consequentes Handeln in dem von ihm unterjochten Staate seine Alleinherrschaft zu begründen und zu erhalten, seinen Willen zum Gesetz zu machen weiß. Freiheit und Bürgerglück werden dabei ebensowenig berücksichtigt, wie Treue und Recht; nur Klugheit

findet Geltung, und Erfolg ist die große Maxime. Thorheit und Verkehrtheit, nicht Lasterhaftigkeit stürzte die Herrschaft.

Es war begreiflich, daß solche Ansichten, wenn man sie als Fundamentallehren der Politik nahm, den heftigsten Anstoß erregen mußten. Es ist bekannt, daß Friedrich der Große in der Schrift Antimacchiavell Protest gegen ein solches Fürstenbild eingelegt hat. Ja man ging so weit, daß man in Macchiavelli's „Fürst" eine revolutionäre Flugschrift erkennen wollte, mit der Tendenz, zum Umsturz von Regierungsformen aufzufordern, welche solche Mittel zur Befestigung der Herrschaft anwendeten. Dem staatsklugen Mann erschien der damalige Zustand der Zerrissenheit Italiens, wo ein Kampf Aller gegen Alle waltete, Anarchie und Despotismus einander das Regiment streitig machten, als ein so verderblicher und unheilvoller, daß nur die starke Hand eines Einzigen Rettung schaffen könnte. Er hielt die absolute Alleinherrschaft eines italienischen Fürsten, selbst wenn sie wie im alten Griechenland durch die Tyrannis gehen mußte, für eine Nothwendigkeit der Selbsterhaltung. Sein „Fürst" ist insofern nur für eine vorübergehende außerordentliche Rolle geschaffen, als er mit scharfer Pflugschar den widerstrebenden Boden urbar machen soll für eine Saat von Zucht und Ordnung, aus welcher neue Freiheit und neues Glück gedeihen werden. Da darf er freilich nicht vergessen, daß es sich zunächst lediglich darum handelt, im Kampfe der Staaten um Dasein und Wachsthum Hammer anstatt Ambos zu sein. Macchiavelli selbst wußte, daß es Gift war, was er dem kranken Leib des damaligen Italien verordnete. Sein Herz mochte geblutet haben, während seine Hand die Recepte niederschrieb.

Macchiavelli's „Fürst" ist, was Hegel von jedem bedeutenden System sagt, das ausgesprochene Geheimniß der Zeit. Was der florentiner Staatsmann im Auge hatte, hat sein Volk erst im neunzehnten Jahrhundert erreicht: ein einiges Italien mit einer Staatsverfassung, in welcher die monarchische Königsmacht mit der Selbstbestimmung der Völker verbunden ist, und Verdrängung aller fremden Gewaltherrschaften, selbst des Pontificats als weltlichen Papstkönigthums. —

Neben der Kirche Santa Croce und dem mächtigen Dom fesselte mich vor Allem Kirche und Kloster San Marco, wo Savonarola gelebt und gewirkt hat. In dem schönen Klosterhof, von Kreuzgängen umgeben, finden sich Fresken von Fra Bartolomeo Angelico, dem

Freunde des prophetischen Mönchs und Märtyrers, die an naiver Frömmigkeit und seelenvoller Glaubensinnigkeit zu dem Ergreifendsten gehören, was ich je in dieser Richtung gesehen habe. Ein Christus am Kreuz trägt im Angesicht einen Ausdruck von Liebe und Sanftmuth, der tief ins Herz dringt. So muß man sich den Weltheiland denken, welcher aus Liebe für die Menschen in den Tod geht, mit Freudigkeit und Sanftmuth. Von gleicher Wirkung ist eine große Kreuzigung mit vielen Figuren, darunter die von wahrem Schmerz niedergebeugte, von Frauen unterstützte Maria, ein Typus einer trauernden Mutter, wie das Alterthum sie in einer Hecuba und Niobe darstellte, ohne eine Spur der mitunter affectirten und reflectirenden Schmerzensstimmung, wie man sie sonst häufig erblickt. Das Kloster ist herrlich ausgemalt durch Fra Angelo da Fiesole. In jeder Zelle, gewiß gegen hundert, hat er die Wand mit einem religiösen Gemälde voll tiefer Innigkeit und Liebe geziert. Am rührendsten ist die Zelle, wo Savonarola dachte und mit sich und seinem Gotte rang. Seine Büste und verschiedene Gegenstände, die ihm angehörten, sowie viele Manuscripte von seiner Hand befinden sich in der kleinen stillen Zelle und werden hoch verehrt; denn die Nachwelt hält es mit Recht für eine Pflicht menschlicher Pietät, den schuldlosen Opfern, welche der religiöse Fanatismus früherer Jahrhunderte dem Tode geweiht, ein Denkmal in der Erinnerung zu errichten.

Savonarola wollte durch strenge Sittenzucht die Republik Florenz stärken und erheben, damit sie sich der auswärtigen Feinde erwehre und durch eine moralische Reinigung die innere Zerrissenheit heile; er selbst hat in einem Schreiben an den Papst ausgesprochen, er habe sich nie für einen Propheten gehalten oder ausgegeben und nie die Lehren und Satzungen der Kirche angegriffen. Dennoch wurde er von dem päpstlichen Bann getroffen und mußte den Märtyrertod sterben.

Wie Calvin in Genf, so riß auch Savonarola die Gemüther des Volks durch seinen Ernst, durch seine Sittenstrenge, durch seine Selbstaufopferung zur Bewunderung und Verehrung hin. Er gewann auch im politischen Leben seiner Vaterstadt eine Bedeutung wie der Genfer Reformator. Die Demokratie siegte über das Regiment der Mediceer. Aber wie Calvin hat auch er durch die strengen Mittel, die er für seine Zwecke anwandte, eine starke Opposition gegen sich hervorgerufen. Die Hierarchie und die Aristokratie vereinigten sich zu seinem Sturz. Den Höhepunkt erreichte die sittenreinigende Strenge des Propheten

durch den Act der „Verbrennung der Eitelkeiten" in der Carnevalszeit. Vor dem Palazzo vecchio wurde aus allerlei Gegenständen der Weltlust und Frivolität, aus unzüchtigen Büchern, Bildern, Gedichten eine berghohe Pyramide mit der Figur des Carnevals an der Spitze aufgeführt und angezündet. Es war ein puritanischer Eifer, wie er in der Reformationszeit so vielfach sich bethätigte und den Freunden der neuen Kunstbildung, welche auch den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer muthwilligen Genialität Berechtigung zum Dasein gönnen wollten, so vielen Anlaß zu Schmähungen gab. Auf dieser Welt der Unvollkommenheiten trifft es sich ja so häufig, daß ein Extrem durch das andere bekämpft und geschwächt wird, daß die Gegensätze schroff auf einander gerathen. Mildere Zeiten gleichen dann den Fanatismus wieder aus und führen jede Richtung auf ihr rechtes Maß zurück. Wenn Savonarola, wie es heißt, die Novellen des Boccaccio in die Carnevalsflammen werfen ließ, so hat dies dem genialen Erzähler so wenig geschadet, als der Zelotismus der Puritaner den Dramen Shakespeare's. Das menschliche Leben ist ein großes Gartenland, das oft nach verschiedenen Methoden angepflanzt wird: jede hat eine gewisse Berechtigung, und erst aus dem Widerstreit und der endlichen Versöhnung von Zucht und Freiheit geht der echte Fruchtboden für harmonische Geistesgebilde hervor.

Die rigorose Weltanschauung, welche der asketische Mönch in rauher Form kundgab, verstieß zu sehr gegen die Sitten und Lebensgewohnheiten der gebildeten Florentiner, als daß sie nicht eine starke Opposition hätte hervorrufen müssen. Sollte die platonische Philosophie, die man in den Hofkreisen so emsig pflegte, durch die Lehren der Bibel, welche Savonarola in seinen vielbesuchten Predigten tagtäglich vortrug, verdrängt werden? Sollten die Genüsse der Kunst und Poesie hinter Bußübungen und Moralpredigten zurücktreten? Die Zahl der Gegner unter den Kindern der Welt mehrte sich, als Savonarola auch Elemente politischer Demagogie in seine religiös-sittlichen Bestrebungen einmischte, als er die Besteuerung zu Gunsten der Geringen und Armen verändern, das Wahlrecht für die städtischen Aemter auch auf die Arbeiterklassen ausdehnen wollte. So vereinigten sich die hierarchischen und aristokratischen Gewalten zum Sturze des Reformators, der in einer bedrohten Zeitlage Kirche und Staat in Unruhe und Aufregung setzte, die monarchisch-aristokratische Verfassung durch eine Demokratie ersetzen wollte. Der große Einfluß, den er durch seinen Eifer, durch seinen Ernst, durch sein selbstloses

Streben bei dem gemeinen Volk gewonnen hatte, war nicht stark genug, ihn wider die clericale und aristokratische Gegnerschaft zu schützen. So wurde Savonarola das Opfer des Bundes der Kirche und der weltlichen Mächte, ein patriotischer religiöser und politischer Märtyrer. Sein Tod war das Werk der conservativen Gewalt.

Es war am 23. Mai des Jahres 1498, daß Savonarola, der Prophet, in einem Alter von 45 Jahren mit zweien seiner Anhänger eines gewaltsamen Todes starb. Als die Flammen emporloderten und die Körper erfaßten, sah man den Sterbenden noch einmal den freigewordenen Arm erheben, als wenn er sein Volk segnen wollte. Unter dem wilden Geschrei des von seinen Gegnern aufgehetzten Straßenpöbels hörte man das Weinen und Schluchzen seiner Verehrer und besonders der Frauen hervor. Mit Lebensgefahr suchten die Gläubigen einige Reste von der Brandstätte zu erlangen, um sie als theure Reliquien von wunderthätiger Kraft aufzubewahren. Aber die Signorie ließ die Asche der drei Märtyrer sammeln und in den Arno versenken. Selbst das Kloster San Marco hatte unter dem Groll zu leiden: die Bibliothek Lorenzo's, die um eine hohe Summe von der Republik erworben, wurde ihm entrissen, seine Rechte und Privilegien vermindert, mehrere Mönche in die Verbannung geschickt. Fra Bartolomeo aber ging vom Richtplatze in seine Werkstätte, erzählt K. Hase; da steht noch das Bild seines Freundes, und er nimmt einen Pinsel und zieht einen klaren goldenen Streif um das edle Haupt. So hing dieses Bild, die ruhige Klarheit eines in sich befriedigten Gemüths darstellend, durch die Erinnerungen von Florenz und durch den unabhängigen Corporationsgeist der Dominikaner geschützt, bis auf unsere Tage in Fra Girolamo's Zelle. Lange durften sich die Piagnoni, die Anhänger Savonarola's, nicht öffentlich blicken lassen, ohne geschmäht und verhöhnt zu werden. Erst die gemeinsame Gefahr vor den Medici und dem Ehrgeize der Borgia führte eine Versöhnung herbei zur Vertheidigung der Republik, wie sie durch Savonarola's Einfluß begründet worden. Und wie rasch stieg der Prophetenruf des Fra Girolamo unter den Ereignissen der nächstfolgenden Zeit, als die Kirche sich spaltete, als Italien aufs Neue von fremden Heeren zertreten ward, als die Freiheit und Selbständigkeit und damit der alte Ruhm der Arnostadt zu Grunde ging!

Die Lebensschicksale und die historische Bedeutung des florentiner Dominikaner-Mönchs haben von jeher das Interesse der Geschichtsfreunde erregt. Italienische und deutsche Schriftforscher haben

fleißig daran gearbeitet, das Bild des merkwürdigen Mannes, der so nahe vor Luther's Auftreten sein tragisches Geschick erlitt, herzustellen, bald in apologetischem Geiste, bald mit den Gefühlen der Ungunst und Verdammniß gegen den zelotischen Sittenverbesserer. In den Tagen, da ich Florenz durchforschte, verweilte daselbst ein Landsmann, K. F. Meier, um in den Urkunden die Lebensumstände Savonarola's wie die Zeitverhältnisse sich zu veranschaulichen. Ich machte später in Rom die nähere Bekanntschaft des verdienten Gelehrten, der allzu frühe als Professor der Theologie in Gießen verstorben ist.

Man wird aus dem letzten Abschnitt dieser Erinnerungen erfahren, daß ich fast vierzig Jahre später noch einmal mit zwei lieben jüngeren Gefährten Florenz und Rom besuchte. Da erneuerte ich die Jugendeindrücke und ergänzte Manches aus dem, was sich in der Zwischenzeit zugetragen und verändert hatte. In einem Briefe nach Heidelberg gedachte ich eines solchen Eindrucks mit folgenden Zeilen: Am Ostersonntag machten wir eine längere Fahrt zu den sogenannten Caschinen, dem prachtvollen Belustigungsort der vornehmen Welt, wo, wie im berliner Thiergarten, Wagen an Wagen fährt und die reichen und eleganten Florentiner sich zu zeigen lieben. Dann fuhr der Kutscher fast wider unsern Willen nach dem Karthäuser Kloster La Certosa, anderthalb Stunden von der Stadt auf einer Höhe gelegen, mit reizender Aussicht auf das herrliche Arnothal. Es macht einen tiefen Eindruck, diese Mönche in solcher Natur und Umgebung einem Leben voll Pein und werkheiligen Pharisäerthums sich widmen zu sehen. Einer derselben lag in der Kirche auf den Knieen und küßte ein heiliges Gewand. So mag Luther im Augustinerkloster in Erfurt gerungen haben. Aber nur Wenigen geht es tief in die Seele; aus dem Büßerleben einen Stand und Beruf zu machen, ist Versündigung gegen Natur und Geist. Uebrigens ist das reiche Kloster auf den Sterbe-Etat gesetzt; die Zeit des Mönchthums ist vorüber; die Menschheit der Zukunft wird von anderen Interessen und Aufgaben getragen.

Ich habe nie die große Idee der Entsagung und des Ringens der Seele verkannt, die in der ersten Zeit des Christenthums dem Anachoreten- und Ordensleben innewohnte; aber die heutige Welt hat andere Ziele zu verfolgen. Ein scharfer Streich wurde von der neuen Regierung gegen die Ordenshäuser geführt; sie dürfen keine Novizen mehr aufnehmen, und ihre Besitzungen werden allmählich dem

Staat anheimfallen. Die romantisch-religiöse Weltanschauung muß der Macht der Realität weichen.

Am folgenden Tag besuchten wir in der Frühe Fiesole, von wo aus man die schönste Aussicht über das untere Arnothal hat. Die Umgebung von Florenz erinnert in vielen Stücken an den Züricher See von der Höhe von Fluntern aus gesehen, nur daß dort Alles großartiger, ausgedehnter, vornehmer erscheint und die südliche Flora, vor Allem die Wälder von Oelbäumen und der helle sonnige Himmel, der über der Gegend lacht, einen uns Nordländern ungewohnten, fesselnden Eindruck machen. Ein Kapuziner führte uns in den Klostergarten und zeigte uns im Vorübergehen seine Zelle; wie unzeitgemäß und wie wenig den Forderungen des Lebens entsprechend erscheint uns doch jetzt ein solches Dasein!

g. Rom.

1. Der Eintritt. Der Historiker Gibbon.

Wenn der Reisende von Norden her auf dem alten flaminischen Weg sich dem Gebiete von Rom nähert, erhält er sofort den Eindruck, daß er einen Boden betritt, auf welchem die Geschicke der Welt so oft entschieden worden sind. War doch schon im vierten Jahrhundert die milvische Brücke, über die der Weg nach Rom führt, der Mittelpunkt eines Schlachtfeldes von der höchsten weltgeschichtlichen Bedeutung. Geschichte und heilige Sage und in der Folge der Pinsel Raphael's haben das große Ereigniß der Nachwelt überliefert. Am rothen Stein (saxa rubra), so wird der geschichtliche Hergang erzählt, ereignete sich die denkwürdige Schlacht, in welcher nicht nur die Geschicke des römischen Reiches bestimmt wurden, sondern auch die Entscheidung gefällt, welche Religion in Zukunft die Welt beherrschen sollte. Hat doch die heilige Legende den Imperator vor der Schlacht ein göttliches Siegeszeichen am nächtlichen Himmel erblicken lassen! Constantin selbst, in glänzender Rüstung unter der Kreuzesfahne streitend, entschied durch den unwiderstehlichen Ungestüm, mit dem er sich auf die feindliche Reiterei warf, das Schicksal des Tages.

Die Reise von Genf nach Rom hatte über sechs Wochen gedauert und war höchst fruchtbar für meinen Bildungsgang. Eine Fülle geistiger Elemente aller Art strömte in die Seele ein, und ein Schatz von historischen und künstlerischen Kenntnissen und Eindrücken, von Länder- und Völkerkunde wurde gewonnen. Durch das obere

und mittlere Italien war mir das Geschichtswerk Sismondi's, welches ich in Genf fleißig studirt hatte, ein kundiger Führer. Durch die Fülle des Stoffes und die ausführliche Darstellung der Kriegs- und der inneren Entwicklungsgeschichte der Städterepubliken war ich in den Stand gesetzt, Alles, was ich sah, mit kenntnißvollem Verständniß in mich aufzunehmen. In Rom, wo wir sechs Wintermonate 1834 auf 1835 verbrachten, hatte ich die günstigste Gelegenheit, meine Studien über Kunst und Alterthum an der besten Quelle zu erfrischen und zu beleben.

Und wie mir bisher Sismondi von Nutzen gewesen war, so diente mir jetzt das großartig angelegte und mit philosophischem Blick und kunstvoller Hand durchgeführte Geschichtswerk von Gibbon „Ueber den Niedergang und Fall Roms in der späteren Imperatorenzeit" als solide Unterlage. Ich habe das Buch in meinem Leben dreimal mit fleißigem Studium durchgelesen und sowohl hinsichtlich des Inhaltes als der formalen Anordnung viele Belehrung und Anregung für meine eigenen geschichtlichen Arbeiten daraus gezogen. So waren mir die monumentalen und antiquarischen Ueberreste viel verständlicher, als den meisten anderen Reisenden. Hatte doch Gibbon nach seinem eigenen Geständniß auf der römischen Ruinenwelt den ersten Gedanken und Entschluß gefaßt, an den erhaltenen Quellen die Entstehung und die Schicksale jener Jahrhunderte des Uebergangs zu erforschen und darzustellen. Die Periode jenes Unter- und Ueberganges, welche man als Völkerwanderung bezeichnet, war damals noch nicht eine so ausgiebige Materie für Geschichtsforschung und historische Romane, wie sie es in den folgenden Jahrzehnten geworden ist. Um so ungetheilter konnte ich mich an die Darstellung des britischen Historikers halten.

Den Jugendansichten über den englischen Geschichtsschreiber bin ich mein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Noch in meinem hohen Alter habe ich in einem Aufsatz „Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung", welcher die Schrift, „Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern" einleitet, diesen Ansichten Ausdruck gegeben. Es mag mir gestattet sein, sie hier zu wiederholen: Dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, eine neue Epoche der Geschichtschreibung zu begründen. Nachdem Bolingbroke und Voltaire die Fesseln der Tradition und der teleologischen Tendenz gesprengt hatten, stellte Gibbon ein Muster universeller Geschichte auf, worin ein philosophischer Geist waltet und ein weiter Horizont

alles Sein und Werden in der Menschenwelt umspannt. Unter Gibbon's Meisterhand erhielt die Geschichte eine Gestalt, die der ganzen folgenden Generation zum Vorbilde dienen kann. In seiner Geschichte des römischen Cäsarenreichs in dem Zeitraume seines Sinkens und Falles ist gelehrte Forschung mit subjectiver Verarbeitung und künstlerischer Formgestaltung vereinigt und ein architektonisches Schatzhaus errichtet, worin alle edeln Güter der Menschheit, alle Errungenschaften des geistigen Schaffens wie der Werke der Hand aufgestellt sind. Der Gibbon'sche Geschichtstempel ruht auf festen Fundamenten und ist von außen wie im Innern harmonisch entworfen und ausgeführt.

Man mag gegen das Werk einwenden, daß die Subjectivität des Verfassers allzusehr in den Vordergrund tritt, daß seine Weltanschauung in der Atmosphäre der französischen Encyklopädisten und der Aufklärungsphilosophie wurzelt, daß der Geist, der über den Wassern schwebt, der Erde zu nahe gerückt, der Verstandesrichtung der Zeit zu sehr angepaßt ist; man mag in einzelnen Dingen die kritische Genauigkeit vermissen: dennoch steht fest, daß kein anderes Geschichtsbuch vor und nach Gibbon einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, der Historiographie einen so fruchtbaren Boden bereitet, eine so sichere Umgrenzung und Stoffvertheilung zugewiesen hat. Gibbon's umfangreiches Werk, das eine Weltgeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte umfaßt, ist in zahllosen Ausgaben und in dem verschiedensten Format über die ganze gebildete Welt verbreitet. Wie Shakespeare für das Drama eine neue Aera gegründet hat, so Gibbon für die moderne Historik. In seiner Geschichte findet neben den politischen und kriegerischen Staatsactionen auch die sittliche Welt, wie sie sich in den öffentlichen Institutionen, in Religion und Kirche, im Gerichtswesen und in der Verwaltung ausgeprägt hat, ihre entwickelnde Darstellung. Dabei ist das Werk frei von der pessimistischen Weltanschauung eines Tacitus; über das Ganze ist ein Hauch heiterer Anmuth ausgegossen, der bisweilen einen Zug von Ironie gegen die traditionellen Auffassungen an sich trägt. Es ist das Product einer Zeit, die bestrebt war, aus dem überkommenen Vorrathe neue Lebenskeime zu schaffen, das Erbtheil der Väter durch Reformen werthvoller zu machen und mit neuer Ausstattung zu bereichern. Gibbon gehörte zu dem titanischen Geschlechte, das im Vollgefühl seiner Kraft kühn die Himmelsleiter hinanstieg, um die Welt der Ideen näher zu schauen.

Gibbon hat in der systematischen Behandlung des historischen Stoffes ein Vorbild geschaffen, wie man die wachsende Fülle des geschichtlichen Materials bewältigen, durchdringen und gestalten müsse, um ein wohlgefälliges, das innere Geistes- und Gemüthsleben anregendes Kunstwerk zu bilden. Und so sehr haben die Zeitgenossen und die nächste Generation diese Vorzüge anerkannt, daß Niebuhr bei der Abfassung seiner römischen Geschichte die Absicht aussprach, ein Werk zu schaffen, das der römischen Kaisergeschichte des britischen Historikers als Vorläufer dienen sollte, und daß Schlosser in der Geschichte der bilderstürmenden Kaiser nur solche Seiten behandelte, die Gibbon gar nicht oder nur flüchtig berührt hatte.

2. Das Capitol und seine Umgebungen.

Die Porta del Popolo, durch welche man in Rom einzuziehen pflegte, gleicht einem geschmückten Vorhof eines weiten großartigen Bauwerkes. Es ist ganz zutreffend, was Goethe sagt: „Unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.“ Die beiden Kirchen, gleichsam Pfeiler der Eingangspforte, der hohe Obelisk zwischen zwei kunstvoll geschmückten Fontänen erregen ein Gefühl der Bewunderung und der Ehrfurcht: eine monumentale und symbolische Erinnerung zugleich an die graue Vorzeit des ägyptischen Königs Ramses und die Tage der imperatorischen Weltgröße Rom's. Derselbe Eindruck wiederholt sich bei dem Anblick der „Dogana“, wohin sich der Reisende zuerst zur Prüfung seines Passes und seines Gepäckes begeben mußte. Elf korinthische Säulen, welche in die Front des weitläufigen Polizeigebäudes eingemauert sind, geben Zeugniß, daß man hier die Reste eines antiken Tempels vor sich habe, welcher dem Dienste heidnischer Götter geweiht war.

Es würde zu weit führen, wollte ich den einzelnen Beobachtungen und Erlebnissen in jener Weltstadt nachgehen, wo die Kunstgeschichte ihren Brennpunkt und Sammelplatz hat, von wo aus das geschichtliche Leben Europa's in verschiedenen Epochen seine Impulse empfing, wo alle Jahrhunderte ihre Denkmale und Erinnerungen gesetzt haben. Nirgends gewinnt man einen so klaren und eindringlichen Begriff von dem geistigen Zusammenhang aller Menschengeschichte, als in der ewigen Stadt, wo die Geschicke der Welt so oft gesponnen und geleitet wurden; aber auch nirgends drängt sich so deutlich die Ueberzeugung auf, daß das pulsirende Leben der Gegenwart keinen Bund mit jenem „Grab der Vergangenheit“ schließen kann.

Italien lag damals wieder in seinem politischen Schlummer, aus dem es sich einige Jahre zuvor vergeblich zu erheben versucht hatte; man lebte in Rom nur der Kunst, den Studien des Alterthums und dem Genusse des südlichen Lebens, und nirgends ließ sich die äußere sturmbewegte Welt leichter vergessen, als in der Stadt des heiligen Petrus, die wie eine abgeschlossene Oase aus der Mitte der öden Campagna mächtig emporragte. Es herrschte damals ein geistig bewegtes Leben in Rom. Das Café greco in der Via Condotti war der Sammelplatz der Künstler und Fremden, die dort in allen Zungen ihre Erlebnisse mittheilten, ihre Erfahrungen und Ideen austauschten. Die „Beschreibung Rom's“, die damals von Bunsen, Gerhard, Kestner, Urlichs u. A. unternommen ward, führte die Tiberstadt mit ihren Denkmälern, Kirchen, Kunstschätzen, mit ihren heidnischen und christlichen Merkwürdigkeiten dem deutschen Besucher näher und spornte den Forschungstrieb und Beobachtungssinn. Alle diese reichen Bildungsmittel machte ich mir zu Nutze; ich durchstreifte Rom und die Umgebungen nach allen Richtungen, um von allen Oertlichkeiten und geschichtlich merkwürdigen Stätten eine richtige und klare Anschauung zu gewinnen; ich studirte die Kunstgeschichte aller Zeiten an den herrlichen Werken, welche die reichen Sammlungen, die Kirchen und die mächtigen Paläste in so großer Fülle darbieten; dabei las ich eifrig die classischen Schriften der italienischen Literatur, einen Dante, Tasso, Ariosto, einen Macchiavelli, Davila, Guicciardini.

Gsell-Fels schickt seiner Beschreibung von Rom die Aussprüche Winckelmann's und Goethe's voraus, die stets wahr und richtig bleiben werden.

„In Rom ist die hohe Schule für alle Welt“ — „Rom tagtäglich im Kleinen durchschlendert, lehrt Rom das Große erfassen, und Rom das Große lehrt das Kleine liebevoll verstehen.“ Diese Aussprüche bildeten auch den Grundton meiner eigenen Eindrücke. Die Urtheile deutscher Schriftsteller über Italien und insbesondere über Rom sind je nach den Anlagen und Seelenstimmungen der Reisenden sehr verschiedener Art. Aber nur wer Empfänglichkeit für das Erhabene und Große mitbringt und mit idealer Anschauung das Niedrige und Unerfreuliche übersieht, wird ein richtiges Verständniß und edle Genüsse in sich aufnehmen.

Meine ersten Gänge waren nach dem Capitol und nach dem Vatican gerichtet, den beiden Sitzen der Weltherrschaft in alter und neuerer Zeit. Und Capitol und Vatican mit ihren Umgebungen

blieben auch während meines ganzen Aufenthalts die Orte, wo ich regelmäßig zweimal in der Woche mehrere Stunden verweilte. Denn unter dem päpstlichen Regiment waren die Kunstmuseen nur zwei Nachmittage den Besuchern geöffnet und zwar beide Sammlungen an denselben Tagen. Trotz dieser Beschränkung fand ich Muße genug, durch praktische Eintheilung meiner Zeit und durch eifriges Studium archäologischer und kunsthistorischer Werke mich gründlich zu unterrichten und die Ergebnisse meiner Forschungen in mein geschichtliches Repertorium einzutragen.

Kein Name strahlt in den Annalen der Weltgeschichte in hellerem Glanze als der des Capitols. Von den Tagen des gallischen Heerführers Brennus, der den besiegten Römern das stolze Vae victis! zurief, bis in die christliche Aera hinein war das Capitol der symbolische Ausdruck der Macht und Größe Rom's, der heilige Mittelpunkt seiner Weltherrschaft, das Haupt des vierten Weltreiches, welches die Propheten Juda's einst verkündeten und das in seiner Idee durch das ganze Mittelalter fortdauerte. Welch' eine Fülle großartiger, weltgeschichtlicher Ereignisse steigen in der Seele des Beschauers auf, wenn er über die mächtige Freitreppe in den weiten Raum tritt, von wo aus man die Ruinenwelt des alten Forums erblickt, die einst Tempel und Triumphbogen umgaben und die das colossale Amphitheater in der Ferne abschloß.

Die wichtigsten und ergreifendsten Begebenheiten der Geschichte des alten Rom's knüpfen sich an dieses Haupt der Siebenhügelstadt. Noch sieht man am Fuße die mächtigen Substructionen des Brunnenhauses und Kerkers, in welchem der Wüstenkönig Jugurtha sein Ende fand. „Wie kalt ist euer Badegemach!" rief der Afrikaner aus, als er die Schwelle überschritt. Sechs Tage widerstand seine eiserne Natur der Macht des Hungers und der Kälte; da kam endlich die Hand des Nachrichters dem zögernden Tode durch Erdrosseln zu Hilfe. Um dieselbe Zeit pochten zum erstenmal nordische Völker, Cimbern und Teutonen genannt, an die Pforte Italiens. Sie wurden von Marius in zwei Schlachten vernichtet, aber der gewaltige Bürgerkrieg, der kurz nachher zwischen dem Sieger und Sulla entbrannte, erschütterte die Fundamente der römischen Republik. Auch an den Bluts- und Gesinnungsverwandten des Marius, Julius Cäsar, wird man auf dem Capitolium erinnert. Als dieser gewaltige Feldherr in einem achtjährigen Riesenkampfe die gallische Nation unter Rom's Herrschaft gebracht hatte, wurde der letzte ritterliche Celten-

könig Vercingetorix als Gefangener nach der Hauptstadt geführt. Cäsar ließ ihn in Ketten legen und hielt ihn fünf Jahre in Haft, um ihn bei seinem Triumphzug durch die Straßen der ewigen Stadt zu führen; dann fiel sein Haupt unter den Händen des Scharfrichters, während der Sieger im Triumphalschmuck auf dem Capitol den Göttern seinen Dank darbrachte. Das war die Zeit, wo die Muse der römischen Geschichte mit Titanenschritten über die Erde einherging.

Der Titusbogen am Rande des Forums mit den symbolischen Abzeichen des Jehovatempels von Jerusalem steht in naher Beziehung zu dem Capitolium. Als die Legionen Vespasian's unter den Mauern von Jerusalem standen, erscholl im römischen Lager die Kunde, daß in dem Bürgerkriege der Hauptstadt das Capitolium mit dem Tempel des höchsten Jupiter und den Heiligthümern der Juno und Minerva in Flammen aufgegangen sei; acht Monate nachher, am 10. August des Jahres 70, warf ein römischer Krieger die Brandfackel in den Jehovatempel zu Jerusalem, und das ehrwürdige Heiligthum sank in Asche zusammen. So war, bemerkt Döllinger, binnen wenigen Monaten das römische Nationalheiligthum, der religiöse Mittelpunkt des Reiches und der Tempel des wahren Gottes, die zwei bedeutsamsten Cultusstätten der alten Welt, durch römische Soldaten, gedankenlose Vollstrecker höherer Rathschlüsse und Gerichte, vernichtet. Es sollte Raum werden für die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit.

Der Tempel wurde wieder aufgebaut, aber die Periode des Niederganges war bereits angebrochen; die Einfälle der nordischen Völker und der Gothenkrieg schlugen der Tiberstadt und insbesondere dem Capitol unheilbare Wunden. Dennoch strahlte auch im Mittelalter der Name des Hauptes von Rom wiederholt aus dem geschichtlichen Dunkel hervor. Petrarca, der Schöpfer der italienischen Lyrik, feierte an der altehrwürdigen Stätte am Ostertag 1341 den hohen Triumph einer Dichterkrönung, und der Tribun Cola di Rienzi rief vom Capitol aus die Römer in schwungvollen Reden zur Wiederherstellung der Republik auf. Noch einmal schwirrten die Ideen von römischer Weltherrschaft wie Irrsterne durch die Atmosphäre der Tiberstadt.

Die feierliche Krönung Petrarca's war die symbolische Andeutung, daß, wie ein neuerer Historiker sich ausdrückt, die von der Geschichte gleichsam verlassene Roma der heilige Altar sei, von dem

das Abendland sich das Feuer seiner Civilisation geholt habe, daß der in Haß und Aberglauben versunkenen Welt die Arbeit des Geistes allein Erlösung und Rettung bringen könne. Kaiser Karl IV. hatte wohl das Verständniß für diese Aufgabe des Zeitalters, aber nicht die Kraft der Durchführung.

Es ist oft beschrieben und besungen worden, welch' gewaltigen Eindruck das Colosseum auf jeden Beschauer macht, besonders wenn er die Ruinen im Mondenlicht oder bei gedämpftem Fackelschein besichtigt. Niemand, der das erstaunliche Werk zum erstenmal erblickt, wird die Gedanken und Gefühle jemals vergessen, die in seine Seele einströmen. Generationen und Jahrhunderte schweben am geistigen Auge vorüber. Nur die Poesie vermag für die ergreifenden Eindrücke würdige Worte und Klänge zu finden. Jede Beschreibung, jede historische Reminiscenz entbehrt der entsprechenden Wirkung. Einige Jahre nach mir besuchte mein früherer Lehrer, der Archäologe Anselm Feuerbach, die Stätte und sprach in einem Reisebrief nach der Heimath seine Empfindungen über das Colosseum aus: „Spät in der Nacht zog es mich noch einmal nach dem Colosseum zurück. Der Mond stand hoch am Himmel; ein Knabe mit einer einsamen Fackel stieg voran. Was ich dabei empfand, drückt ungefähr das folgende kleine Gedicht aus:

Des Tages Stern ist längst hinabgezogen,
Und Mitternacht trat in die Welt herein;
Und auf des Colosseums höchsten Bogen
Steh' ich allein.

Da fühl' verwandelt ich mein ganzes Wesen,
Zu höh'rem Maße dehnt sich die Gestalt;
Jahrhunderte sind's, daß ich jung gewesen,
Und bin nun alt.

Voll wölbt sich von der blassen Wange nieder
Der Silberbart bis auf des Gürtels Band,
Und priesterlich um die gehob'nen Glieder
Wallt das Gewand.

Ich sah, wie man zu diesem Bau getragen
Den ersten Stein, behutsam und gemach,
Und schaurig hat an dieses Ohr geschlagen
Das letzte Ach!

Ich sah sich Wölbung über Wölbung brüsten;
Und still an's Werk dann der Verwüstung geh'n
Sah ich die Zeit und mitten im Verwüsten
Sie stille steh'n.

Da drängt es mich, die Arme auszustrecken
Weithin zu heil'gem, priesterlichem Thun.
Die Schläfer all', wer möchte sie erwecken?
Sie mögen ruh'n!

Wer aber Ohren hat zu hören, soll vernehmen
Das Segenswort, das ich verkünden will:
Nichts geben kann das Schicksal uns, nichts nehmen,
Seid stark und still.

Der Cäsarenpalast, zu dem man jetzt von dem Forum emporsteigt, lag damals noch in der Tiefe der farnesinischen Gärten verschüttet, und dem Beschauer war kaum eine Spur dürftigen Mauerwerks sichtbar; erst seit Napoleon III. die Gärten dem König von Neapel abkaufte und die Ausgrabungen vornehmen ließ, ist der Raum der Oeffentlichkeit übergeben worden. Für die Geschichte des alten Rom's, sowohl in der Zeit der Könige, als vorzugsweise in der Kaiserzeit von Caligula an, sind die monumentalen Bauwerke, welche in der Folge durch die Ausgrabungen an das Tageslicht gezogen wurden, von höchster Wichtigkeit. Noch mehr als die Ruinen der Paläste und der an einen reichen Hof geknüpften Bauten, wie Empfangssaal, Schloßkapelle u. s. w., erfreuen heutzutage den Besucher die Lage und die Natur. Mitten unter blühenden und grünenden Bäumen und Einhegungen hat man den schönsten Ueberblick über die Reste alter Herrlichkeit, über die Triumphbögen des Septimius, Titus und Constantinus, über das Colosseum, das Forum und die Säule Trajan's. Man kann sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß die monumentale Welt der modernen Zeit nur Nachahmung und Wiederholung ist.

3. Religiöse Wandlungen im Cäsarenreich.
(Thermen. Vatican. Engelsburg.)

Dienen das Capitol und die Triumphbogen als Marksteine der äußeren Geschichte Rom's, so führen uns die anderen monumentalen Ueberreste des Alterthums, die Amphitheater und Thermen, in die Sitten- und Culturgeschichte und in die Entwicklung des Religions- und Kirchenwesens ein. Es ist häufig genug geschildert worden, wie

eifrig die Cäsaren bedacht waren, dem Verlangen des Volkes nach „Brot und Schauspielen“ entgegenzukommen; wie sehr sie bemüht waren, die Vergnügungssucht der Menge und die Genußgier eines verwöhnten und verweichlichten Geschlechts durch Errichtung von Schaubühnen und Amphitheatern zu Thierkämpfen und Gladiatorenspielen, durch üppige Badeanstalten zu befriedigen. Es ist eine geschichtliche Erfahrung, daß rohe Vergnügungen und ein üppiges Lust- und Lasterleben mit einer gesteigerten Civilisation Hand in Hand gehen. So war es auch in dem kaiserlichen Rom. Solche verfaulten Zustände sind immer die Symptome des Verfalls einer Nation. Wo körperliche Erschlaffung die physische Spannkraft lähmt und moralische Verbildung des inwendigen Menschen die herrschenden Eigenschaften eines Volkes sind, verschwindet die männliche Kraft und die bürgerliche Tugend, durch welche Staaten und Nationen wachsen und gedeihen. Die monumentalen Reste des alten Rom, vor Allem das Kaiserbad des Caracalla und das Flavische Amphitheater, dessen volksthümlicher Name Colosseum die wunderbare Größe andeutet, geben Zeugniß, wie sehr die römischen Imperatoren, die guten wie die schlimmen, den Hang des Volkes zu befriedigen suchten. Ein Geschlecht, das an dem Zerfleischen der Thiere und der Fechtersclaven Gefallen findet, von dessen Wink und Belieben es abhängt, ob der besiegte Gladiator, der wie der sterbende Fechter auf dem Capitol die Wunde in der Brust trägt, am Leben erhalten oder dem Tode geweiht werden soll, hat jedes Gefühl von Humanität und menschlichem Mitleid in der Brust erstickt, und wie sollte ein Volk, das die langen Stunden des Tages in dem trägen Genußleben und in den leeren Zerstreuungen und Unterhaltungen der verweichlichenden Badeanstalten verbrachte, noch Sinn haben für Freiheit und bürgerliche Tugend? Als ein Gott der Erde wurde der Cäsar gepriesen, der den Freudenkelch des Lebens stets von Neuem füllte, der den Quiriten der Hauptstadt stets nur Stätten und Schauplätze der Lust und des üppigen Wohllebens schuf. So kam es, daß ein Reich, das durch die Kraft und Energie stärkerer Männer zu einer wunderbaren Größe ausgedehnt worden war, durch die Söhne eines rauheren Klimas, einer naturwüchsigeren Lebensweise zerschlagen und zerstückelt werden konnte. Die Triumphbogen, die Thermen, die Amphitheater sind die symptomatischen Markzeichen des geschichtlichen Processes des quiritischen Reiches in seinem Aufgang wie in seinem Niedergang und Verfall.

12*

Wie Diocletian's Name als die typische Personification eines Christenfeindes und Christenverfolgers durch die Geschichte geht, so wird der Name Constantin's als der des ersten Imperators, der das Christenthum zur Reichs- und Staatsreligion erhob und den gekreuzigten Heiland über die antike Götterwelt setzte, in der Weltgeschichte gefeiert. An dem Triumphbogen, den ihm Senat und Volk nach dem Sieg an der milvischen Brücke zum Theil aus geraubten Stücken anderer Kunstwerke errichten ließen, und der noch jetzt die Ruinenwelt des Forum an der einen Seite abschließt, kann man die religiösen Wandlungen erkennen, welche in jener Uebergangszeit sich vollzogen. Unter der heutigen Inschrift: „Auf Eingebung der Gottheit" schimmert noch die ursprüngliche Lesart durch: „Auf den Wink des höchsten und besten Jupiter." Diese Umwandlungen wurden häufig durch politische Motive und weltliche Rücksichten herbeigeführt; aber aus vielen antiquarischen Ueberresten jener Jahrhunderte der inneren Kämpfe und Gegensätze geht hervor, daß auch tiefere Regungen mitwirkten, daß die Welt eifrig nach Wegen forschte, die zur Wahrheit und ewigen Seligkeit führen möchten. Je nachdem ein Imperator den Herrscherthron inne hatte, dessen religiöse Ueberzeugung scharf nach der einen oder nach der anderen Seite hinneigte, so wurden auch die Religionsverbote stärker und gingen theilweise in Verfolgungen über. Nach Diocletian errang das Christenthum den vollständigen Sieg. Unter Theodosius II. wurden alle heidnischen Institute unterdrückt und den Bekennern des alten Götterglaubens der Schutz der Gesetze entzogen. Er gab auch Befehl, den Altar der Victoria in der Curie zu Rom, bei welcher die Senatoren zu schwören und ihre feierlichen Opfer von Wein und Weihrauch darzubringen pflegten, zu entfernen. Diese Anordnung war ein Herzstoß für die Anhänger der alten Religion; sie strengten daher alle Kräfte an, das Gebot rückgängig zu machen. Aber umsonst flehte im Namen des Senats der Stadtpräfect Symmachus vor dem jungen Kaiser Valentinian II. in elegischen, gefühlvollen Worten, es möge doch ihrem grauen Alter nicht jener Siegesaltar von froher Vorbedeutung entrissen werden, der den Knaben schon theuer gewesen; umsonst führte er die ewige Roma selbst als Schutzflehende vor, daß bei der Ungewißheit der göttlichen Dinge das altväterliche Herkommen geachtet und ein Glaube nicht vertilgt werde, mit dem sie die Welt erobert: Bischof Ambrosius von Mailand suchte den Kaiser von jedem Zugeständniß an das Heidenthum abzubringen, indem er geltend machte,

daß ein christlicher Herrscher nur seinem Herrn und Heiland einen Altar errichten könne. Die Bitten der heidnischen Räthe blieben unerhört. Der staatskluge Constantin war von minder fester Ueberzeugungstreue; er trat auch nach dem Sieg an der milvischen Brücke unter dem Zeichen des Kreuzes mit seinen religiösen Ansichten nie bestimmt hervor. Erst auf seinem Todbett empfing er die Taufe und zwar von einem arianischen Bischof. Einem seiner Nachfolger, den die Kirche als den Großen bezeichnet, Theodosius, war es vorbehalten, gegen das Heidenthum zu verfahren, wie Diocletian gegen die Christen. Wenn die Schreckensmaßregeln gegen das Heidenthum minder grausam und blutig waren als die Diocletianische Verfolgung gegen die Christen, so lag die Haupturſache darin, daß das Heidenthum weniger Widerstandskraft besaß. Die alten Göttervorstellungen waren bereits erschüttert und vermochten dem neuen Glauben, der mit fester Ueberzeugungstreue und Siegeszuversicht auf den Kampfplatz trat, nicht mit der gleichartigen Kraft zu begegnen.

Ueber den Thermen Diocletian's ist die Kirche Maria degli Angeli errichtet worden, Michelangelo's letztes herrliches Werk. Durch diesen Machtbau mit der wunderbaren Colossalstatue des Moses über dem Grabmal des gewaltigen Papstes Julius II. sollte symbolisch angedeutet werden, daß das Christenthum den Sieg errungen habe über seinen letzten und heftigsten Feind und Verfolger. Der Kopf des Moses gleicht einem Alpengebirge; wie Bergströme rauschen die Haarlinien des Bartes herab. Die Gestalt trägt zugleich den Charakter des Künstlers, des Gesetzgebers, der zürnend die Tafeln zerbricht, und des gewaltigen Kirchenfürsten, dessen Grab sie ziert. Dieses Denkmal verbindet gleichsam die christliche und die heidnische Zeit, führt die Kraft und Hoheit das classischen Alterthums in echter Renaissance der modernen Cultur zu.

Der Name des gewaltigen Imperators, welcher das sinkende Reich vor seinem Zusammenbruch mit kräftigem Arm und organisatorischem Geschick zu stützen gesucht, ist in unsern Tagen, namentlich im Heerlager der Ultramontanen, als Typus und Personification antichristlicher Gesinnung dargestellt worden. Und doch war er einer der bedeutendsten Herrscher in der Reihe der Cäsaren, der dem römischen Imperium durch das Zusammenfassen und Concentriren aller Kräfte, durch Begründung einer höchsten einherrlichen Autorität Stärke und Dauer verleihen wollte. Dieser Zweck leitete ihn auch in seinem Verhalten gegenüber den Christen. Diocletian war eine

der gewaltigen Herrschernaturen, welche die Weltordnung nach ihrem Willen und ihren Ideen gestalten wollen, und die Uniformität nach Außen wie im Innern als den mächtigsten Hebel und das festeste Fundament eines starken Regiments ansehen. Dazu gehört neben einer großen Heeresmacht und einer consequenten, klaren Politik vor Allem die Uebereinstimmung in religiösen Dingen, das Festhalten an den gewohnten Satzungen und Gebräuchen des Glaubens. Wie Justinian die Arianer, wie Ludwig XIV. die Hugenotten bekämpfte und unterdrückte, so wollte auch Diocletian das heidnische Religionswesen, mit dem der Staat zu der Väter Zeiten gewachsen und mächtig geworden, vor den zersetzenden Einwirkungen der Christen bewahren und sicherstellen. Diocletian neigte zur Mystik und legte der Wahrsagerei und dem Aberglauben des Heidenthums eine große Bedeutung bei. Als er noch ein geringer Tribun im Heere war, hatte eine belgische Druidin ihm geweissagt, daß er einst den Gipfel der Macht und Herrschaft ersteigen werde. Diese Voraussagung war in der glänzendsten Weise in Erfüllung gegangen. Seitdem fühlte sich seine schwärmerische Natur an das Heidenthum mit seinen Orakeln und Weissagungen, mit seinen abergläubischen Gebräuchen und Vorstellungen gefesselt. Und was dem Kaiser für wahr und heilig galt, das sollte auch der Glaube aller Staatsangehörigen sein.

Die Thermen Diocletian's sind fast gänzlich in dem christlichen Kirchenbau aufgegangen. Dagegen sind von den Bädern des Titus noch mächtige Gewölbe und Gänge erhalten; sie geben den Beweis, wie großartig jene Männer des Alterthums zu schaffen und zu vollführen verstanden. Von „Nero's goldenem Hause“ und von den darauf gegründeten Badeanlagen des Titus wirken die geringen Spuren der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit so mächtig auf jeden Beschauer, daß selbst Rafael die Ueberreste der Fresken auf den Wänden bei seinen Loggien unzweifelhaft vor Augen gehabt hat.

Die alten Kirchen Rom's, insbesondere die Johanniskirche im Lateran, die Kirche Maria maggiore und die erst in späterer Zeit in ihrem ganzen Umfang entdeckte Kirche San Clemente, bilden die geschichtliche Unterlage für die Entwicklung der christlichen Kirche. In San Clemente finden drei geschichtliche Weltalter, das römische Heidenthum und das Christenthum vor und nach Gregor VII., ihren Ausdruck. Man steigt wie in eine Katakombe tief unter die Erde, bis man über einem Teich, über den Bretter und Balken gelegt sind,

auf den Opferaltar des uralten Mithrastempels stößt, auf welchem schon in den zwei ersten Jahrhunderten eine altchristliche Basilica gebaut war, die in den Kriegen zwischen Papst Gregor VII. und Heinrich IV. durch Robert Guiscard zerstört, dann wieder aufgebaut wurde. Eine Menge theils gebrauchter, theils verdeckter Säulen geben den Beweis, daß das Christliche allenthalben auf dem Heidnischen aufgebaut ist und sich an den Schätzen des römischen Alterthums bereichert hat. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie selbst die Hauptstadt Rom, wo doch die Kirche ihre ganze Herrlichkeit entfaltet hat, den mächtigsten Eindruck durch ihre antiken Monumente und Erinnerungen macht; auch die Laterankirche hat ihren besten Schmuck, die herrlichen Säulen der Schiffe, aus alten Tempeln, und die antike Kunstwelt, die uns in den zahllosen Sarkophagen, Statuen und Basreliefs des unteren Erdgeschosses des Lateranpalastes entgegentritt, erfüllt zugleich mit Bewunderung und mit Wohlgefallen. Der großartige Bau, den Agrippa allen Göttern geweiht hat, steht noch jetzt in seiner alten architektonischen Harmonie und Herrlichkeit da; über das Dachgewölbe geht kein neueres Architekturwerk; daran können alle Baumeister lernen. Nur eine Entstellung hat die christliche Zeit in zwei Glockenthürmchen über dem Portal angebracht.

In dem Stadttheil auf der rechten Seite des Flusses, welcher den Namen Trastevere trägt, sind Bauwerke aufgeführt, welche im Mittelalter den ganzen Glanz auf sich zogen, der das verfallene Capitol und Forum im Alterthum umstrahlt hatte: die Engelsburg und der vaticanische Palast mit der Peterskirche. In den Sälen des Vaticans, die sich in die Tausende belaufen, sind die edelsten Schätze der Kunst und Wissenschaft gesammelt und aufbewahrt; in der Peterskirche hat sich das Papstthum ein Monument seiner Größe, Macht und Herrlichkeit geschaffen; in der Engelsburg entstand aus dem Grabmale des Kaisers Hadrian die Citadelle des päpstlichen Rom, welche in den Kriegen des Mittelalters so oft in kritischen Momenten den Ausschlag gegeben hat.

Wenn die Peterskirche die ganze Herrlichkeit und Majestät des Pontificats abspiegelt und zugleich einen Triumph der architektonischen Kunst bezeichnet, so enthält der Vatican die Perlen, welche die antike Plastik und die Malerei der Renaissance geschaffen. Es ist ein Ehrentempel des Genius, wie er sich in den erhabensten Productionen

alter und neuer Zeit entfaltet hat. Nirgends hat sich das göttliche Talent eines Rafael und Michelangelo in solcher Vollkommenheit gezeigt, wie in den Decken- und Wandgemälden des Vatican, nirgends tritt die Macht und Hoheit der antiken Kunstschöpfungen so ergreifend und wirksam an den verständnißvollen Beschauer heran, wie in den Sälen und Hallen des wunderbaren Gebäudes. Wer mit offenem Auge und Sinn durch die statuengeschmückten Räume schreitet, der empfindet die ganze Wahrheit des einfachen und edlen Ausspruches von Winckelmann: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke.“ Hier tritt der Geist und Schönheitssinn wie die technische Gestaltungskraft des hellenischen Volkes in allen Formen und Situationen zu Tage und wirkt mächtig auf Gemüth und Phantasie.

Der Gang durch die herrlichen Säle mit den unsterblichen Kunstwerken erfüllt das Gemüth mit einer heiligenden Kraft der Weihe; man fühlt sich von geheimnißvollen Mächten durchzogen: denn Alles, was der Menschengeist von übernatürlichen Mächten ahnt und begreift, hüllt er in symbolische Bilder, die immer der Ausdruck der individuellen oder nationalen Bildung sein werden. In den deutschen Volkssagen spielt die altheidnische Geisterwelt eine elegische Rolle; sie trägt das Gefühl in sich, daß sie einer mächtigeren Gewalt unterliegen muß. In den alten hohen Gestalten der antiken Himmelsmächte lebt noch immer das Gefühl der Weltherrschaft fort, denn das Schöne und Erhabene, das in ihnen den vollsten Ausdruck findet, wird ewig gelten. Wenn man die Götterstatuen im Capitol und im Vatican mit Sinn und Verständniß anschaut und damit vergleicht, was das christliche Rom an die Seite gestellt hat, begreift man das elegische Pathos in Schiller's Gedicht: „Die Götter Griechenlands.“

Nach dem Beispiele der pharaonischen Pyramiden ließ sich Kaiser Hadrian am rechten Tiberufer das colossale Mausoleum errichten, welches von dem Engel mit dem Schwert auf dem Giebel in der christlichen Zeit den Namen Engelsburg erhielt. Hadrian war eine Imperatorengestalt, die viele Räthsel seines Lebens ungelöst läßt und daher von jeher die Schriftstellerei angeregt hat, den verschiedenartigen Seiten seines Charakters nachzugehen, in die Widersprüche Klarheit und Einheit zu bringen, das Dunkel der mangelhaften Geschichtschreibung durch die Einbildungskraft zu ergänzen. Trotz mancher Schattenseiten ist Hadrian den bedeutendsten Persönlichkeiten

des sinkenden Rom's beizuzählen. Die Ausbildung der Monarchie, die Verbesserung der Rechtspflege, die Erhaltung des Friedens, die Fürsorge für die Provinzen, die Befestigung der Militärmacht, die Sicherung der Reichsgrenzen, die Hebung der Bildung, die Erweckung eines großartigen Kunstlebens, die Begründung und Feststellung dauernder Formen im Hof- und Beamtenleben, diese und andere Schöpfungen geben Zeugniß von dem großen Herrschergeist, von der umsichtigen und verständigen Staatskunst, von den hohen Regentengaben des klugen Kaisers, der seine Zeit erkannte und zu beherrschen verstand. Aber auch seinem Privatleben und persönlichen Charakter fehlt es keineswegs an interessanten Zügen. Liest man von seinen verwegenen Jagden, von seinen anstrengenden Wanderungen und Reisen durch alle Provinzen des römischen Reiches, von seiner körperlichen Abhärtung, von seiner strengen Manneszucht bei den Legionen, so sollte man ihn eher für einen Kriegshelden des alten Freistaates halten als für den Sohn eines verweichlichten, in Lüste und Laster versunkenen Jahrhunderts. Betrachtet man ihn aber im Umgang mit Mystikern, Sophisten und Worthelden, wie er sich an ihren hohlen Phrasen, an ihren unfruchtbaren Speculationen ergötzt, erwägt man, wie er sich dem astrologischen Gaukelwesen, dem orientalischen Mysterienwahn, dem einfältigsten Aberglauben hingibt, oder denkt man sich ihn in seinen üppigen Landhäusern, umgeben von Dienern und Genossen der Lust, so glaubt man sich in die Tage eines Caligula und Nero versetzt. Vergleicht man aber wieder die mächtigen Kunstschöpfungen, den wunderbaren Kaiserpalast in Tivoli, aus welchem in früheren Jahrhunderten der Vatican einen großen Theil seiner werthvollsten Kunstschätze gezogen hat, die Zuneigung und Gönnerschaft für griechische Künstler, Gelehrte und Schriftsteller, mit dem leeren Gepränge der Schauspiele, der Gladiatorenkämpfe, der Volksbelustigungen, in dem die meisten römischen Kaiser ihre Herrschergröße und ihren Stolz erblickten, so wird man gestehen, daß eine weite Kluft ihn von seinen Vorgängern trennte. Es ist nicht unrichtig, was Aurelius Victor, der Epitomator, von Hadrian sagt: „Sein Charakter war veränderlich, wandelbar und vielgestaltig. Er war so geartet, daß Tugenden wie Laster ihm gleichsam beliebig zu Dienst standen. Die Heftigkeit seines Gemüths mit einer gewissen Kunst beherrschend, wußte er sein mißgünstiges, finsteres, zur Wollust geneigtes und von Eitelkeit erfülltes Wesen mit Feinheit zu verstecken, die Maske der Enthaltsamkeit, Gefälligkeit und Güte anzunehmen und seine brennendheiße Ehrsucht zu verbergen.

Seine zu große Lebhaftigkeit verleitete ihn, mit Reden des Ernstes wie des Scherzes, ja selbst mit Schmähreden zu reizen oder solche zu erwidern: einem Gedicht verstand er ein Gedicht, einem Witzwort ein Witzwort entgegenzusetzen, so daß man hätte glauben sollen, er habe sich auf Alles vorbereitet.“ Kaiser Hadrian war eine reichbegabte, vielseitige, für alles Große und Herrliche empfängliche Natur, geistvoll, beredt und witzig im Umgang, aber reizbar und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Es fehlte ihm die innere Einheit. Er gehörte zu den hohen Fürstengestalten, die viel Licht ausstrahlen, aber auch großen Schatten werfen.

Wenn wir einen Blick auf das Geistes- und Gemüthsleben der heidnischen Welt in ihrem Niedergang werfen, so wird uns der rasche Sieg des Christenthums leicht begreiflich. Die religiöse Anschauung der antiken Welt hatte sich ausgelebt; die Kunst wie die Philosophie hatten die mythischen Gebilde und Vorstellungen zersetzt; die Volksreligion war in leeres Formelwesen, in Gebräuche des Aberglaubens ausgeartet. Wo sollte da die Sehnsucht des Herzens nach Erhebung und Erlösung aus dem Wirrsal des Lebens Erhörung finden? Die Axt war schon an die Wurzel des Heidenthums gelegt, als die Lehre von dem gekreuzigten Heiland, der die Macht der Sünde gebrochen und dem Tod den Stachel genommen, in die heilsuchende Menschheit eindrang und den öden Boden der Skepsis und der Verneinung mit fruchtbringenden Saaten bestreute. Aber ehe die christliche Lehre den vom Skepticismus verwüsteten Boden der heidnischen Philosophie besetzen konnte, wurde derselbe von einer wilden Schaar phantastischer Schwarmgeister zum Tummelplatz gewählt, welche die herrlichen Gebilde edler Weisheit mit den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer unklaren Mystik und eines verschrobenen Wahn- und Aberglaubens zu einer unnatürlichen Mischung fremdartiger Lehr- und Glaubenssätze verbanden. Schon in der von den Stoikern und Platonikern aufgestellten Lehre eines Zwischenreiches von Dämonen, welche die Stelle der Volksgötter einnehmen konnten, lag der Keim einer schwärmerischen Religionsrichtung. Dann aber war es das Verlangen der Seele nach Erlösung aus den Banden der philosophischen Schulphrasen und der abgestorbenen Volksreligion, was viele Römer des zweiten und dritten Jahrhunderts in den Zauberkreis orientalischer Geheimlehren führte; es war das Bedürfniß eines inneren Lebens

inmitten der allgemeinen Erschlaffung und des Sinnentaumels, was schwache Naturen antrieb, in Mystik, Aber- und Wunderglauben einen Halt zu suchen; es war der Mangel an höheren Lebenszwecken und die Oede einer übergebildeten, an allen Genüssen gesättigten Zeit, was die blasirten Stadtbewohner Gauklern und Geisterbeschwörern, Zauberern, Traumdeutern und Wundermännern in die Hände lieferte und die große Menge in die geheimen Religionsweihen, Mysterien und Orgien stürzte. Die tiefwurzelnde überlieferte Verehrung für die heiligen Namen Pythagoras und Plato warb den Schwärmern und Propheten, den Magiern und Sectenstiftern Anhänger und Bekenner, indem das schlaffe Geschlecht mit Begierde nach religiösen Lehrgebilden griff, die dem Hang nach dem Mystischen und Wunderbaren mit einem glänzenden Namen entgegenkamen und dem hinwelkenden Heidenthum in seiner Rathlosigkeit eine neue Stütze und eine Waffe gegen das Christenthum verliehen. Aus diesen und anderen Quellen floß die reiche Fülle der Superstitionen, die Mischung der Religions- und Lehrkreise, der philosophische und religiöse Synkretismus, welcher das junge Christenthum in seinem stillen Gange umstellte und zu verschlingen drohte; auf diesem üppigen Sumpfboden pflanzten die Schwarmgeister, welche die philosophische Negation mit dem feindlichen Gegensatz angeblicher Geheimlehren und übernatürlicher Wunderkräfte vertauschten, ihre sinnlich-phantastischen Gebilde auf.

Indem sie griechische und orientalische, namentlich jüdische und ägyptische Vorstellungen und mythische Allegorien zusammengossen, umstrickten sie den schwachen Menschensinn mit einer angeblichen „Geisterkunde“, mit Geheimlehren über die verborgenen Kräfte der Natur, die der Kundige und Eingeweihte sich dienstbar machen könne, mit trügerischen Vorstellungen von Wunder- und Zauberkünsten, von Prophetengaben, Wahrsagerei und Hellsehen; mit Mysterien, Symbolen und abergläubischen Gebräuchen. Wenn man das bunte Gemenge der geistigen Gewächse jener Zeit überblickt, wo die üppigste Vegetation neben erhabenen Lehren und Vorstellungen und neben edlen Gütern des Gemüths und Herzens die widerlichsten Ausgeburten einer verschrobenen Phantasie, die Erzeugnisse einer wollüstigen Literatur, die Thorheiten und Mystificationen philosophischer Schwindler und Gaukler, die Weissagungen chaldäischer Astrologen mit raschem Wachsthum hervortrieb, so möchte man glauben, das Heidenthum habe vor seinem Verschwinden noch einmal alle seine Güter und

Gaben, aber entstellt und verdorben, vorführen wollen; es habe noch einmal mit seinen geistigen Reichthümern prunken wollen; aber wie bei einer heruntergekommenen Herrscherfamilie war der ehemalige Glanz durch falsche Perlen und Diamanten veranschaulicht; die alten Edelsteine und das wahre Gold waren verschwunden; was gezeigt wurde, war unecht, entstellt oder nachgemacht.

4. Römische Künstlerwelt und Gesellschaftswesen.

Ich habe mir den sechsmonatlichen Aufenthalt in Rom eifrig zu Nutzen gemacht; selbst meine Unterrichtsstunden an den Vormittagen haben mir manche Gelegenheit gegeben, die Eindrücke meiner Studien mir klarer zu machen und auf andere Gebiete auszudehnen. Für meinen Bildungsgang waren die Wintermonate in Rom von durchschlagenden Folgen für mein ganzes Leben. Es ist ja eine bekannte Erfahrung und oft genug ausgesprochen worden, wie anregend eine italienische Reise auf Geist und Gemüth einwirkt. Dies habe ich auch an mir selbst empfunden. Die reiche Welt der Geschichte, der Kunst, des Alterthums, der man allenthalben begegnet, befruchtet den denkenden Geist mit Ideen und Kenntnissen der mannigfaltigsten Art. Das Kleinliche und Alltägliche schwindet in ferne Räume, die Weltanschauung wird höher und weiter. Und wie belebend wirkt der helle blaue Himmel auf Herz und Phantasie! Das heitere Sonnenlicht verscheucht die trüben Gefühle aus der Seele. Ist auch die Wirklichkeit und die menschliche Umgebung oft wenig erfreulich, wem noch Jugendmuth und Hoffnung in der Brust lebt, der vermag sich auf einen erhabeneren Standpunkt, zu einem weiteren Gesichtskreis aufzuschwingen, in das Reich der Ideale, wo die schönen Formen wohnen.

Ich selbst erlangte durch die italienische Reise und insbesondere durch mein Verweilen in Rom die Fähigkeit, mich in den Wirrnissen und Zerklüftungen des Erdenlebens zu einem freien Gesichtspunkt zu erheben, in dem kreisenden Wechsel der Dinge den beharrenden Geist zu suchen.

Wenn ich bei meiner späteren historiographischen Thätigkeit die wesentlichste Eigenschaft und Kunst des Geschichtschreibers darin erblickte, daß er das Mannigfaltige in der Welt der Erscheinungen sorgfältig und gewissenhaft durchforscht, die Eindrücke in seine Seele aufnimmt, und sie, durch den eigenen Genius verklärt, künstlerisch darstellt, so verdanke ich diese Auffassung hauptsächlich den Studien

und Lehren meines römischen Aufenthaltes. Und wenn ich in dem Parteigetriebe, das in der Folge mir so oft nahe trat, mir ein objectives Urtheil und einen unbefangenen, gerechten Sinn zu erhalten wußte, so darf ich dies ebenfalls als einen Erfolg jener Jahre jugendlichen Strebens betrachten. In einer so großartigen Umgebung gelangt man zu einer höheren Auffassung menschlicher Dinge.

Zu geselligem Umgang hatte ich wenig Zeit, doch war auch dieser nicht ausgeschlossen. Zwar fand ich keinen Eingang in die vornehmen Zirkel, die sich in den Gesellschaftsräumen des preußischen Gesandten von Bunsen, in dem Palazzo Caffarelli versammelten, weil ich nicht darnach strebte, theils aus Mangel an Empfehlungen, die ich mir zu verschaffen versäumte, theils aus einem gewissen, wenn man will, plebejischen Stolze. Es mag noch die Nachwirkung einer ärmlichen Jugend gewesen sein, daß ich Scheu trug, in Kreise einzutreten, die über meinem Stande waren. Was ich war und in der Folge ward, lag damals noch unter einer rauhen Rinde verborgen. Ich habe nie verkannt, welche Vorzüge und welche Genüsse gehobene Gesellschaftskreise für das Leben und den Bildungsgang eines jungen Mannes darbieten. Aber es war mir ein unerträglicher Gedanke, nur geduldet, nicht um meiner selbst willen aufgesucht oder anerkannt zu werden. In meinem ganzen Leben war mir nichts mehr verhaßt als serviles Kniebeugen. Aber wenn ich auch den Palazzo Caffarelli nicht betrat, als dann und wann bei den Sitzungen des archäologischen Instituts, so machte ich doch manche Bekanntschaften, die bis zur Stunde in meinem Gedächtniß geblieben sind.

Unvergeßlich blieb mir eine mehrtägige Fußreise nach dem reizenden Albanergebirge mit den Seeen Albano und Genzano, den geschichtlich bekannten Orten Aricia und Frascati. Was läßt sich an Naturschönheit und idealen Eindrücken mit jener Gegend vergleichen, wo man mit jedem Schritt auf landschaftliche Bilder von überraschenden Reizen stößt und das Auge überall Erinnerungen und Spuren einer großen Vergangenheit erblickt? Der Zauber des südlichen Himmels, der über eine fremdartige, wunderschöne Pflanzen- und Baumwelt ausgebreitet ist, der historische und romantische Hauch, der auf Tritt und Schritt den kundigen Besucher anweht und über das Ganze wie ein Schleier gezogen ist, üben eine wunderbare, hinreißende Wirkung. Selbst die zerlumpte, verkommene, arbeitsscheue Bevölkerung und die halbzerfallenen Häuser rauben den Orten nichts von ihrem Reiz. Wird man doch in Rom selbst gewöhnt, neben den

Herrlichkeiten der Wunderwerke Armuth, Schmutz und Trägheit hingelagert zu sehen. Bürgerlicher Wohlstand und häusliche Wohlhäbigkeit, mühsam errungen und erhalten, sind selten in jenem mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Lande. Ein mit bürgerlichen und häuslichen Tugenden dürftig versehenes Volk schaut zu den Monumenten eines großartig angelegten Geschlechts empor.

Mit manchen Persönlichkeiten, deren Namen nicht unbekannt geblieben sind, kam ich in Berührung, so mit dem Historiker Constantin Höfler, welcher damals im Auftrag der Münchener Akademie die Acten des päpstlichen Archivs durchforschte, und mit dem hannöverschen Legationsrath Kestner, einem Sohn der Lotte Buff, aus „Werther's Leiden" bekannt, welcher mit einer Nichte und einem kunstsinnigen Neffen in Rom weilte. Von Höfler habe ich seitdem Manches gehört und gelesen; doch sind wir nicht mehr in persönliche Berührung gekommen. Nach einer kurzen Lehrthätigkeit in München, aus der er durch die Wirrnisse, zu welchen Lola Montez Veranlassung gab, verdrängt wurde, ist er in Prag als Professor der Geschichte bis zur Stunde thätig; ein strenger Ultramontaner, der jedoch den Czechen gegenüber standhaft zur deutschen Fahne hält.

Auch mit einem jungen liebenswürdigen Philologen Namens Herold, der auf seiner Rückreise aus Griechenland einige Monate in Rom zubrachte, hatte ich verkehrt. Derselbe ist, wie ich aus der „Allgemeinen Zeitung" erfuhr, vor wenigen Jahren als Gymnasialprofessor gestorben. Ich hatte seit jener Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Die römischen Bekanntschaften verblassen rasch in der transalpinischen Atmosphäre.

Am meisten Umgang pflog ich mit den deutschen Künstlern, die sich damals in Rom aufhielten. Mit Thorwaldsen konnte ich leider nicht viel verkehren, da er während meines Aufenthalts Rom verließ. Aber die kurze Begegnung reichte hin, um mir einen unauslöschbaren Eindruck von der Persönlichkeit des großen Künstlers zu erzeugen. Nur ein Mann von so schöner, wohlgewachsener Gestalt mit dem edlen Angesichte, den liebevollen Augen und dem herabwallenden Haare konnte den Einzug Christi und seiner Jünger würdig darstellen; er brauchte nur Alles, was in seiner Seele als Ideal lebte, äußerlich zu gestalten, und er war zugleich weitherzig genug, auch den hellenischen Mythen edle Elemente abzugewinnen. Er hat die griechische Idealwelt der modernen Menschheit verständnißvoll zugeführt.

Um so häufiger kam ich mit Martin Wagner zusammen. Wenn man bei dem Anblick Thorwaldsen's an einen Christuskopf erinnert wurde, so mochte man in der Gestalt, dem Wesen und der Gesichtsbildung Wagner's des attischen Weisen Sokrates gedenken. Seine Freunde nannten ihn in vertraulichen Kreisen den „Faun". König Ludwig von Bayern, für den er die Aeginetengruppe in der Münchener Glyptothek erworben, und bei deren Aufstellung und Restaurirung mitgewirkt hatte, wies dem Künstler eine Wohnung sammt Atelier in der Villa Malta, der schönen Besitzung des Monarchen, in Rom an. Dort befand sich auch die Künstlerbibliothek, die allen Fremden zugänglich war. Wagner, zugleich Maler und Bildhauer, war ein Mann von großer Belesenheit und vielen Kenntnissen, der durch einen mehr als vierzigjährigen Aufenthalt in der Tiberstadt mit Allem bekannt war, was Rom Merkwürdiges besaß. Aber die päpstliche Kirche, die ihn umgab, vermochte ihn nicht anzuziehen. Obwohl als Würzburger der katholischen Confession angehörig, blieb er seiner Gesinnung nach ein Verehrer der olympischen Götterwelt. Für die Herzensergießungen romantischer Kunstschwärmer hatte er keinen Sinn. König Ludwig war dem Manne sehr gewogen, sowohl wegen seines witzigen, sarkastischen Wesens als seiner kunstfertigen Hand, und verwendete ihn bei seinen monumentalen Schöpfungen. Auch noch andere Künstler, die sich in der Folge einen Namen machten, wie Seitz, Imhof, Schöpf, lernte ich kennen. Anselm Feuerbach, der später die künstlerische Lebensluft in der Tiberstadt athmete, und der von seinem Vater, dem Archäologen, die Liebe zum Hellenismus überkommen hatte, war damals noch ein schöner feuriger Knabe von sechs Jahren.

Die Villa Malta stand mit dem Palazzo Caffarelli nicht auf gutem Fuße. Bunsen, der sich damals auf seiner glänzenden Laufbahn in aufsteigender Linie bewegte, in dessen geräumiger Wohnung sich alle distinguirten Glieder der römischen Fremdencolonie zu geistreichen und ästhetischen Unterhaltungen einzufinden pflegten, strebte nach einer gesellschaftlichen Suprematie, welcher sich die Künstlerwelt nicht fügen wollte. Der merkwürdige Lebensgang des reichbegabten Mannes ist nach seinem Tode von der trefflichen hochgebildeten Wittwe und von Professor Nippold in ausführlicher Biographie dargestellt worden, und auch ich selbst habe in den „Heidelberger Erinnerungen" die Hauptzüge seines litterarischen und politischen Wirkens angedeutet, so daß es eine vergebliche Mühe sein würde, nochmals

auf jene Jahre seines römischen Aufenthaltes zurückzukommen. Man rühmte in den deutschen Kreisen die gehobene geistige Atmosphäre, die in den geselligen Zirkeln am Capitol herrschte; aber im Bewußtsein seiner hervorragenden Stellung wollte er auch seine Autorität anerkannt wissen. In jener Zeit des öffentlichen Stilllebens und der politischen Ruhe dienten die geselligen Zirkel in den Räumen am Capitol, wo der lebhafte, gesprächige Hausherr den Ton der Unterhaltung angab, und die englisch und deutsch gebildete Hausfrau in Anmuth waltete, zur Erhöhung der Reize und Annehmlichkeiten eines römischen Aufenthaltes.

In die Zeit, die ich in Rom verbrachte, fielen auch die festlichen Tage, die das äußere Stillleben unterbrechen: Weihnachten, Carneval und Ostern. Auf den Nordländer, der das Familienfest des Weihnachtsabends mit seinem beleuchteten und geschmückten Christbaum und den herzerfreuenden Geschenken um denselben in Erinnerung hat, wird das römische Weihnachtsfest, das ausschließlich kirchlicher Natur ist, keinen erhebenden oder gemüthlichen Eindruck machen. Die kirchlichen Handlungen bestehen wesentlich in symbolischen Darstellungen aus dem Leben Jesu nach den Erzählungen der Evangelien. Desto mehr wird er sich an den fröhlichen Volksbelustigungen der Carnevalswoche ergötzen. Der römische Carneval ist oft beschrieben und geschildert worden. Hier ist Alles Leben und Bewegung; Maskenzüge geben Veranlassung zu Anspielungen, zu Witzen und Scherzen; Mummenschanz und komische Verkleidungen erwecken Lust und Fröhlichkeit; scherzhafte Scenen und Volksspiele aller Art beleben die menschenbewegten Gassen; Gruppen von Männern und Frauen in auffallenden Trachten erhöhen die Heiterkeit; die vornehme Welt, besonders die schönen Frauen Albions, schauen von erhöhten Tribünen dem bunten Treiben zu und betheiligen sich daran durch Herabwerfen von Confetti über das ameisenartige Gewühl. Die graziösen Gestalten und Bewegungen der Südländer, die natürliche Lust und Ausgelassenheit der Volksmenge, das Zitherspiel des Moccolitanzes verleihen dem ganzen Fest einen poetischen und künstlerischen Anstrich. Der Carneval ist der letzte Act der Weltlust, ehe der Aschermittwoch sein „Weg mit Lustgesang und Reigen" verkündigt und zur Buße aufruft. Es ist ein natürlicher Zug in der Menschenseele, daß man noch einmal des heiteren Lebens sich erfreuen will, ehe man in die Tage der Bußfertigkeit, Zerknirschung und Contemplation eintritt und sich ernsten Betrachtungen hingibt. Solche menschliche

Regungen und Empfindungen hat die katholische Kirche zu religiösen Festen und Gebräuchen benutzt. Zu dem Zweck trug sie kein Bedenken, aus dem Religionswesen des Alterthums Verwandtes heranzuziehen und mit den christlichen Traditionen zu vermischen. Daher hat auch der Carneval nur in den katholischen Ländern einen natürlichen Boden und zwar in erster Linie da, wo, wie in Italien und in den linksrheinischen Städten, besonders in Köln und in Mainz, noch heidnische Elemente und Gebräuche in die christliche Zeit herüberragten. In protestantischen Ländern macht die Nachahmung einen frostigen Eindruck; da gleicht sie der schlechten Copie eines genialen Bildes.

Ist der Carneval in Rom ein Volksfest, in welchem sich der Wechsel des Lebens abspiegelt, so ist Ostern ein Kirchenfest, in welchem das Papstthum seine Triumphe feiert, wie die alten Imperatoren nach einem siegreichen Feldzug. Was die Kunst an glänzenden Aufführungen zu leisten vermag, um die Sinne zu ergötzen, wird bei dieser Gelegenheit aufgeboten. Beleuchtung, Feuerwerk, musikalische Productionen, kirchliche Umzüge folgen in anziehendem Wechsel aufeinander. Selbst die Ceremonie der Fußwaschung und der Speisung der Greise dient zur Verherrlichung des Papstthums. In ihr soll das Volk erinnert werden, daß der römische Papst der Statthalter Christi auf Erden und der Nachfolger Petri sei und als Knecht der Knechte bei den Gläubigen die Stelle einnehme wie Christus bei den Aposteln. Mag auch diese demüthige Handlung nur eine erheuchelte Form sein, so ist sie doch zugleich ihrem Wesen nach der Ausdruck einer Idee, die eine der tiefsinnigsten und edelsten Seiten des Christenthums bildet, und ihm den Weg geöffnet hat zu allen Völkern. Sie ist das Symbol der Gleichheit, der Brüderlichkeit, der Menschenliebe und des Wohlthuens. Profane Blicke mögen in den Osterceremonien nur Schein und hohles Formenwesen erkennen; aber in ihrem Kern liegen tiefe Vorstellungen verborgen.

h. Neapel und Pompeji.

Als der Winter zu Ende ging und die Frühlingslüfte zu wehen begannen, schickten wir uns zu der Fahrt nach Neapel an. Derselbe Vetturino leistete auch hier und bei der ganzen Rückkehr bis nach Frankreich seine Dienste.

In der Felsen- und Küstenstadt Terracina, wo wir in einem stattlichen, von üppigem Pflanzen- und Baumwuchse umgebenen Gast-

hofe abstiegen, erneuerten sich mir die Eindrücke, die ich zum erstenmal auf der Isola Bella empfunden hatte. Hier wurde ich an das Goethe'sche Gedicht erinnert:

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?

Die romantische Umgebung von Terracina, in deren Nähe einst Cicero durch die Schergen der Triumvirn seinen gewaltsamen Tod gefunden hat, erweckt in dem Reisenden die Empfindung, daß er in das südliche Italien eintritt. Es war ein mächtiger Eindruck, als ich von dem oberen Stockwerk des Gasthofes aus über die nächtliche Meeresfläche hin in der Ferne die Feuerstrahlen des Vesuvs erblickte, der gerade damals in seiner vulcanischen Thätigkeit war. An dem Meeresstrande von Terracina bis Neapel und auf den kleinen, nahe dem Festlande gelegenen Inseln ist eine Fülle von Naturschönheit und von historischen Erinnerungen ausgebreitet. Wie viele prachtvolle Villen hatten schon die alten Römer in der Gegend angelegt! Welches reizende Leben voll geselliger Genüsse und anmuthiger, geistreicher Unterhaltungen entfaltete sich an der Bucht von Bajä mit seinen Luxusbädern! Und von dem Glanz, der den Strand von Puteoli umgab, zeugen noch jetzt die malerischen Ruinen, und lag nicht auch Cumä, der Ursitz der griechischen Colonisation, in jener Gegend und gegenüber die Insel Ischia, wo man noch heutzutage an den schönen, stattlichen Frauen griechischen Gesichtstypus erkennen will? Ein italienisches Sprichwort sagt, daß man Neapel sehen und dann sterben müsse.

Die Natur hat das Königreich Neapel wie eine Braut mit allen Reizen und Gaben ausgestattet, und doch ist das Land mehr und mehr zur Wohnstätte von Bettlern und Banditen geworden. Seit den Tagen, da der letzte jugendliche Sprößling des staufischen Hauses durch welsche Tücke und Grausamkeit auf dem Schaffot sein edles Leben ausgehaucht, ist das Land abwechselnd unter der französischen und spanischen Herrschaft gestanden und von den Einen wie von den Andern unterdrückt und ausgesogen worden. Die Eingebornen, unter der südlichen Sonne erschlafft und an ein süßes Nichtsthun gewöhnt, besaßen nicht die Kraft, das fremde Joch abzuschütteln. Weder der Aufstand im siebzehnten Jahrhundert unter dem Fischer

Masaniello noch die revolutionären Erhebungen eines Pepe und Carascosa im neunzehnten vermochten das Tyrannenjoch zu brechen und ein freies, menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Selbst die gewaltigen Umwälzungen, welche die französische Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in allen Ländern erzeugte und die besonders in der apenninischen Halbinsel auf so blutigen Bahnen einherschritten, blieben ohne nachhaltige Wirkung.

Im zweiten Coalitionskrieg, welchen die Franzosen als Krieg der Rache bezeichneten, bewog die Königin Karoline, die ihren trägen, stumpfsinnigen Gemahl Ferdinand IV. gänzlich beherrschte und den Republicanern, welche ihre Schwester Marie Antoinette auf die Guillotine geführt, einen tödtlichen Haß trug, den König, sich den Verbündeten anzuschließen, um die Franzosen gänzlich aus der Halbinsel hinauszuwerfen. Der österreichische General Mack zog mit den neapolitanischen Truppen an der Seite Ferdinands in das römische Gebiet ein. Das Unternehmen schlug fehl. Der französische Feldherr Championet rückte vor Neapel; die königliche Familie und die Camarilla entflohen auf englischen Schiffen nach Sicilien. General Mack, vor den Thoren von dem Feinde, in der inneren Stadt von der aufrührerischen Volksmasse bedroht, suchte Schutz im französischen Heerlager. Championet entließ den gefangenen Befehlshaber in seine Heimath und erstürmte dann die Hauptstadt. Der gebildete Mittelstand, bei dem die philosophischen Ideen der Aufklärungszeit und die Lehren von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten Eingang gefunden, schloß sich dem republicanischen Feldherrn an und unterstützte ihn bei der Errichtung der parthenopeischen Republik. Ein heiliges Feuer der Begeisterung erfüllte damals die gebildeten Klassen Neapels. Eine neue Staatsordnung nach dem Muster Frankreichs wurde eingesetzt. Freiheitsbäume wurden gepflanzt, Volksvereine gegründet, die neue Ordnung mit Jubel und vaterländischen Hoffnungen begrüßt. Es war ein schöner Traum, der die Herzen der Neapolitaner durchzog, aber er ging auch wie ein Traum vorüber. Die Franzosen mußten abziehen, um Oberitalien gegen die Russen zu vertheidigen, und die flüchtige Königsfamilie mit ihrer Beamten- und Hofdienerschaft kehrte zurück und verhängte mit Hilfe des englischen Befehlshabers Nelson und des von seiner buhlerischen Gemahlin beherrschten Gesandten Hamilton eine reactionäre Tyrannei, wie sie in den Annalen der Geschichte selten in so crassen Zügen hervorgetreten ist. Sie gab dem republicanischen Terrorismus

in Frankreich nichts nach. Alle Theilnehmer, Förderer und Anhänger der republicanischen Einrichtungen wurden mit blutiger Rache verfolgt. Ueber viertausend der gebildetsten und angesehensten Männer und Frauen, wie Pagano, Cirillo, Eleonore Caraffa, Fonseca, der Kriegsminister Mantone, der General Massa u. A., starben auf dem Blutgerüste oder in gräßlichen Kerkern. Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl, Begeisterung für Menschenwürde und das Streben, das Volk aus seiner Versunkenheit und Versumpfung zu erlösen, galten für todeswürdige Verbrechen; glücklich, wer als landesflüchtiger Bettler die Fremde erreichte. Der greise Fürst Caracciolo, Ferdinands früherer Vertrauter, ein hochverdienter Admiral, wurde an einer Segelstange aufgeknüpft und dann, mit einem Gewicht beschwert, den Wellen preisgegeben. Auch die schreckliche Lehre, so erzählt Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Gottheit dem gefühllosen König dadurch gab, daß sie den in's Meer geworfenen Leichnam aus der Tiefe wieder heraufführte, war an seiner steinharten Seele verschwendet. Als nämlich Ferdinand aus Palermo zurückkam und ganz vorn im Schiffe stand, schwamm ein Leichnam auf dem Wasser; als dieser näher kam, hob eine Welle den Vorderleib, und der König erblickte das Angesicht seines alten Freundes mit triefenden greisen Locken. Er rief laut: Caracciolo! und äußerte sich wie Macbeth bei Shakespeare bei dem Anblick von Banco's Geist. Er wandte sich mit Entsetzen ab und fragte: „Was will der Todte?" Als Alles bestürzt schwieg, sagte der Kaplan: er bittet um ein christliches Begräbniß. „Das soll er haben," erwiederte Ferdinand und ging gedankenvoll in sein Gemach. Der Eindruck war aber vorübergehend; der König blieb, wie er von Kindesbeinen an gewesen war.

Man muß bei Coletta die Darstellung dieser Reactionsgreuel lesen, um einerseits mit Abscheu, andererseits mit Bewunderung erfüllt zu werden. Auf allen Märkten und freien Plätzen waren Henker und Blutrichter in ununterbrochener Thätigkeit. Ferdinand gründete einen „Verdienstorden" zur Belohnung Derer, die sich bei dem Reactionswerk besonders hervorthaten. Aber es waltet eine Nemesis in der Geschichte. Sie trifft zwar nicht immer den Schuldigen selbst, aber sie verfolgt sein Geschlecht bis ins dritte und vierte Glied. Auch für Neapel kam die Stunde der Befreiung. Es gehört zu den wunderbarsten Ereignissen der Weltgeschichte, wie mit elementarer Gewalt und Volkskraft durch den Freischaarenzug Garibaldi's der Thron von Neapel niedergeworfen ward.

Es ist noch in Aller Gedächtniß, wie der Volksheld im Mai 1860 mit einem Haufen verwegener Gesellen auf zwei genuesischen Dampfern zur Eroberung des Königreichs beider Sicilien auszog. Und glaubte man sich nicht in eine Traum- oder Märchenwelt versetzt, als die Blätter die Kunde brachten, Garibaldi und seine Gefährten hätten mit Hilfe der einheimischen Freischaaren innerhalb vier Wochen die Insel bis auf Messina unterworfen und hätten dann in weiteren fünf bis sechs Wochen das neapolitanische Festland wie der Graue des Märchens den Schatten Peter Schlemihls aufgerollt und in Besitz genommen?

Als sich die Festung Gaëta dem Sieger ergab, verließ der König Franz II. mit seiner Gemahlin Maria aus Baiern, die allein Muth und Standhaftigkeit gezeigt, das schöne Land seiner Väter. Seitdem lebte er in der Fremde, einer der „Könige im Exil", wie sie die Feder des französischen Schriftstellers Daudet in drastischen Zügen gezeichnet hat. Das bisherige Königreich beider Sicilien wurde ein Bestandtheil des geeinten Königreichs Italien.

Welch' ein Contrast bietet sich dem Auge des Wanderers dar, wenn er von den Schaaren zerlumpter Lazzaroni, die ihn schreiend verfolgen, auf die Natur blickt, die ihn rings umgibt, ein Paradies, von einem verkommenen Menschengeschlecht bewohnt! Das großartigste Phänomen in diesem reizenden Naturbilde ist der Vesuv. In keiner Stunde meines langen Lebens habe ich den Eindruck vergessen, den ich auf dem Gipfel empfunden, als ich mühsam den Aschenkegel erklommen und nun mein Auge schweifen ließ über das Meer, die Felsenküste und die Inseln, am Rande des Kraters stehend, aus dem unausgesetzt Feuerflämmchen und Rauchsäulen emporstiegen. Der gewaltige Eindruck wird noch erhöht, wenn man die verschütteten Städte sieht, welche vor bald zweitausend Jahren der vulcanische Riese unter seine feurige Lava begraben hat. Noch in dem Sklavenkrieg war der Berg bis an seinen Gipfel mit Rebland und Gehölz bewachsen, das den Gladiatorenhorden des Spartacus ein sicheres Versteck bot, von wo aus die verwegenen Gesellen ein consularisches Heer überfallen und sich mit erbeuteten Waffen versehen konnten. Welch' ein Contrast zu dem hohen verödeten Aschenkegel, wie wir ihn jetzt vor uns sehen.

Wir besuchten diese zerstörten Orte, deren Ausgrabung das häusliche Leben der antiken Welt so deutlich veranschaulichte. Als ich die Straßen und Plätze Pompeji's durchschritt, kam mir das ganze

Leben der Alten, das ich bisher nur aus Büchern kennen gelernt, lebendig vor die Seele. Pompeji stellt am vollkommensten und klarsten ein Stück der antiken Welt mitten in unsere moderne. Eine römisch-griechische Provinzstadt, liegt Pompeji wieder offen unter dem freundlichen Lichte des campanischen Himmels, der ihm einst gelächelt hat. Waren auch die Ausgrabungen noch nicht so weit gediehen, wie das Kunstinteresse und die Wißbegierde sie seitdem gefördert haben, so hat doch das Ganze einen unauslöschlichen Eindruck bei mir hinterlassen und mir die ganze Katastrophe, welche das Dasein einer wohlhabenden, behaglichen Stadtgemeinde zerschnitt, vor die Seele geführt. Wir können, die leichte Luft des Lebens athmend, durch seine Straßen wandern, heißt es in Overbeck's Beschreibung von Pompeji, in seine Häuser eintreten und seine Monumente im Strahle der glänzenden Sonne betrachten, die, Leben und Freude weckend, die Gedanken an Tod und Zerstörung aus unserer Seele verscheucht. Herculaneum ist eine dunkele Gruft, in der ein ganzes Geschlecht begraben liegt. Pompeji ist wie eine Stadt, die nach einem Brande von den Einwohnern verlassen ist, welche sich die Phantasie als wiederkehrend denken mag. Ein wunderbares Walten des Schicksals hat uns diese beiden Stätten des Alterthums in ihrer Ganzheit bewahrt. Hier pulsirte das Leben in frischester Fülle und Kraft; hier schuf und wirkte dasselbe nach allen Richtungen mit ganzer, reger Geschäftigkeit; hier trieb sich der lebhafte Verkehr eines sorglosen Völkchens durch die Straßen und Gassen; ja hier lag der Gedanke an Untergang und Zerstörung so fern, daß am Tage des Verhängnisses das Amphitheater von Pompeji von einer schaulustigen Menge erfüllt war; da plötzlich schnitt die Parze den Faden ab; da ließ ein ungeahntes furchtbares Ereigniß das glühende Leben erstarren, oder versenkte es in einen Schlaf gleich dem, welchen Dornröschen schlief, bis der warme Kuß des Lebens sie aus ihm erweckte; da warf der flammende Berg Massen von Asche und Sand und glühenden Steinen aus, die mit einer gleichmäßigen Decke die ganze Stätte dieses Lebens einhüllten, sie beschützend vor den langsam aber sicher wirkenden Zerstörungen kommender Zeiten und alles, was sie trug, geheimnißvoll bewahrend bis auf späte Jahrhunderte.

Wenn man die Kunstschätze betrachtet, welche die verschütteten Städte aus ihrem Schoße in die Säle des Museums von Neapel geliefert haben, wird man mit Bewunderung erfüllt über den Kunstsinn und Kunstgeschmack der antiken Welt. Herculaneum und Pompeji

waren nur mäßige und unbedeutende Landstädte, und doch welche Fülle von edlen Werken der Plastik und der Malerei hat man in den öffentlichen Gebäuden, in den Privathäusern, an den Wänden und Decken der meist kleinen Wohnzimmer, in den offenen Räumen und Vorhallen entdeckt! Hat denn nicht der Kunstgeschmack unserer Tage neue Motive aus den aufgefundenen Erzeugnissen gezogen? Und doch war das häusliche Leben, waren die Räume im Haus so einfach und bescheiden. Die Menschen der alten Welt verbrachten ihre Tage meistens im Freien, auf Straßen und Plätzen unter dem heitern blauen Himmel, in der milden Luft des Südens. Selbst in der Mitte der Häuser waren kleine freie Räume, welche die Schlafgemächer umgaben, und in keinem Hause fehlte das Badgemach; denn das tägliche Baden gehörte zu den Lebensgewohnheiten des Italieners der alten Zeit; es bildete den Hauptluxus des Daseins. Tafelgenüsse und geistige Getränke waren dem gemeinen Mann unbekannt. Bei solcher Genügsamkeit konnte der Bewohner Pompeji's jedem einkehrenden Gast ein Willkommen zurufen, an der Schwelle seines Hauses ein Salve! einritzen lassen.

i. Rückkehr über Pisa, Genua, Turin.

Der Sommer war schon angebrochen und hatte die Fremden in großer Menge nach andern Ländern entführt, als auch wir zur Abreise uns anschickten. Es war ein schmerzlicher Moment für mich, aber die Aussicht auf neue Eindrücke und Erfahrungen erstickte allmählich die trüben Gedanken und Gefühle. Die Rückfahrt führte uns über die drei berühmten Städte Pisa, Genua und Turin, von denen die beiden ersten ihren Ruhm in der Vergangenheit hatten, während die letzte, die reizend gelegene Hauptstadt des Landes am Fuße der Berge, einer glänzenden Zukunft entgegenging, die damals noch Niemand ahnte.

In Pisa besuchte ich den alten verlassenen Gottesacker Camposanto, der mit Erde bedeckt ist, welche einst die Pisaner auf ihren Schiffen aus dem heiligen Lande herbeigeführt hatten. Er gleicht einer episch-religiösen Dichtung. Dort ruht die Leiche des ersten deutsch-römischen Kaisers aus dem Hause Luxemburg, Heinrichs VII., unter einem unscheinbaren Grabmonument, jenes ritterlichen Fürsten, dessen Ankunft einst Dante in seinen melodischen Versen so hoch gefeiert hatte. Erfüllt von dem poetischen Ruhme der Hohenstaufen

wollte Heinrich den erblichenen Glanz der Kaiserkrone wieder herstellen im Gegensatz zu den praktisch prosaischen Habsburgern Rudolf und Albrecht. Aber die Dynasten und Communen der Guelfenpartei waren bereits zu mächtig geworden. Der Römerzug brachte ihm neue unfruchtbare Lorbeeren und ein frühes Grab. Als er in Genua weilte, erschien ein verstörter Flüchtling im Mönchsgewande gnadeflehend vor seinem Angesicht. Es war der Mörder König Albrechts, Johannes Parricida. Aber streng wies der Luxemburger den frevelhaften Jüngling zurück, und nirgends findet sich sichere Kunde, wohin derselbe sich gewandt und wie er sein jammervolles Leben geendet.

Genua wetteiferte Jahrhunderte lang mit Venedig um die Seeherrschaft, aber die Marcusstadt gewann schließlich die Oberhand. Wie sollte man nicht in der Bucht von Genua, wo wie nirgends sonst das Meer in seiner Majestät vor den Blicken ausgebreitet liegt, sich von der wogenden See angezogen fühlen, nicht den natürlichen Drang in sich verspüren, über die blaue Fläche in's Weite zu segeln! Wenn der Nordländer zum erstenmal von den Höhen Genua's über die stille Fluth schaut, die sich in unendlicher Ferne vor ihm ausdehnt, wird er von Bewunderung und von Sehnsucht erfüllt. Er wird eine Stimmung empfinden, wie sie Lord Byron ausspricht:

Ja, brause, tiefe, dunkelblaue See!
Zehntausend Flotten zieh'n umsonst hinaus!
Der Mensch brandmarkt die Erdenflur mit Weh',
Am Strand erlischt sein Reich; im Wogenbraus
Brichst du sein Schiff; von all' dem Menschengraus
Bleibt keine Spur als seine eigne bloß,
Wann, nur Secunden, wie ein Tropfen Thau's
Er gurgelnd sinkt in deiner Wasser Schooß
Ohn' Ehr' und Grabgeläut', sarglos und namenlos.

Ein Spiegel Gottes, der Jehova's Nah'n
Im Sturm verkündet! Ob er schlummernd ruh't,
Ob fiebernd rast, im Zephyr, im Orkan,
Frosthell am Pol, tiefblau in Tropengluth,
Endlose, ewige, erhab'ne Fluth!
Thron des Verborg'nen, Weltalls Widerschein,
In deinem Schlamm sogar keimt Riesenbrut
Von Ungeheuern; jede Zon' ist dein;
Du wandelst deinen Weg, ernst, bodenlos, allein!

Hier begreift man, wie ein Columbus mit verlangender Seele den Gedanken an eine unbekannte Welt fassen konnte.

Nach dem Sturze der Napoleonischen Weltherrschaft hat Piemont mit seiner schönen Hauptstadt Turin mehr als irgend ein italienisches Land unter dem Joche gelitten, welches die politische und priesterliche Reaction auferlegte. Die Versuche, dasselbe durch revolutionäre Erhebungen abzuwerfen, dienten nur dazu, die Ketten fester zu binden, tiefer in das Fleisch einschneiden zu lassen. Aber unter dem Drucke erstarkte der männliche Muth und der patriotische Sinn. Von dem Teile der apenninischen Halbinsel, welcher von den übrigen Italienern als das moderne Böotien betrachtet wurde, ging die Befreiung des Landes aus, wurde die Gründung eines einigen und freien Italiens unter der einzigen einheimischen Dynastie in die Wirklichkeit eingeführt, ein nationales Königreich, das so lange als Traumbild gegolten, in's Leben gerufen. Schon in den bewegten Jahren 1848 und 1849 wurden harte Kämpfe geführt, um die Hegemonie Oesterreichs und den Einfluß Metternich'scher Reactionspolitik zu brechen. Das Unternehmen sollte jedoch nicht gelingen. König Carlo Alberto verließ das Land seiner Väter und starb als Flüchtling im fernen Portugal; der alte Druck kehrte wieder. Aber die Idee eines einheitlichen Staatsganzen lebte in Vieler Herzen fort; der glimmende Docht wurde nicht ausgelöscht. Patriotische Männer gründeten den italienischen Nationalverein, welcher, nachdem die piemontesische Regierung im Bunde mit Napoleon III. die österreichische Militärmacht zurückgeworfen, die Durchführung der Einheitsidee ermöglichte. Aber die Hauptstadt Turin sollte nicht die Früchte ihrer Anstrengung ernten, sollte nicht die Residenz bleiben, sollte nicht das Centrum sein, von wo die Fäden des neuen Regiments nach Osten und Süden ausliefen. Es war für das übrige Italien ein unerträglicher Gedanke, daß sie als Besiegte gelten und von der nördlichen Hauptstadt aus regiert werden sollten. Es ging dem König Victor Emanuel schwer zu Herzen, daß er die Stadt, die seinem Hause so viel Treue und Hingebung bewiesen und in dem Befreiungskampf große Opfer gebracht hatte, durch die Verlegung seiner Residenz so tief verletzen mußte. Aber vergebens hofften die Bürger von Turin, durch einen Aufstand das Vorhaben zu verhindern. Das nationale Werk forderte zur Vollendung dieses Opfer. Zürnend über die Aufrührer verließ Victor Emanuel am Morgen des 3. Februar 1865 ohne Ankündigung und Abschied seine bisherige Hauptstadt und nahm seinen Aufenthalt in Florenz.

Diese Vorgänge lagen noch in weiter Zukunft, als wir durch Turin zogen, um über den Mont Cenis nach Lyon und von da nach

Paris zu gelangen. In der Residenz des nordwestlichen Königreichs gewahrte man nur noch geringe Spuren von dem lauten bewegten Leben, das im übrigen Italien so berauschend an den Fremden herantritt.

---

3. Paris.

a. Revolution und Restauration in Frankreich.

Wenn man Rom als ein „Grab der Vergangenheit" bezeichnet hat, so ist Paris die Stadt des rasch pulsirenden Lebens der Gegenwart. Dieses frische Leben während der vier letzten Decennien in seinem inneren Verlauf eingehender kennen zu lernen, war mein Vorhaben und eifrigstes Bemühen. Die Napoleonische Gewaltherrschaft war nur eine Fortbildung der französischen Revolution in anderer Gestalt. Der Boden, auf welchem beide emporwuchsen, war das Mißverhältniß der politischen und socialen Ordnungen zu den Zeitideen. Der 4. August 1789 hat die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruches bewiesen:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage.

Diesem Forterben der Krankheit in Staat, Gesellschaft und Kirche durch eine eingreifende Operation ein Ende zu machen, war der Hauptzweck der Revolution. Was über ein Jahrtausend gegolten, sollte weggeräumt werden. Wie sollte die Ungleichheit der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft der Menschen, wie die Feudalrechte des Herrenstandes auf den Grund und Boden, der Allen gemein war, fortbestehen gegenüber den Doctrinen der Zeitphilosophie? Wie sollten die religiösen Institute, Gebräuche und Formen noch Geltung und Anerkennung finden, im Widerspruch zu der freien Geistesatmosphäre, welche in den Kreisen der Gebildeten und Aufgeklärten wehte? Hatte

nicht Voltaire sein écrasez l'infame gegen Kirche und Priesterschaft geschleudert? Hatte nicht Rousseau einen Naturzustand mit Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten als das goldene Zeitalter gepriesen? Aus diesen Widersprüchen der Wirklichkeit gegenüber dem Zeitgeiste und den Speculationen der Vernunft ging die revolutionäre Gesetzgebung der neunziger Jahre hervor, die dann wieder die militärische Gewaltherrschaft des neuen Imperators aus ihrem Schooße gebar.

Mein erster Gang war nach den Tuilerien, wo sich die Scenen des 10. August abspielten, und nach dem Concordienplatz, wo einst das Haupt Ludwig's XVI. unter der Guillotine blutete. Jenem hat Thorwaldsen in dem sterbenden Löwen von Luzern einen ergreifenden symbolischen Ausdruck gegeben. Auf dem Concordienplatz ziehen neben den blutigen Gestalten der Ermordeten die entmenschten „Strickerinnen" Robespierre's mit ihrem grausigen Andenken an der Seele des Beschauers vorüber. Alle die Unthaten und Schrecken, denen ich in den ersten Capiteln dieser Schrift aus den Erinnerungen meiner Knabenzeit Erwähnung that, traten noch einmal wie Gespenster der Vorzeit vor meine Blicke. Während die Vendômesäule und der gewaltige Triumphbogen, die Brücken von Arcole und Jena die Ruhmeszeit des Kaiserthums verherrlichen, sah ich mich nach Denkmälern aus der Restaurationszeit vergeblich um. Die Epigonen, die um den hergestellten bourbonischen Thron geschaart waren, begnügten sich, eine Grabcapelle zum Andenken an den hingerichteten König zu bauen und das Pantheon wieder in die Genovefakirche zu verwandeln, nachdem man die Gebeine Voltaire's und Rousseau's aus ihren Grüften gerissen und in eine Kalkgrube versenkt hatte.

In den aristokratischen und clericalen Kreisen herrschte damals die Ansicht, die Philosophie der Aufklärungszeit sei an dem Umsturz der alten Ordnungen in der Kirche wie in der Gesellschaft und im Staat allein schuld; dem müsse man einen Damm entgegenwerfen in der Religion und in den päpstlichen und hierarchischen Instituten. Denn nur die Autorität der römischen Kirche könne den vermessenen glaubenslosen Zeitgeist bannen. Wie früher Voltaire und die Encyklopädisten die kirchlichen Satzungen, Gebräuche und Ueberlieferungen mit ihrem skeptischen Geist zersetzt und erschüttert hatten, so suchten jetzt strenggläubige Schriftsteller, geistlichen wie weltlichen Standes, die kirchliche Orthodoxie und den päpstlichen Absolutismus als die heiligende Macht wider das verderbte Geschlecht darzustellen. Die

Jesuiten, welche im achtzehnten Jahrhundert dem Zeitgeist zum Opfer gebracht wurden, traten jetzt wieder als Schirmer und Kirchenmiliz auf.

Der einflußreichste Schriftsteller in dieser Richtung war der Graf Joseph de Maistre aus Chambéry in Savoyen, seit 1803 längere Zeit sardinischer Gesandter in Petersburg. Im bürgerlichen Leben unsträflich, gerecht und einfach, ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter und Weltmann von feinen Manieren, aber eitel und eingebildet auf seine literarischen Leistungen und die Unfehlbarkeit seiner Gedanken und Ansichten, war de Maistre ein hervorragender Kämpe für das Princip der Erhaltung und des Rückschritts. Schon in dem Jahre 1795 sprach er in den „Betrachtungen über die französische Revolution" den Gedanken aus: der Mensch sei eine blinde Maschine in der Hand Gottes, und die Gräuel der Revolution seien die göttliche Züchtigung für die Auflehnung gegen seine Gebote. Von Frankreich sei der Umsturz der göttlichen Institutionen ausgegangen, von da müsse auch die Wiedereinführung und die Umkehr ausgehen, das sei die providentielle Aufgabe des Landes. In seinen Schriften „Ueber das Papstthum", „Ueber die gallicanische Kirche" und in seinen „Petersburger Abenden" sieht er nur in einem theokratischen, absoluten Königthum und in der unbedingten Herrschaft der Kirche auf dem ganzen geistigen Gebiete das Heil für die durch die Erbsünde verderbte Menschheit. Er bricht nicht nur über die ganze Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und über die Reformatoren und ihr Werk den Stab, selbst die Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volke ist ihm ein Gräuel; „der Kirche allein gehört das lebendig fortgepflanzte, abgewogene Wort; die Schrift, die Verfassungsurkunde der Reformation, ist das stumme Wort, ist ein falscher Gott". Das Papstthum ist ihm das sichtbare Symbol der Vorsehung; die Päpste sind nach ihm „die Ordner, Schützer und Retter, die wahrhaft constituirenden Genien Europa's". Die Religion selbst dient ihm nur als Bollwerk für die Vertheidigung der socialen Zustände, zur Befestigung und Erhaltung der Autorität, nicht als Heiligung für die Seele. Maistre liebt es, seine Ansichten auf die Spitze des Paradoxen zu treiben und mit sarkastischer Ironie die extremsten Meinungen mit schlagfertigem Witz und geistreicher Wendung zu verfechten. Er vertheidigt den Herd des Christenthums, sagt Nisard, „wie man sein Vaterland gegen den Angriff des Fremden vertheidigt, mit allen Waffen der Zerstörung, welche das Kriegsrecht erlaubt, hart gegen

die Ideen mehr als gegen die Personen in dem Glauben, daß es ebenso wenig erlaubt sei, nachsichtig zu sein auf Kosten der Wahrheit, als freigebig mit dem Gelde Anderer". Die französische Verfassungsurkunde ist ihm verhaßt, weil Alles, was durch die menschliche Weisheit vorausgesehen und festgesetzt ist, den Ruhm der göttlichen Vorsehung beeinträchtigt." Nach ihm entscheidet nicht der innere Gehalt oder die Wahrheit der Glaubenslehren, sondern die Festigkeit der Organisation über den Werth der Kirche.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung, die an die heiligen Streiter des Mittelalters, an einen Franciscus und Dominicus erinnert, war Hugues Robert de Lamennais, neben de Maistre und Chateaubriand der einflußreichste Kämpfer für die Allmacht und Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstthums. Während meines Aufenthaltes in Genf waren die „Paroles d'un croyant" in die Welt gedrungen und hatten alle Gemüther erschüttert und aufgeregt. Es waren die ersten Klänge eines neuen Evangeliums. Nichts kann charakteristischer sein für die bewegte wandelbare Zeit der französischen Restauration als der Lebens- und Bildungsgang dieses Mannes. Er zeigt, wie excentrische Naturen leicht von einem Extrem in das andere überschlagen. Geboren in St. Malo, in einer wohlhabenden Familie, die aber in der Revolution ihr Vermögen verlor, mußte Lamennais frühe für seinen eigenen Unterhalt sorgen. All' sein Leben lang kränkelnd, aufgewachsen ohne Jugendfreude, unter der Zucht eines älteren, streng geistlichen Bruders, ein Schnellleser, der zahllose Bücher durchraste, im innigeren Verkehr mit den Todten als den Lebenden, war er alt schon in jungen Jahren, leidend an einer verzehrenden Melancholie, ein einsamer Autodidakt, der vorzeitig auf Ideen und Systeme ausstrebte, während Geist und Scharfsinn sein Lebenlang mit kindlicher Naivetät und unerfahrener Unwissenheit in ihm zu streiten hatten. Er widmete sich dem geistlichen Stande und ging während der Restaurationszeit auf die ultramontanen Tendenzen des Tages mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur ein. In den Schriften von Görres und den Häuptern der deutschen Romantik, die er eifrig las, fühlte er die verwandte Richtung heraus. Ein Mann der Phantasie, versenkte er sich in das Dogma von der unfehlbaren Autorität des Papstthums. Hatte er schon in der Kaiserzeit durch seine Schrift „Reflexionen über den Zustand der Kirche im achtzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart" in prophetischer Sprache verkündet, daß die Autorität der Kirche die Pforten der

Hölle überwinden werde, eine Schrift, die durch die kaiserliche Polizei unterdrückt ward, so wurde er unter der Restauration durch das bedeutsame Buch „über die Indifferenz in Sachen der Religion“, das allmählich zu vier Bänden anwuchs und eine Reihe von Auflagen erlebte, einer der hervorragendsten Streiter der herrschenden Zeitideen, ein Vorkämpfer der Kirchenlehre gegenüber dem Unglauben, der Zweifelsucht, der Aufklärungsphilosophie. Mit eindringlicher, volksthümlicher Beredtsamkeit, die er meisterhaft zu handhaben verstand, wußte Lamennais auch den Gleichgültigen aufzuwecken. Vernunft und Wissenschaft haben in seinen Augen keine Geltung gegenüber der Offenbarung und der geheimnißvollen, mächtigen Autorität der Kirche und des Stellvertreters Christi. Die protestantische Atmosphäre in England und in Genf war ihm Stickluft. Toleranz ist ihm gleichbedeutend mit Abtrünnigkeit.

In den hochkirchlichen Kreisen war Lamennais ein gefeierter Streiter; Papst Leo XII. hängte sein Bildniß im Audienzzimmer des Vaticans auf und empfing ihn bei einem Besuche in Rom (1824) mit großer Auszeichnung. Dies führte den Philosophen immer weiter auf der ultramontanen Laufbahn. In einer Schrift „Ueber die Religion in ihren Beziehungen zur politischen und bürgerlichen Ordnung“ verdammte er die Declaration von 1682, das Grundgesetz der gallicanischen Freiheiten in so scharfen Worten und mit so heftigen Ausfällen gegen die Zustände des Staats und der Gesellschaft in der Gegenwart, daß selbst in jener hochkirchlichen Zeit (1826) eine Anklage gegen den Verfasser erhoben und die Unterdrückung der Schrift verhängt ward. In den clericalen Hofkreisen sah man es nicht gerne, daß religiöse Zeit- und Streitfragen durch die Presse auf den großen Markt gebracht wurden. Man glaubte, durch Intriguen und die Mittel einer parteiischen, tendenziösen Staatskunst sicherer zum Ziel zu kommen. Selbst in Rom trug man Bedenken, den übereifrigen Vorkämpfer der streitenden Kirche mit dem apostolischen Schilde zu decken. Nun schwieg Lamennais einige Jahre, verbittert auf Rom, das ihn aus „Furcht und Schwäche“ im Stiche gelassen, und der Regierung grollend, die seine Maßlosigkeiten nicht dulden wollte. In diesen Jahren vollzog sich in seinem Innern der Umschlag, der ihn aus den Armen des Romanismus, dessen Haupt und Glieder in seinen Augen abgestorben waren, mehr und mehr auf die Seite des Volks drängte und zum Entwurf eines Bundes des Katholicismus mit der Freiheit trieb.

Die Julirevolution rief ihn von Neuem auf den Kampfplatz. In der Zeitschrift L'Avenir, die er mit dem jungen Grafen Montalivet, mit den Geistlichen Lacordaire und Gerbet und einigen weltlichen Mitarbeitern gründete, stellte er Ansichten auf, die sowohl der Regierung als der römischen Curie und der Hierarchie mißfielen. Hatte er früher der Herrschaft der Kirche über die Welt das Wort geredet, so forderte er jetzt unbedingte Freiheit, Freiheit der Kirche, Freiheit der Presse, Freiheit des Unterrichts. Die Geistlichkeit sollte unabhängig vom Staate sein, die Kirche arm aber frei, Schule und Unterrichtswesen nicht mehr unter der Oberleitung der Universität stehen.

Seine Unterwerfung unter die päpstliche Autorität und sein Widerruf (1832) bezeichneten keine dauernde Sinnesänderung. Von dem Legitimismus der Bourbonen verlassen, von dem Liberalismus der Juliregierung verstoßen, von dem päpstlichen Stuhle verleugnet, warf er sich dem Demokratismus in die Arme und wurde im Namen der Religion der Prophet der Revolution. An die Stelle der päpstlichen Autorität, die er bisher verkündigt, setzte er nunmehr die Autorität des Volkes und wurde ein christlicher Demagog, der für das Volk alle Menschenrechte als religiöses Erbtheil forderte. Kaum ein Jahr nach seinem Widerruf ließ er das oben erwähnte Buch „Paroles d'un croyant" in die Welt ausgehen, das über hundert Auflagen erlebte und in alle Sprachen übersetzt wurde. Es waren poetische Bilder in biblischer Prosa. Die Verurtheilung seines Buches in Rom erhöhte seine Bitterkeit gegen das Papstthum.

In seinen späteren Schriften „Affaires de Rome" und „Le livre du peuple" warf er alle Rücksichten gegen Hierarchie und Kirchenlehre von sich. Das letztere Buch ist eine Verherrlichung des souveränen Volks mit Ansätzen zu socialistischen Gesellschaftsorganisationen. Die herrschende Bourgeoisie wird durch die Lehre von der Liebe, Freiheit und Brüderlichkeit bekämpft; in dem Buch „Von der modernen Sklaverei" (1840) wird der Aufruhr und Bürgerkrieg gerechtfertigt. Eine gerichtliche Verurtheilung zu einjähriger Gefängnißstrafe erhöhte in jenen Tagen der politischen Aufregung sein Ansehen. Nun folgten noch mehrere Schriften religionsphilosophischen Inhalts, die alle die Tendenz hatten, das Christenthum den demokratischen Ideen dienstbar zu machen, ein Evangelium der Freiheit und Volkssouveränetät aufzustellen, aus der heiligen Schrift alle Wahrheiten der socialen Ordnung abzuleiten, bis die Februarrevolution, die ihn in die Reihen der Volksvertreter

berief, ihm Gelegenheit bot, auf einem größeren Forum im Sinne seines Systems zu wirken. Und auch jetzt blieb er seinen Ansichten treu. Seine letzten Schriften gaben Zeugniß von seinem Ringen, für seine socialdemokratischen Staatsdoctrinen eine christlich-philosophische Quelle und Unterlage zu finden. Dabei verflüchtigt sich ihm aber unter der Hand sein Christenthum zu einem Pantheismus, wonach Gott das Absolute ist, welches sich nur in der endlichen Erscheinung geltend macht, und der Mensch wie die ganze Schöpfung den Gesetzen der eigenen Natur folgt. Die Kirche hat an Lamennais' Sterbebette keine Triumphe gefeiert. Nach seiner letztwilligen Verfügung wurde er ohne priesterliche Mitwirkung bei den Armen auf Père Lachaise begraben unter großer Betheiligung des Volkes.

Die clericale, ultramontane Weltanschauung, wie sie unter der Begünstigung des Hofes, besonders Karl's X. und seiner Nichte der Herzogin von Angoulême, sowie der hochkirchlichen legitimistischen Gesellschaftskreise gehegt und gepflegt wurde, stand in zu grellem Widerspruch zu der Denkweise des Zeitalters der Aufklärung und zu der geistigen Atmosphäre der vergangenen Jahrzehnte, als daß sie im Gemüth des französischen Volkes hätte durchdringen und Wurzel schlagen können. Es bildete sich eine Opposition mit liberalen Grundsätzen, die in immer tiefere Schichten der mittleren Stände eindrang und die reactionär-clericale Hofcamarilla aus der Herrschaft zu drängen suchte. Die Häupter waren bekannte Namen aus der alten Zeit, wie Lafayette, liberale Kammermitglieder, die Spitzen der angesehenen Bourgeoisie, wie Lafitte, der Rechtsgelehrte, und Advocat Dupin; die Seele dieser freisinnigen Opposition war Louis Philipp, Herzog von Orleans. Selbst Talleyrand, der Urheber des Legitimitätsprincips, der einst dem König das Klima von Sicilien für die Gesundheit des Herzogs empfohlen hatte, sah ein, daß das herrschende System sich nicht halten könne, und näherte sich mehr und mehr dem Manne der liberalen Opposition. Ihr Werk war die Julirevolution von 1830. Drei Tage des heftigsten Kampfes reichten hin, um die bourbonische Familie, die mit der tausendjährigen Geschichte Frankreichs auf's innigste verflochten war, abermals aus dem Lande der Väter zu vertreiben, in das sie nie wieder zurückkehren sollte, und ihrem Verwandten Louis Philipp die Krone Frankreichs auf's Haupt zu setzen. Unter der Restauration war er mit Argwohn

betrachtet worden. Ludwig XVIII. und Karl X. mißtrauten dem Mann, der mit den liberalen Häuptern nahe Verbindung unterhielt. Aber er war ein aufmerksamer Beobachter und Ausspäher der Verhältnisse und Vorgänge; denn in der bewegten Lebensschule, die er durchgemacht, und unter den vielfachen Wechselfällen, deren Zeuge er gewesen, hatte er die Kunst, die Zeit zu belauschen, wie kein Anderer gelernt.

b. Julikönigthum.

Als ich nach Paris kam, wo die englische Familie und ich mit ihr ein volles Jahr verblieb, hatte das Julikönigthum das erste Lustrum hinter sich und zwar ohne den europäischen Krieg, den man Anfangs befürchtet hatte. Die belgische Revolution war ohne viel Blutvergießen unter Vermittlung von England und Frankreich ausgeglichen worden; die Polen hatte man mit Versprechungen vertröstet, bis der Einzug der Russen in Warschau die Wiederherstellung des alten Systems mit einigen platonischen Reformen verkündigte. Einige kleine Bewegungen in den deutschen Bundesstaaten, in der Schweiz und in Italien waren ohne große Mühe und Gefahr unterdrückt worden; in Ancona lag eine französische Garnison, weniger als drohende Angriffsstation, als sowohl revolutionäre Erhebungen wie reactionäre Ausschreitungen niederzuhalten. Metternich und der Papst sahen mit innerer Befriedigung auf eine Wendung der Dinge, die ihnen für die Gegenwart so geringe Opfer abgefordert, für die Zukunft Ruhe und Sicherheit versprach.

Dennoch hatte die fünfjährige Periode dem gekrönten Orleans viele Sorge bereitet. Die erregten Gemüther des französischen Volkes, das einen neuen Feldzug unter dem Klange der Marseillaise erwartet hatte und noch der alten Zeiten gedachte, waren unzufrieden mit dem „Napoleon des Friedens", wie man in den Hof- und Regierungskreisen den neuen Herrscher zu bezeichnen pflegte, und verabscheuten die Politik der Vermittlung, welche die liberale Sache im Stiche ließ. Hatten die Männer der Mitte, die jetzt das Regiment führten, schon dadurch einem großen Theil des Volkes gegen den Sinn gehandelt, daß sie die Bezeichnung „Generallieutnant" gleich nach errungenem Sieg mit dem Königsnamen vertauschten, um jeden Schein einer republicanischen Würde zu vermeiden, so nahmen doch auch die Royalisten Anstoß, daß man das Princip einer Quasilegitimität auf-

stellte und darüber stritt, ob der „König der Franzosen“ nach der Flucht Karl X. den Thron bestiegen habe, weil er, oder obschon er ein Bourbon sei. So stand die Regierung vier Parteien gegenüber, von denen nur eine, die wohlhabende friedliebende Bourgeoisie, fest und treu zu ihr hielt. Dagegen wandte die alte Aristokratie der Legitimisten, welche das Königthum von Gottes Gnaden für die einzige rechtmäßige Regierungsform ansahen, dem Juliregiment den Rücken. War dasselbe doch aus einer unreinen Quelle, der Volkssouveränität, hervorgegangen und trug den Stempel einer glücklich vollbrachten Usurpation an sich, ein Name, womit man seit der heiligen Allianz und den Wiener Verträgen das höchste Maß des Verabscheuungswürdigen belegt hatte. Die große Masse des Volkes war republicanisch oder Napoleonisch gesinnt; unter diesen Namen faßte sie Alles zusammen, was den Ruhm und die Ehre der Nation ausmachte. Die „Quasilegitimität“ war in den Augen der Menge nur ein verschwommenes Nebelbild.

Auch bei den auswärtigen Höfen stand Louis Philipp nicht in großem Ansehen. Nur weil er sich bemühte, mit ihnen auf gutem Fuß zu stehen, und weil er der Friedens- und Erhaltungspolitik Metternich's immer mehr zustimmte, ließ man ihn gelten. Als völlig Ebenbürtiger aber wurde er von den großen monarchischen Häusern nie angesehen. Es war ein zu heftiger Stoß gegen das Princip der Legitimität und ein zu schlimmes Beispiel für alle Dynastien, daß ein Glied des eigenen Geschlechtes sich von einer republicanischen oder halbrepublicanischen Partei gebrauchen ließ, das Geburtsrecht umzustürzen und das Haupt der Familie in die Verbannung zu treiben. Bei dem Petersburger Hof hat Louis Philipp nie Anerkennung gefunden. Das erste Lustrum des Bürgerkönigthums war daher keineswegs eine Zeit der Herrlichkeit und Harmonie, sondern eine Sturm- und Drangperiode. Wie viele gute Seiten man auch an dem Haupt der Orleans rühmen mochte, die Zuneigung der Nation hat die Familie nie zu gewinnen vermocht.

So hatte denn der Herzog von Orleans durch unvorhergesehene Ereignisse und ohne sein eigenes Zuthun das Ziel erreicht, das ihm das Schicksal mehrmals als täuschendes Traumbild vorgehalten und das er selbst in den dunkelsten Tagen seines wechselvollen Daseins stets im tiefsten Grund seiner Seele bewahrt hatte. Was seinen Vorfahren durch mehrere Geschlechter vorgeschwebt, was sein Vater, der Bürger Egalité, durch seine Verbindungen mit den

Häuptern der Revolution, mit Dumouriez und Danton, zu erreichen gehofft, in das Erbe der Bourbonen, der älteren Linie des Hauses, einzutreten: das war jetzt dem Sohne, dem ehemaligen Herzog von Chartres, in rühmlicherer und ehrenhafterer Weise zu Theil geworden. Der Lauf der Ereignisse und die Stellung des Herzogs drängten zu diesem Ausgang. Auf Louis Philipp waren die großen Reichthümer der Orleans'schen Familie, waren die ehrgeizigen Bestrebungen und Traditionen, waren die hervorragenden Talente und Geistesgaben der meisten Häupter und Glieder des Geschlechtes übergegangen, aber nicht die Laster, womit mehrere derselben ihren Namen befleckt, nicht die Verbrechen, deren man seinen Vater beschuldigte. Unter der Leitung der Frau von Genlis hatte er eine treffliche Erziehung genossen und sich vielerlei Kenntnisse angeeignet. Er verstand die wichtigsten europäischen Sprachen und wußte sich geläufig und gefällig in denselben auszudrücken; er besaß ein reiches Wissen und blickte stets mit innerem Selbstgefühl auf die Tage zurück, da er einst in der Klosterschule zu Reichenau in Graubünden als armer Flüchtling Unterricht in der Mathematik ertheilt hatte. Mit vaterländischem Stolz durfte er sich rühmen, niemals in den Reihen der Emigranten die Waffen gegen Frankreich getragen zu haben. Sein Privatleben war ohne Makel; seine Gemahlin Amalie aus dem neapolitanischen Zweige der bourbonischen Dynastie wurde als eine Zierde ihres Geschlechts, als Vorbild weiblicher Tugend und Sitte verehrt; sein Haus und Familienkreis war ein Muster von Einfachheit und Ordnung, von strenger Zucht, von bürgerlicher Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit, und die umsichtige und genaue Vermögensverwaltung, durch welche Louis Philipp und seine Schwester Adele die während der Revolution erlittenen Verluste ausglichen, das Familiengut aus dem Schiffbruch retteten und rasch vermehrten, zeugte wenigstens von großer Haushaltungskunst, wenn sie auch nicht allenthalben Billigung und Anerkennung fand. Gegenüber den üblen Nachreden der Feinde betonten die Anhänger den edelmüthigen Gebrauch, den der Fürst zur Unterstützung von Unglücklichen, zur Beschäftigung von Arbeitern, Handwerkern und Künstlern von seinem Vermögen machte.

Louis Philipp hatte aber wenig Züge in seinem Charakter, die ein ritterliches Volk, wie das französische, anziehen oder fesseln konnten. Die bürgerliche, prosaische Natur, die berechnende Ueberlegung und Weltklugheit, die sorgfältige Erwägung des eigenen Vortheils und der Interessen seiner Dynastie traten zu unverhüllt zu

Tage, als daß die Opposition nicht diese schwachen Seiten zu Angriffen gegen das ganze Regierungssystem hätte verwerthen sollen. Und allerdings kamen im Laufe der Zeit viele Anzeichen zu Tage, daß Selbstsucht und Egoismus die herrschenden Leidenschaften in den Kreisen der Staatslenker waren, daß die Rücksicht auf den eigenen Nutzen, welche die öffentliche Meinung so argwöhnisch bei dem Staatsoberhaupte voraussetzte, sehr häufig bei den Männern seiner Umgebung das Thun und Lassen bestimmte. Der alte Grundsatz eines englischen Staatsmannes, daß jeder Mensch seinen Preis habe, bewährte in Frankreich seine traurige Richtigkeit. Aemterhandel, Bestechung, erkaufte Concessionen, Actienbetheiligungen für erwirkte Zugeständnisse, Unterschleife, und wie die Mittel und Wege schmählicher Gewinnsucht alle heißen, fanden immer mehr Eingang in die höhere Gesellschaft und verloren allmählich durch die Gewohnheit das Schmachvolle; die Schande der Falschmünzerei entehrte einige der ersten Familiennamen Frankreichs. Die Regierungsstellen wurden als Lohn für Dienstleistungen verliehen, und die damit Betrauten benutzten sie zur Befriedung ihres Eigennutzes und ihrer Genußsucht. Materielle Vortheile gingen über Ehre und guten Namen. Selbst mehrere Minister standen in dem Ruf der Gewinnsucht. Der langjährige Polizeipräfect Gisquet wurde des Mißbrauchs seines Amtes im eigenen Interesse und zum Vortheil seiner Verwandten beschuldigt. Als General Bugeaud nach dem für Frankreich so unrühmlichen Vertrag an der Tafna von Abdel-Kader einhunderttausend Francs (Budschu) als „Ehrengeschenk“ empfing, bezeichnete ihn der Volkswitz als Marschall Budschu. In den vierziger Jahren wurde der General und frühere Kriegsminister Cubières wegen Bestechlichkeit vor Gericht gestellt, und der Minister Teste büßte die überwiesene Schuld im Kerker. Kein Wunder, wenn das Volk alle, die an der Regierung theilhatten und aus dem Goldbrunnen schöpften, der von seiner Arbeit und von seinem Schweiß sich füllte, mit Mißtrauen betrachtete!

Louis Philipp, an Verstand, Klugheit und Menschenkenntniß Allen überlegen, umgab sich mit einem Kreis von Staatsmännern, die sich ihm fügten, und aus denen er abwechselnd seine Minister wählte. Thiers, der berühmte Verfasser der Geschichte der Revolution und der Napoleonischen Herrschaft, ein beweglicher, geistvoller und beredter Mann, der während der Scheinpräsidentschaft verbrauchter Celebritäten der Kaiserzeit, wie Soult, Gérard, Maret (Bassano), Mortier (Treviso) 1834 und 1835 bis zum zweiten Ministerium

Broglie der eigentliche Leiter des Cabinets war, noch ehe er im Februar 1836 selbst an die Spitze trat, wollte sich nicht unbedingt dem „persönlichen Regiment“ unterordnen und wollte in Frankreich das parlamentarische System Englands einbürgern; er stellte den Grundsatz auf, „der König herrscht, er regiert nicht“, d. h. der constitutionelle Monarch dürfe nur König sein (regner), nicht das Ruder des Staats lenken (gouverner); allein auch er vermochte so wenig wie die Andern eine dauernde Umgestaltung der Politik und Regierungsweise zu bewirken. Als Louis Philipp hinter dem Rücken seines Ministers in die auswärtigen Angelegenheiten eingriff und jede thatkräftige Unterstützung der spanischen Cortez-Regierung von der Hand wies, begehrte Thiers seine Entlassung, die der König dem emporgekommenen Journalisten und „kleinen Bourgeois“ gern bewilligte.

Lenksamer als Thiers war Guizot, ein als Gelehrter und Geschichtsschreiber verdienstvoller und in seinem Privatleben achtbarer Mann, der seinen Namen nicht durch den Makel schmutziger Gewinnsucht besudelt hat. Aber als willfähriger Diener seines Gebieters bewies er nicht die erforderliche Selbständigkeit und Charakterstärke und verleugnete die Grundsätze des Liberalismus, die ihn in die Höhe gebracht. Er huldigte immer mehr der Ansicht der heiligen Allianz: „Alles für das Volk, Nichts durch das Volk!“

Zur Zeit des Julikönigthums hörte man es gern in den Tuilerien, wenn man den Entwicklungsgang der französischen Revolutionsbewegung mit der englischen in Vergleich stellte und daraus einen ähnlichen Abschluß folgerte. Und in der That boten die beiden Katastrophen in ihrem äußeren Verlauf manche Aehnlichkeiten. Diesseits wie jenseits des Canals weist die Geschichte zwei Actionen auf, eine heftige, blutige von längerer Dauer und eine leichtere parlamentarische. Da wie dort wurde die neue Ordnung auf dem Wege des Gesetzes und der Verfassung endgiltig geordnet, da wie dort wurde die alte Dynastie in die Fremde getrieben und eine Nebenlinie auf den Thron gehoben, eine Quasilegitimität begründet. Ja, man kann selbst in den Evolutionen des Umgestaltungsprocesses einen analogen Gang entdecken. In beiden Ländern ging die Bewegung von monarchischen Principien aus, schritt zu republicanischen Theorien fort und gelangte schließlich zu einer absoluten Dictatur, deren anarchische Zuckungen in England zur Restauration führten. Selbst die socialistisch-communistischen Auswüchse der revolutionär-republicanischen Staats- und Gesellschaftsorganisation setzten sich da wie dort an

den schwachgewurzelten Verfassungsbaum an: Babeuf's „Bund der Gleichen" am Ende der demokratischen Republik hatte in England seine analoge Erscheinung in der Partei der Levellers oder Gleichmacher kurz vor Errichtung des Cromwell'schen Protectorats.

Und dennoch sind die beiden geschichtlichen Phänomene so grundverschieden in ihren Principien und Tendenzen. Wohl war in beiden Staaten der Widerstand gegen einen entarteten Staats- und Gesellschaftsorganismus, der natürliche Kampf der angebornen Freiheit und Menschenrechte gegen Willkür und Tyrannei der Fundamentalgrund der Bewegung; aber in England war das Ziel ein conservatives: Sicherstellung der uralten Staatsordnung gegen Despotismus und Vergewaltigung: in Frankreich strebte man nach einer socialen und politischen Neugestaltung auf dem Boden des Naturrechts und philosophischer Doctrinen und construirte den Vernunftstaat nach abstracten Theorien. Dort wie hier steigerten sich die Gegensätze zu einem Kampfe auf Leben und Tod, dem das monarchische Oberhaupt zum Opfer fiel; da wie dort gipfelte die nationale Kraftanstrengung in einem demokratischen Absolutismus, dessen Ueberspannung wieder Zustände und Staatsformen zurückführte, welche äußerlich von den früheren nicht sehr verschieden waren. Während aber bei den lebhaften beweglichen Franzosen die gährenden Elemente und Gegensätze fortwirkten und nach immer neuen Gestaltungen rangen, vereinigten sich die gleichmüthigeren und praktischen Engländer zu einem Staatsvertrag, der durch verständige Ausgleichung der nationalen und monarchischen Rechte die Gewähr der Dauerhaftigkeit in sich trug.

Die Julieregierung dachte am sichersten das Staatsschiff durch die drohenden Stürme und gefährlichen Klippen lenken zu können, wenn sie keiner der großen Parteien, in die damals die europäischen Völker geschieden waren, sich anschließe, sondern einen Mittelweg wähle, auf dem dann die Gemäßigten von beiden Seiten sich vereinigen würden. Die leitenden Minister, an ihrer Spitze Casimir Périer, der Nachfolger Lafitte's, ein strenger Verfechter der Gesetzesautorität, bildeten daher das System der rechten Mitte (Justemilieu) aus und stellten es als Richtschnur ihres Handelns auf. Sie näherten sich den Grundsätzen der älteren Staatsmänner, die man schon während der Restauration als Doctrinäre bezeichnet hatte, und zogen sich den Vorwurf zu, daß ihre Staatsweisheit nicht auf dem wirklichen Leben und der praktischen Anschauung der Zeitverhältnisse, sondern

auf selbstgeschaffenen Theorien, auf vorgefaßten Meinungen und Ansichten, auf berechneter Unterlage beruhe. Dieses System blieb im Ganzen während der achtzehnjährigen Regierungszeit Louis Philipp's bestehen, nur daß im Wechsel der Zeitverhältnisse die Wage bald mehr nach der linken, bald mehr nach der rechten Seite neigte.

Seit dem Tode Lafayette's (20. Mai 1834) gingen die Parteien weiter auseinander. Mit ihm schwand das letzte Glied der Kette, welches die Freunde der gesetzlichen Freiheit an die Männer des Umsturzes gebunden. Während die echten Anhänger republicanischer Staatsformen nur gegen die bestehende Verfassung ankämpften und in einer Umgestaltung des Staatsregiments ihr Ziel suchten, schlugen Andere, wie Blanqui, Barbès und Genossen, den Weg politischer Verschwörungen ein und gründeten Geheimbünde zum Zweck einer Umwälzung des Besitz- und Eigenthumrechts. Blanqui, ein decorirter Julikämpfer und fanatischer Demokrat, welcher die Hälfte seines Lebens im Gefängniß oder in der Verbannung verbrachte, war Meister im Organisiren von Verschwörungen, Geheimbünden und Aufständen, aber minder rein in seinen Motiven und Zwecken wie Barbès. Der Letztere war in seinem Privatleben untadelig und fleckenlos, selbst nicht ohne ritterliche und religiöse Regungen. Unter dem zweiten Kaiserreich in Freiheit gesetzt, verschmähte der feurige Republicaner die Gnade des monarchischen Staatsoberhauptes und starb in freiwilliger Verbannung im Haag. In diesen Gesellschaften wurden zuerst die Grundsätze der Socialdemokratie ausgebildet, welche im Jahre 1848 ihre schäumenden Wellen über das aufgeregte Europa ausströmte. Die socialistischen Theorien und Systeme, deren Keime schon in der Revolutionszeit und während der Restauration der Bourbonen in die Erde gesenkt worden waren, fanden in dem ersten Decennium der Juliregierung weitere Ausbildung und Verbreitung. Einzelne Versuche, mit gewaffneter Hand auf revolutionärem Wege die bestehende Staatsordnung umzustürzen, schlugen fehl, so besonders das große communistische Complot, das vier Jahre nach Fieschi's Attentat entdeckt und vereitelt wurde. Um so mehr war man beflissen, durch Gründung geheimer Gesellschaften den Boden für künftige Erhebungen unter günstigeren Umständen vorzubereiten. Wie in Italien der Carbonaribund das patriotische und republicanische Feuer im Stillen nährte und in der Folge den Herd bildete, auf welchem Mazzini und Garibaldi den Unterbau für ihre Unternehmungen fanden, so dienten in Frankreich die Geheimbünde mit den social-

demokratischen Systemen eines Saint-Simon, Fourier u. A. als Unterlage und Werkstätte für die Staats- und Gesellschaftstheorien des Umsturzes.

Daß in diesen geheimen Vereinen sehr verschiedenartige Ansichten und Vorschläge auftauchten, war natürlich und unvermeidlich. Einige, wie Proudhon, erklärten das Eigenthum für Diebstahl und drohten Krieg allen Besitzenden; Andere, wie Louis Blanc, schmeichelten der Eitelkeit und dem Selbstgefühl der arbeitenden Klassen durch Ueberschätzung ihrer Leistungen und ihrer Bedeutung. Sie stellten das Princip auf, daß Jeder ein Recht auf Arbeit habe, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, predigten Ausgleichung von Capital und Arbeit und forderten bessere Belohnung und Sicherstellung der letzteren mittelst einer vom Staat vorzunehmenden Organisation. Die Häupter waren zum Theil Schwarmgeister von unklaren Vorstellungen und halber Bildung. Ohne Einsicht in das großartige Räderwerk des Völkerverkehrs legten sie an die menschliche Gesellschaft den kleinen engherzigen Maßstab der Werkstätte und der Clubs. Die der Selbstsucht, der Schlaffheit wie der wirklichen Noth zusagenden Lehren der Agitatoren fanden bei dem zunehmenden Proletariat einen fruchtbaren Boden. Umsturz des Bestehenden, Ausgleichung des Besitzes und der Lebensbedürfnisse, Kampf gegen die höheren Klassen war das Ziel der geheimen Vereine; ihre offene Losung Wahlreform, Verfassungsänderung. Aufregende, den Haß gegen das Bürgerthum nährende Gedichte und ergreifende Schilderungen der socialen Mißstände und des menschlichen Elends steigerten die Unzufriedenheit; unnatürliche, durch die Verkehrtheit und Verschrobenheit der bestehenden Zustände bewirkte Lagen und Verhältnisse bildeten den Lieblingsstoff der Literaten und Romanschreiber. Der Glaube an Unsterblichkeit und an eine Vergeltung im Jenseits wurde als ein Wahn hingestellt, wodurch man den um sein Glück betrogenen Armen auf den Himmel vertrösten und von seinen gerechten Ansprüchen auf irdische Glückseligkeit ablenken wolle; Regierung und Obrigkeit wurden als eine durch Gewalt begründete Ordnung geschildert, gegen die man keine Verpflichtung habe, und die nur so lange bestehe, als „das Volk" sich seiner Kräfte nicht bewußt sei, oder sie nicht in Anwendung bringe.

Durch diese in Frankreich wurzelnden und allmählich nach allen Ländern verzweigten Lehren wurde mit der Zeit der Boden, auf dem das Staatsgebäude ruht, unterwühlt. Gährende Elemente, die von Jahr zu Jahr an Umfang, Ausdehnung und Organisation gewannen,

drohten der ganzen bestehenden Weltordnung Umsturz und Verderben. Von der Ansicht geleitet, daß der französische Staatsorganismus nur durch die Gewandtheit und Klugheit des Oberhauptes zusammengehalten werde, trachteten die Glieder dieser geheimen Verbindungen dem König nach dem Leben, um in dem Augenblicke der Verwirrung eine republicanische Staatsform zu begründen und alsdann rasch zu den socialen Reformen zu schreiten. Acht oder zehn Mordanschläge wurden auf Louis Philipp unternommen, aber allen entging er mit wunderbarem Glück.

Während meiner Anwesenheit in Paris, am 28. Juli 1835, trat ein Ereigniß von dämonischer Schrecklichkeit zu Tage, das ganz Europa mit Entsetzen füllte und die in der Tiefe der conspiratorischen Revolutionspartei lauernden Furien in ihrer ganzen Scheußlichkeit erblicken ließ. Als der König mit den Spitzen des Hofes, der Ministerien und der Armee zur Feier der Julitage eine große Musterung der Nationalgarden und Linientruppen abhielt, wurde auf dem Boulevard du Temple aus einer Reihe von zusammengefügten Flintenröhren, die in der Fensteröffnung eines Hauses angebracht waren, eine Anzahl von Kugeln auf die Vorüberziehenden abgefeuert, wodurch achtzehn Personen in der Umgebung des Königs, unter ihnen der greise Marschall Mortier, Herzog von Treviso, getödtet und eine noch größere Zahl mehr oder minder schwer verwundet wurden. Louis Philipp selbst blieb jedoch unverletzt und setzte den Ritt mit dem ihm eigenen standhaften Muthe fort. Das großartige Leichenbegängniß der Gefallenen im Invalidendome, dem die ganze königliche Familie und der Erzbischof von Paris anwohnten, zeugte von dem gewaltigen Eindruck der Schreckensthat. Der Verfertiger der neuen „Höllenmaschine" war der Corse Joseph Fieschi, einst muratistischer Soldat, der während eines vieljährigen Strolchenlebens mehrfach wegen Diebstahls und anderer Vergehen bestraft worden war, eitel, prahlerisch, genußsüchtig und ohne jegliche Spur von Sittlichkeit und Gewissen. Sein Gehilfe war ein alter Arbeiter aus der Revolutionszeit Namens Morey, Mitglied der „Gesellschaft der Menschenrechte", decorirter Julikämpfer und fanatischer Feind des Königthums, und ein Gewürzkrämer Pepin, ein mißvergnügter Demokrat und Republicaner, der die nöthigen Geldmittel hergegeben. Nach einem mehrwöchigen Processe vor dem Pairshofe, wobei die ganze Verworfenheit des corsischen Abenteurers zu Tage kam, wurden die drei Hauptangeklagten zum Tode verurtheilt, zwei andere dagegen, Boireau

und Nina Lassave, eine der Mätressen des ausschweifenden Wüstlings, freigelassen. Fieschi und seine beiden Mitschuldigen starben unter der Guillotine, verleugnet und verabscheut von den echten Republicanern, aber, wenigstens Morey und Pepin, von der demokratischen Masse und den socialistischen Geheimbündlern als Märtyrer gefeiert. Es gibt von der leichtfertigen, frivolen Gesinnung des Pariser Volks ein sprechendes Zeugniß, daß Nina Lassave nach ihrer Freilassung in einem besuchten Café als Aufseherin angestellt ward und der Wirthschaft zahlreichen Besuch verschaffte.

Louis Philipp war im Anfang seiner Regierung auf's Eifrigste bemüht, die Sympathien der Nation zu erforschen und durch Entgegenkommen sich dieselben zu gewinnen. Davon zeugte der Cultus des Napoleonischen Namens. Louis Philipp wußte, welche Macht noch immer der große Kaiser auf Herz und Phantasie des Volkes übte. Wenn er der herrschenden Stimmung der Nation entgegenkam, so handelte er zugleich im Gegensatz zu den Bourbonen der Restauration, welche alle Napoleonischen Sympathien zu unterdrücken bemüht waren, und machte die Julirevolution populärer. Man hat es immer als eine nationale Schmach betrachtet, daß die Statue Napoleon's in der bekannten volksthümlichen Tracht von der Vendôme-Säule nach dem Sturze des Kaisers durch royalistische Eiferer herabgerissen worden war. Louis Philipp ließ im ersten Jahre seiner Regierung eine neue anfertigen, mit geschichtlichen und symbolischen Darstellungen, eine Zierde der Hauptstadt, und sie am Jahrestag der Julirevolution einweihen. Der Triumphbogen de l'Etoile wurde der Vollendung entgegengeführt und gestaltete sich zu einer Kaiserepopöe in Stein. Das Schloß von Versailles, dessen Säle (größtentheils aus der eigenen Kasse des Königs) von den ersten Künstlerhänden ausgeschmückt und „à toutes les gloires“ geweiht wurden, war in seinen hervorragendsten Productionen eine Verherrlichung des Napoleonischen Kaiserthums.

Man förderte und begünstigte alle Erzeugnisse der Literatur und Kunst, welche diesem Zweck dienten; die „Geschichte des Kaisers Napoleon“ von Norvies, ein rhetorisches und oberflächliches Machwerk, wurde wie ein Ereigniß des Tages gefeiert. Louis Philipp wollte durch die Pflege des Napoleonischen Cultus den Julithron an dem Ruhm des Empire Theil nehmen lassen.

Dennoch gelang es den Orleans nicht, sich in der Volksgunst zu befestigen. Vielmehr nahmen in den späteren Jahren, als er sich

immer mehr bemühte, in die Politik der übrigen Regierungen Europa's einzutreten und in die Reihe der Großmächte als legitimer, ebenbürtiger König aufgenommen zu werden, die Symptome der Ungunst und der Abneigung zu. Gerade als die Höfe von Wien und Berlin dem klugen Friedensfürsten größere Aufmerksamkeit zuwendeten, so daß man in den Tuilerien ernstlich die Hoffnung hegte, eine Tochter Oesterreichs würde einem der Prinzen von Orleans ihre Hand reichen, kamen immer wieder neue Nachstellungen und Attentate zu Tage.

Es war eine Huldigung an den Liberalismus, daß Louis Philipp im Gegensatz zu den Bourbonen in religiösen Dingen große Toleranz bewies, auch protestantische Männer in seinen Rath berief, daß er dem Calvinist Guizot jahrelang sein höchstes Vertrauen zuwendete, daß in seiner Familie mehrere gemischte Ehen geschlossen wurden. Für das größtentheils protestantische Deutschland zeigte man eine gewisse Vorliebe. Der berühmte Geschichtschreiber Michelet, an den ich durch Schlosser empfohlen war, arbeitete seine Geschichte Luther's aus. Französische Gelehrte bereisten damals Deutschland und hielten in Paris Vorträge über ihre Eindrücke und Erlebnisse. Der deutsche Historiker Zinkeisen hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er die Geschichte Griechenlands und der europäischen Türkei schrieb. Als ich ihn besuchte, trug er einen griechischen Fez auf dem Haupte. Am höchsten stieg in Paris das Interesse für Deutschland, als der Kronprinz eine mecklenburgische Fürstentochter aus einem den Hohenzollern verwandten Haus als Gemahlin heimführte. Und wer wäre geeigneter gewesen, als die würdige, anmuthvolle Tochter eines kräftigen Fürstengeschlechts, die Achtung und Sympathie der Franzosen für das deutsche Land und Volk zu wecken und zu stärken? Zum erstenmal las man in Zeitungen und Zeitschriften von dem Stamme der Obotriten an der Ostsee.

Aber bei alledem hatte die französische Nation und vorab die Pariser an dem Julikönigthum der Orleans gar mancherlei auszusetzen. Manchmal war es nur kecker Muthwille, mit dem man sich an den König wagte. So wenn man seinen Kopf als eine Birne, den Hals als Stil abbildete und diese Figur in der ganzen Welt bekannt ward. Aber Louis Philipp hatte auch manche innere Eigenschaften, die zur Satire und Ironie herausforderten. Das spießbürgerliche prosaische Wesen, dessen wir schon oben gedachten, entsprach so wenig den Ideen von Ritterlichkeit, welche den altfranzösischen Königen und der aristokratischen Gesellschaft der Vergangenheit

innewohnten, daß sich ein ungünstiger Vergleich von selbst aufdrängte, und das Streben, die unermeßlichen Schätze der Familie zusammenzuhalten und zu mehren, gab zu manchen Nachreden und satirischen Anspielungen Gelegenheit. Als unter dem zweiten Ministerium Broglie im Jahre 1835 Regierung und Kammer, um einen Krieg mit Nordamerika zu vermeiden, den Vereinigten Staaten eine alte, noch aus der Zeit der Continentalsperre herrührende Entschädigungsforderung von mehreren Millionen bewilligten, gegen welche die Volksmeinung sich sehr mißbilligend ausgesprochen hatte, sah man an den Schaufenstern von Paris das Bildniß des Königs mit der Unterschrift: „Wer seine Schulden bezahlt, mehrt sein Vermögen." Illustrirte Witzblätter sind in aufgeregten Zeiten eine scharfe Waffe.

Die Anträge auf Apanagen und Ausstattungen für die Prinzen und Prinzessinnen, Gesuche, die gewöhnlich nur unter Opposition von Seiten der Liberalen in den Kammern bewilligt wurden, mehrten die ungünstigen Nachreden gegen den reichsten Fürsten in Europa. Wie bald zerrannen die Tage der Vertrauensseligkeit und Unbefangenheit bei dem König und die Tage des Enthusiasmus und der hoffnungsvollen Zuversicht für die Zukunft bei dem Volke, da man sich mit freudigem Erstaunen die Begebenheit erzählte, wie Louis Philipp allein und unerkannt mit dem Regenschirm durch die Straßen von Paris ging und von einem Bürger, den er vor dem Regen schützte, sich dessen politische Ansichten auseinandersetzen ließ. Das hatte auch Kaiser Joseph II. gethan, aber Zeiten und Menschen waren seitdem andere geworden.

Das sichtliche Streben Louis Philipp's, einen Theil des Napoleonischen Nimbus auf seine eigene Person herüberzuziehen und wenigstens in einem Punkt der öffentlichen Meinung des französischen Volkes beizutreten, hatte wenig Erfolg. Es ist bekannt, daß Napoleon auf der Höhe seiner Herrschaft niemals eine innere Furcht vor den Bourbons und der unsichtbaren Macht ihres Namens verwinden konnte, daß die Erschießung des Herzogs von Enghien in dem Festungsgraben von Vincennes in dieser geheimen Furcht ihre Quelle hatte, und daß der Kaiser in seinen glänzendsten Tagen viel darum gegeben hätte, den Prätendenten Ludwig zu einem freiwilligen Verzicht auf seine legitimen Erbrechte zu bewegen. Auf gleiche Weise suchte auch der Orleans das Gespenst des Bonapartismus zu verscheuchen, nicht durch blutige Verfolgung, sondern, wie wir gesehen haben, durch Pflege der Erinnerungen des Empire. Es trug ihm aber wenig

Dank ein. Das gefürchtete Gespenst trat ihm noch mehrmals drohend entgegen und hat schließlich, mit anderen gegnerischen Kräften vereinigt, den Julithron zu Fall gebracht. Gerade in dem Augenblick, als Louis Philipp sich bewegen ließ, dem Helden von St. Helena die höchste Auszeichnung zu Theil werden zu lassen, wagte der Neffe des großen Todten, Prinz Louis Napoleon Bonaparte, im Vertrauen auf die kriegerischen Verwicklungen im Orient und die dadurch neubelebten Napoleonischen Erinnerungen, einen zweiten Versuch, den Julithron mit Gewalt umzustürzen. Er hatte nämlich schon im October 1836 gewagt, durch einen Militäraufstand von Straßburg aus das bestehende Regiment zu stürzen und den Bonapartistischen Kriegsadler wieder aufzupflanzen. Das unbesonnene Unternehmen mißlang. Der Prinz, der nicht wie sein vertrauter Rathgeber Persigny und fünf mitverschworene Offiziere, die Flucht ergreifen wollte, wurde mit leichter Mühe überwältigt und als Gefangener nach Paris gebracht, von wo aus ihn Louis Philipp auf einem französischen Schiff nach Amerika führen ließ, ohne daß der Prinz vor Gericht gestellt worden wäre. Louis Philipp mochte hoffen, durch diesen Gnadenact, um den ihn des Prinzen Mutter Hortensia gebeten hatte, seiner Regierung die Volksgunst zu erwerben. Er sollte jedoch getäuscht werden.

Louis Napoleon war nach kurzer Verbannung von Amerika aus an das Sterbelager seiner Mutter in Arenenberg geeilt (Juli 1837) und hatte sich dann, um der Eidgenossenschaft keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, freiwillig nach London begeben, wo er sein prinzliches Prätendentenleben fortsetzte, „stets mit dem einen Fuß in der Welt der Eleganz und des vornehmen Sports, mit dem anderen in carbonaristischen Verschwörungen". Um dieselbe Zeit, da die Asche Napoleons von St. Helena nach dem Lande seines Ruhmes übergeführt und das in Sage und Dichtung gefeierte Empire wieder belebt wurde, machte der Prinz einen neuen Versuch, den Thron seines Oheims zu erobern. Unter Beihülfe der Getreuen von Straßburg, Vaudry, Parquin und Persigny, denen sich noch General Montholon, des Kaisers Leidensgefährte in der Verbannung, sowie einige höhere Militärs anschlossen, landete er an der Küste von Boulogne, wo sich eine Anzahl Verschworener um ihn sammelte, und suchte Stadt und Kaserne in seine Gewalt zu bringen. Als er aber bei der Garnison wie bei der Bürgerschaft auf Widerstand stieß, flüchtete er sich mit seinen Begleitern von der „Denksäule der großen Armee" in ein Boot, um nach England zurückzukehren. Das Boot schlug um; die

Bürgerwehr schoß auf die Schwimmenden; mehrere wurden verwundet, auch des Prinzen Uniform von drei Kugeln zerfetzt, schließlich alle gefangen eingebracht. Man stellte Louis Napoleon vor das Pairsgericht; er berief sich auf sein legitimes Erbrecht kraft der allgemeinen Volksabstimmung, die einst seinen Oheim auf den Kaiserthron geführt; aber weder seine eigenen Worte, noch die glänzende Vertheidigungsrede des von ihm zum Anwalt bestellten Berryer stimmten die Richter zur Nachsicht. Sie verurtheilten den Prinzen selbst zu lebenslänglicher Haft, seine Mitschuldigen zu längerer oder kürzerer Gefängnißstrafe oder Deportation. Darauf wurde Louis Napoleon nach der Festung Ham übergeführt und in derselben Zelle eingeschlossen, die vor ihm Polignac, der Minister Karl's X., inne gehabt.

Man hat damals viel gespottet über das thörichte Unternehmen des kaiserlichen Neffen, über das theatralische Auftreten bei der Landung mit einem lebendigen Adler auf dem Helm und über die hochtrabenden Proclamationen im Geiste seines Oheims. Allein er hatte doch gezeigt, daß nicht nur der todte Imperator, dessen Gebeine um dieselbe Zeit von dem Prinzen von Joinville und den vier Verbannungsgenossen Bertrand, Gourgaud, Las Casas und Marchand auf einer französischen Fregatte über das Meer geführt wurden, um einige Monate nachher mit allem militärischen Pompe feierlich im Invalidendome beigesetzt zu werden, noch im Gedächtniß Aller war, sondern daß auch noch lebende Erben seines Namens in der Welt seien, und daß die „Napoleonischen Ideen" in der Seele seines Neffen wurzelten, wie er in einer während seines englischen Exils verfaßten Schrift bezeugt hatte. Beinahe sechs Jahre saß Louis Napoleon unter Schloß und Riegel. Vergebens bat er den König in einem höflichen Schreiben, der Haft entlassen zu werden, um seinen in Florenz im Sterben liegenden Vater zu besuchen. Man forderte eine förmliche Unterwerfung, Bitte um Gnade, Versprechen für die Zukunft. Da gelang es ihm während einer Reparatur im Schlosse als Bauarbeiter verkleidet und mit Hülfe seines Leibarztes Canneau nach England zu entkommen.

Louis Philipp wurde nicht durch die Bonapartes vom Throne verdrängt, wie der erste Napoleon durch die Bourbons. Daß aber die Furcht vor den Ideen des Kaiserthums kein bloßes Phantom war, zeigte das Jahr 1848. Theils aus Furcht vor den Feinden und Bekämpfern jeder gesellschaftlichen Ordnung, theils aus alten Erinnerungen an den Glanz des Kaiserreichs wählte die Nation mit

überwältigender Mehrheit den Neffen des Imperators zum Präsidenten der Republik und bahnte ihm dadurch den Weg zum zweiten Kaiserthum. Die Februarrevolution war weniger eine politische Umwälzung, denn das Bürgerkönigthum hatte von öffentlichen und individuellen Freiheiten so viel gewährt, wie in einer gesetzlich geordneten Staatsgesellschaft bestehen kann. Sie war vielmehr die Vorbereitung und der Versuch, das Princip von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten in einem Umfang zu verwirklichen, wie er in menschlichen Dingen nie auf die Dauer bestehen kann. Der Kampf galt dem Princip, ob noch ferner ein Ständeunterschied fortdauern oder eine völlige Demokratie bestehen solle. Trotz des Despotismus des ersten Napoleon trug die Republik und das Kaiserreich doch mehr Elemente demokratischer Gleichheit in sich, als der Liberalismus des Julikönigthums.

VI. Berufs- und Schriftstellerleben.

1. Das Schulleben in Bergzabern und die confessionellen Spaltungen in Deutschland.

Als ich noch in Paris weilte, wurde ich von dem Gemeinderath meiner Vaterstadt Bergzabern zum Vorstand einer neu zu begründenden Lateinschule vorgeschlagen und von der Regierung ernannt. Die Vorsehung hatte mich bisher so wunderbar geleitet, daß ich auch in dieser Berufung einen Wink des Schicksals erkannte und ihr Folge leistete. Gott vertrauen und seine Pflicht thun, war die mütterliche Lehre, die ich als werthvollstes Gut in die Fremde getragen und der ich in allen Perioden meines Lebens treu geblieben bin. Diesen Grundsatz im Herzen, trat ich die neue Stelle an, so wenig sie auch meinen Kenntnissen und meinem Bildungsstand genügte. Ich bekleidete sie drittehalb Jahre zur größten Freude meiner bejahrten Mutter, die während dieser Zeit bei mir starb. „Mein Leben ist ein Pilgrimstand," lautete der Anfang des Grabliedes, das sie sich selbst gewählt; er bezeichnete ihr ganzes Erdenwallen. Es war ihr nicht vergönnt, die besseren Tage zu genießen, die ihr der Sohn so gern bereitet hätte; sie starb an der Schwelle der schöneren Zukunft.

Der Aufenthalt in Bergzabern war ein Stillleben, dem ich mich Anfangs mit Liebe hingab. Es war gleichsam ein Ausruhen von den gewaltigen Erlebnissen und Eindrücken der vorhergehenden Jahre und ein Sammeln für die nächste Zukunft. Ich habe schon früher bei Gelegenheit des Erlanger Studienjahres darauf hingewiesen, wie ein abgeschlossenes Kleinleben in stiller, einfacher Umgebung im Gegensatz zu dem lauten geschäftigen Treiben einer Großstadt auf den Entwicklungs- und Bildungsgang eines jungen Mannes einwirkt.

Ein Leben auf dem Land oder in einem Landstädtchen birgt manche Reize und Vorzüge und manche erzieherische Elemente in sich. Der bekannte Ausspruch Goethe's:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

beruht auf richtiger Beobachtung. Das innere Gemüths- und Phantasieleben entfaltet sich freier und ungestörter in einer begrenzten Umgebung, die Einsicht in das handelnde Leben und die Fähigkeit, die vielen Verhältnisse richtig zu erkennen, wird besser in großstädtischer Luft, in einer bewegten und erregten Umgebung gewonnen. Ein idyllisches Klein- und Stillleben mit einsamen Gängen durch Wald und Flur oder am rieselnden Bach entlang wird in poetisch und künstlerisch angelegten Naturen befruchtend einwirken wie Sonnenlicht auf Wachsthum und Vegetation: die innere Welt der Gedanken und Empfindungen blüht wie ein gutgepflanzter Blumengarten empor: aber es liegt auch die Gefahr nahe, daß diese Gedanken- und Empfindungswelt verarmt und eintönig wird, daß die Ideen zur Trivialität, die Gefühle zur Sentimentalität entarten. Nur wo der Strom des Lebens in volleren Wogen dahinrollt, begreift man die Geschicke und Wechselfälle der Völker und Menschengeschlechter. In Bergzabern hätte ich mich niemals zu der Auffassung und Darstellung einer Allgemeinen Weltgeschichte aufgeschwungen, wie sie mir stets vor der Seele geschwebt hat. Was vor Allem dem Ergreifen eines würdigen Strebezieles förderlich ist und zu einem werkthätigen Ehrgeiz aufstachelt, das Urtheil und der Wetteifer Gleichstrebender, ist nur in einer geistig regsamen Umgebung vorhanden.

Indessen bereitete mir der Lehrberuf, den ich jetzt schulmäßig ausübte, manche befriedigende Eindrücke. Es war ein günstiger Anfang. Eine öffentliche Schule von etwa vierzig lernbegierigen Knaben, in zwei Hauptabtheilungen geschieden, war ein geeignetes Arbeitsfeld für einen jungen Mann, der vielen geistigen Stoff in sich aufgenommen und wenig davon verausgabt hatte. Mir selbst war die Leitung der Anstalt und der Unterricht in der obern Klasse übertragen; ein anderer wissenschaftlich gebildeter Lehrer, der in der Folge an das Gymnasium zu Zweibrücken berufen ward, lehrte in der zweiten Klasse. Dazu kamen noch für die Nebenfächer einige Hilfslehrer. Der alte Spruch: docendo discimus, erfüllte sich an mir. Wie Vieles, was ich bisher massenweise in mich aufgenommen

hatte, kam mir jetzt erst zum vollen klaren Bewußtsein. Ich lernte zugleich mit meinen Schülern, und da sich unter diesen reifere Knaben von vierzehn bis sechzehn Jahren befanden, die talentvoll und mit strebsamem Geiste in die neuen Wissensgebiete einzudringen sich bemühten, so kamen Beide, Lehrer und Schüler, nach außen und innen zu befriedigenden Resultaten. Manche Schüler haben mir noch in späteren Jahren bis zur jetzigen Stunde Beweise von Anhänglichkeit und pietätvoller Gesinnung gegeben.

Für einen jungen Mann von bescheidenen Lebensansprüchen, der nicht vom Ehrgeiz, wie auf Ikarus-Flügeln, in schwindelnde Höhen getragen wird, ist der Lehrberuf an mittleren Anstalten eine befriedigende Thätigkeit. Der tägliche Umgang mit einer strebsamen Jugend in nicht zu großer Zahl gewährt inneren Lohn, und trägt der Lehrer Pflichtgefühl und ein warmes Herz im Busen, so wird es ihm nicht an Beweisen von Liebe und Anhänglichkeit fehlen. Zugleich ist ein solcher Verkehr eine Schule der Selbstprüfung und Selbstbeobachtung für den Lehrer. Er wird sich Mühe geben, nur solche Seiten seines Wesens und Charakters hervortreten zu lassen, welche ihm die Zuneigung und Achtung der Schüler verschaffen können. Denn die Jugend hat einen scharfen Blick sowohl für gute Eigenschaften als für Fehler und Schwächen. Der Unterricht wird am ersprießlichsten sein, wenn bei Lehrern und Schülern möglichst wenig Wechsel eintritt. Ich habe daher auch in meinen späteren Jahren dem Klassensystem vor dem Fachsystem den Vorzug gegeben. Die Schule wird ihre Aufgabe dann am besten lösen, wenn sie, soweit dies möglich, den Charakter der Familie in sich trägt. Humanität ist das Ziel jeder Erziehung, Wissen und Unterricht nur Mittel und Weg dazu. Ich habe von der Zeit an die Lehrthätigkeit über ein Menschenalter als Lebensberuf ausgeübt, aber die pädagogischen Erfahrungen, Ansichten und Eindrücke, die ich in der kurzen Zeit meiner heimathlichen Wirksamkeit in mich aufgenommen habe, sind mir stets eine theure Erinnerung geblieben.

In Bergzabern machte ich auch die Bekanntschaft von Thiersch, der sich um das Schulwesen der Pfalz hohe Verdienste erwarb und als Prüfungs-Commissär mehrmals das Land bereiste. Er war ein interessanter Mann von idealen Bestrebungen, ein feuriger Apostel des Humanismus und von großer Gewandtheit der Rede. Seiner Anregung war es hauptsächlich zu verdanken, daß die Zahl der Gymnasien in der Pfalz im Lauf der Jahre von zwei auf sechs stieg

und daß eine Anzahl kleinerer Lehranstalten für humanistische Bildung entstanden.

Während meines Aufenthaltes in Bergzabern trat in Deutschland ein confessioneller Umschlag ein, der mir bisher ganz fremd gewesen war, von dem ich erst in Rom die Keime und Anfänge wahrgenommen hatte. Bei meiner Rückkehr nach Bergzabern trug das Städtchen noch ganz den Charakter, den ich seit meiner Knabenzeit gekannt hatte. Der Kern der Einwohnerschaft und weitaus die Mehrzahl bekannte sich zu der reformirten oder, wie sie seit der Union genannt wurde, der evangelisch-protestantischen Kirche. Die katholische Gemeinde war klein. Sie hatte keine eigene Kirche; ihr Gottesdienst wurde von dem Geistlichen eines benachbarten katholischen Dorfes in dem Chor der alten reformirten Kirche auf dem Markt gehalten. Aeußere kirchliche Handlungen, wie Processionen, Wallfahrten und dergleichen von katholischer, pietistische Conventikel von evangelischer Seite, waren unbekannt, ja gesetzlich untersagt. Kirchliche Toleranz und religiöse Weitherzigkeit war noch aus den Zeiten der Napoleonischen Herrschaft zurückgeblieben. Im täglichen Verkehr fand der Religionsunterschied keine Beachtung. In den Familien von verschiedener Confession folgten die Knaben dem Vater, die Töchter der Mutter. Dieses unbefangene Zusammenleben erfuhr in den Jahren meines Bergzaberner Aufenthaltes eine Störung und eine Umwandlung, wie sie in Frankreich unter der Restauration vor sich gegangen. Dort hatte die Julirevolution die Ansätze des Fanatismus weggefegt; um so schärfer traten sie jetzt in Deutschland hervor, das zu allen Zeiten das Feld römischer Intriguen und Zwietracht nährender Verhetzungen gewesen ist. An die Stelle des alten Geschlechts von Geistlichen, die ihre Hände durch keinerlei Aussaat des Unfriedens zwischen den confessionell getrennten Söhnen des deutschen Vaterlandes befleckt hatten, trat seit den dreißiger Jahren mehr und mehr ein neues, das patriotische Gesichtspunkte höchstens nur in sehr bedingter Weise gelten ließ und sich über das positive Recht des modernen Staates mit kühner Nichtachtung von dessen Existenz hinwegsetzte. Namentlich gehört es zu den charakteristischen Zügen dieses neuen, specifisch römischen, Katholicismus, daß er sein thatsächlich bestehendes Verhältniß zum Protestantismus im paritätischen Staat ignorirt und sich, ungeachtet ihm seine Alleinberechtigung schon dadurch entzogen ist, daß er den Protestantismus neben sich bestehen lassen muß, immer so beträgt, als wenn dieser neben ihm kein

Existenzrecht, ja kaum wirkliche Existenz besäße. Erstmalig und typisch erwies sich diese Unverträglichkeit der ultramontanen Principien mit den Grundlagen des Rechtsstaates, als, wie ein Apfel der Eris, der böse Feind den Streit über die gemischten Ehen in das gespaltene Deutschland warf, um dem Streben nach Einheit einen neuen Damm entgegenzustellen. Die bei jeder Gelegenheit sichtbare Nachgiebigkeit der protestantischen Regierungen gegen die Drohungen des Clerus erfüllte die katholische Kirche mit großem Selbstgefühl und kehrte die Schwäche des zerrissenen Protestantismus mehr und mehr zu Tage. Der seither immer lauter erschallende Ruf nach Trennung der Schule vom Staat und Unterordnung derselben unter die Kirche beweist es, daß der katholische Clerus von Deutschland sich dem nämlichen Selbstvertrauen hingab, wie der französische und belgische Priesterstand. Die mittelalterlichen Ideen, an denen mehrere gekrönte Häupter, namentlich die Könige von Preußen und Bayern, und viele Glieder des Adels und der Aristokratie Wohlgefallen fanden, waren dem ganzen Unternehmen sehr förderlich. Trotz vielfacher Beweise vom Gegentheil galt die römische Kirche als Trägerin des Conservatismus, und in den höheren Kreisen waren Ultramontane und Convertiten stets gut aufgenommen.

Der durch den Streit über die gemischten Ehen erregte confessionelle Zwiespalt machte sich nicht nur in der Pfalz, sondern auch in anderen deutschen Ländern mit gemischter Bevölkerung bald bemerklich. Der religiöse Eifer und der Einfluß des Jesuitenordens mehrte sich von Jahr zu Jahr. In Bergzabern kam es bei der offenkundigen Begünstigung des römisch-katholischen Religionswesens durch die bayerische Regierung in Kurzem dahin, daß an der von mir gegründeten Lateinschule der Rector und sämmtliche Lehrer der katholischen Religion strengster Richtung angehörten und daß in dem altreformirten Städtchen eine stattliche katholische Kirche erbaut wurde, welche die beiden protestantisch-unirten Gotteshäuser weit in Schatten stellte. Und doch gehört bis zur Stunde der angesehenere Theil der Bürgerschaft der protestantischen Confession an, und weitaus die Mehrzahl der Schüler folgt diesem Bekenntniß. Die Gemeinde hatte sich keine Mitwirkung bei der Anstellung der Lehrer vorbehalten, weil die Regierung die Unterhaltungskosten übernahm. Ich selbst erlebte in Bergzabern nur die ersten Symptome dieser religiösen Wandlung, die sich erst nach meinem Abgang nach Heidelberg vollzog.

2. Das erste Lustrum im Schulleben in Heidelberg.

Das abgelegene Städtchen Bergzabern ohne literarische Anregung und wissenschaftliche Hilfsmittel konnte mich nicht lange befriedigen. Wie viele Beweise von Freundschaft und Theilnahme ich auch empfing, ich hatte mir höhere Aufgaben gestellt und eine reichere Welt kennen gelernt, als daß ich mein Leben in kleinstädtischen Verhältnissen hätte zerrinnen lassen mögen. Ich ging mit dem Gedanken um, mich der akademischen Laufbahn zuzuwenden, wozu mich Schlosser ermuthigt hatte; aber die Furcht vor den Entbehrungen, die dem Stande des unbemittelten Privatdocenten gewöhnlich anhaften, hielt mich ab, ein sicheres, wenn auch geringes Einkommen in die Schanze zu schlagen. Ich hatte die Bitterkeit der Armuth zu tief und zu lange gekostet, als daß ich mich im dreißigsten Lebensjahre von Neuem einem ungewissen Schicksal hätte hingeben mögen. Auch war ich gewohnt, mehr zu ergreifen, was sich darbot, als selbst zu wählen und zu versuchen. Und auch diesmal war mir die Vorsehung gewogen; Heidelberg sollte mir abermals zur Heimath werden; kein theurerer Ort hätte sich mir zum weiteren Lebensgange öffnen können. Dort war kurz zuvor auf Anregung des hochverdienten Bürgermeisters Speyerer eine neue Lehranstalt unter dem Namen „Höhere Bürgerschule" gegründet worden. An diese wurde ich auf Empfehlung des Directors Louis, den ich schon während meines ersten Aufenthaltes in Heidelberg kennen gelernt hatte, als zweiter wissenschaftlich gebildeter Hauptlehrer berufen. Die Sehnsucht nach der geistigen Atmosphäre der Musenstadt am Neckar machte mir den Entschluß der Uebersiedelung leicht. Mit Neujahr 1839 verließ ich meinen Geburtsort, an den mich seit dem Tode der Mutter keine näheren Bande mehr fesselten, um die neue Stelle anzutreten. Noch in demselben Jahre begründete ich daselbst meinen eigenen Hausstand, indem ich mich verheirathete und einige Zeit nachher am schönen Neckarufer mir ein eigenes Wohnhaus zum dauernden Wohnsitz erbaute.

War mir schon in meinem bisherigen Lebensgange das Glück nicht ganz abhold gewesen, so war es mir besonders günstig bei meiner Ehe. Ich erwarb eine Frau, welche mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens und mit den Tugenden einer Hausfrau und Mutter die Liebe und Hingebung verband, die sie zur treuen Gefährtin bei allen Anliegen und Arbeiten des Mannes machten.

Durch ihre rege, liebevolle Theilnahme und ihr feines Urtheil belebte und förderte sie meine literarische Thätigkeit und stärkte mein Selstvertrauen. Mit dieser Verbindung trat ich in einen angesehenen Familienkreis ein, der den einsam und vaterlos herangewachsenen Mann wohlwollend und großmüthig in seine Reihen aufnahm und dem als Glied beigezählt zu werden stets mein größter Stolz gewesen ist. Und nicht bloß in eine große, angesehene Verwandtschaft, die theils in Heidelberg selbst, hauptsächlich aber in Frankfurt, in den sächsischen Städten Dresden und Leipzig, sowie in London und Manchester ihre Verzweigungen hatte, trat ich durch meine Heirath ein; auch in den gebildeten Kreisen der Universitätsstadt faßte ich jetzt festeren Fuß. Meine Schwiegermutter war vor fünfundzwanzig Jahren mit ihrem Manne Dr. Georg Becher und ihrem einzigen Töchterchen nach Heidelberg gezogen, wo sich derselbe, ein geschätzter Frankfurter Advocat, niederzulassen gedachte, um sich ausschließlich wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten zu widmen. Bald nach seiner Uebersiedelung war er gestorben, die Wittwe aber mit der jungen Tochter zurückgeblieben. Sie war eine Frau von großem Verstand und scharfer Urtheilskraft, deren hohe, aufrechte Gestalt noch in späten Jahren Spuren ehemaliger Schönheit trug und die in ihrem ganzen Wesen und Auftreten einen vornehmen, Achtung gebietenden Eindruck machte. Wenn auch nicht von heiterem und hingebendem Temperamente, war sie doch eine so distinguirte Erscheinung von schlagfertigem Witz und schnellem Geist, daß sie leicht in die ersten Gesellschaftskreise Eingang fand. Wie oft hat sie uns von dem Leben und Treiben Alt-Heidelbergs erzählt, das an ihr vorübergegangen war! Sie hat im Daub'schen Hause, wo sie besonders viel verkehrte, die Creuzer-Günderode'sche Liebestragödie sich entwickeln und abspielen sehen; sie hat das Ehepaar J. Heinrich und Ernestine Voß häufig besucht in der gleich einem Kloster mit Garten und Mauer umgebenen thurmartigen Wohnung, wo der Idyllendichter und Uebersetzer des Homer in patriarchalischer Hausväterlichkeit und Abgeschlossenheit seine Tage verbrachte, in heiligem Zorne gegen Finsterlinge und Mystiker sich ereifernd. Mit den Familien Schlosser, Thibaut, Abegg, Gmelin, Tiedemann u. A. stand sie in vertrautem Verkehr. Mit heiterem Humor erzählte sie, wie sie sich einst von Jean Paul, der in einer munteren Abendgesellschaft dem guten Rheinwein etwas reichlich zugesprochen hatte, auf den Wunsch anderer Gäste nach Hause hatte begleiten lassen, ihn aber an seinem Gasthofe verabschiedete. Im Thibaut'schen Hause,

wo man die Tonkunst in ihrer Reinheit pflegte, gingen Mutter und Tochter fast täglich ein und aus. In diesen Kreisen hatte meine Frau ihre Jugend verbracht, und ihre Bildung ging weit über die gewöhnliche weibliche Sphäre. Waren doch in jenen Tagen des politischen Stilllebens Literatur und Künste die einzigen Götter, denen man Opfer darbrachte. Sie verstand Französisch und Englisch; jenes hatte sie von einer Erzieherin aus Genf, die mehrere Jahre in der Familie lebte, dieses während eines längeren Aufenthaltes in London bei Verwandten sich angeeignet. Ich lernte sie bald nach meiner Uebersiedelung nach Heidelberg in einer Abendgesellschaft kennen. Sie hatte sich kurz vorher einige Wochen in Mailand aufgehalten, wo ebenfalls eine ihr verwandte Familie, Mylius, ansässig war. Nun wünschte sie sich im Italienischen fortzubilden; und so wurde denn ein Tasso-Abend verabredet, der im Laufe der Zeit mit einer Verlobung schloß. Damals sagte ein Freund zu mir: Du bekommst eine Frau, über deren treffliche Eigenschaften nur eine Stimme herrscht; ich habe nur ein Bedenken, daß sie von zarter Gesundheit ist. Der mir diese Worte sagte, liegt schon achtunddreißig Jahre im Grab, und sie ist noch immer am Leben. Dank ihrer Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung ist sie durch die Jahre gewandelt und hat sich bis zur Stunde ihre Thätigkeit und ihren regen frischen Geist erhalten.

Mit der Begründung eines eigenen Hausstandes erlangte ich die äußere Unabhängigkeit, nach der ich so lange getrachtet und die für meine Natur das nothwendige Lebenselement war. Das geräumige Haus mit dem daranstoßenden Garten und Rebstücke, das wir zwei Jahre nach unserer Verheirathung am rechten Ufer des Neckars erbauten, mit schönster Aussicht auf Schloß und Flußthal, machte es mir möglich, durch Aufnahme einiger Zöglinge oder junger Leute aus der Fremde, welche die deutsche Sprache erlernen und sich in einzelnen Wissenschaften ausbilden wollten, meine Einnahme zu vermehren, so daß wir unsern fünf Kindern, die in rascher Folge die Familie vergrößerten, eine gute Erziehung geben konnten. Als die Tochter heranwuchs und die Erfolge meiner literarischen Arbeiten andere Einnahmsquellen eröffneten, blieb das Haus auf die eigene Familie beschränkt, mit Einschluß der Mutter, die ihr neunzigstes Jahr in unserer Mitte erreichte, die Klarheit und Stärke des Geistes bis an ihr Ende bewahrend.

Die Beschäftigung mit der Wissenschaft war mir so sehr zum Bedürfniß, zur andern Natur geworden, daß sie durch die vermehrten praktischen Anliegen keine Unterbrechung erlitt. Und wenn gleich die Schule den größten Theil der Tagesstunden in Anspruch nahm, so fand ich bei eifriger und umsichtiger Benutzung und Eintheilung meiner freien Zeit doch noch Muße, meine Studien und literarischen Arbeiten fortzusetzen. Dank meiner eisernen Willenskraft und Ausdauer, meinem gesunden Körper und meiner Gewohnheit, mit energischer Consequenz auf ein bestimmtes Ziel loszugehen und alle zerstreuenden Nebenbeschäftigungen zu meiden, konnte ich beiden Aufgaben genügen, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß keine dabei zu kurz gekommen ist, keine durch die andere Schaden gelitten hat. Meine literarische Thätigkeit war ausschließlich auf das historische Gebiet und was sich naturgemäß an dasselbe anschließt, gerichtet. Und wo hätte ich einen geeigneteren Boden und eine anregendere Umgebung finden können, als in der schönen Musenstadt, wo die Geschichtschreibung mehrere ihrer Großmeister zählte; wo neben Schlosser noch Gervinus wirkte und einige Jahre später Häusser seine glänzende Laufbahn begann! Mit den beiden Ersten stand ich in ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr. An Schlosser's „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" nahm ich den innigsten Antheil. Nicht nur, daß ich bei der dritten Auflage die Correctur besorgte, ich fertigte auch ein Namen- und Sachregister zu derselben an; und als einige Jahre später der Plan auftauchte, eine neue verkürzte Ausgabe davon zu veranstalten, ein Plan, der jedoch nicht zur Ausführung kam, war ich von dem Verfasser auserſehen, diese Arbeit zu übernehmen. Noch besitze ich von der Hand des verehrten Altmeisters den Prospectus zu der beabsichtigten Umarbeitung mit den Grundzügen der Behandlung und den Gesichtspunkten, die dabei vorzugsweise in's Auge gefaßt werden sollten; ich bewahre das Schriftstück als ein heiliges Vermächtniß und als Document des ehrenvollsten Vertrauens. Noch inniger waren meine Beziehungen zu Gervinus. Von den Tagen an, da derselbe nach seinem ruhmvollen Abgang von Göttingen zum zweitenmal sich dauernd in Heidelberg niederließ und auf dem hügeligen Neckarufer, nicht gar fern von meiner eigenen Wohnung, sich ein freundliches Asyl erbaute, bis zu dessen Hinscheiden am 18. März 1871 hat das freundschaftliche Verhältniß zwischen uns Beiden nie eine Störung oder Unterbrechung erlitten, wenn gleich in den letzten Jahren über die politischen Dinge

Deutschlands eine Verschiedenheit der Ansichten eintrat. Und wer jemals diesem geistvollen Manne mit dem feinen ästhetischen Gefühl, mit dem angeborenen Sinn für alles Schöne und künstlerisch Vollendete, mit dem scharfen, treffenden Urtheil über Personen und Sachen näher getreten ist, der begreift leicht, wie belehrend und anregend ein solcher Verkehr für den um wenige Jahre jüngeren Mann sein mußte. Auch noch andere werthe Freunde von wissenschaftlichem Ruf habe ich mir in den Universitätskreisen zu erwerben gewußt und gar manche Stunde heiterer Geselligkeit und interessanter Unterhaltung in ihrem Umgang verlebt. Und wahrlich, es waren nicht die geringsten unter den Professoren, die mich ihrer Freundschaft und ihres geselligen Umgangs würdigten. Manche illustre Namen aus allen Reichen der Wissenschaft durfte ich zu meinen Freunden und Vertrauten zählen. Viele davon habe ich zu Grabe geleitet oder scheiden sehen müssen. Aber die jüngere Generation ist in ihrer wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnung gegen mich hinter der älteren nicht zurückgeblieben. Wie viele angenehme Erinnerungen knüpfen sich an die Spaziergänge, an denen ich mit einer Anzahl befreundeter Herren der Universität viele Jahre hindurch an den Samstagnachmittagen nach dem Speyerershof Theil nahm!

Der Anfang meines Schullebens war von schweren inneren Kämpfen und Stürmen durchzogen. Als ich in dem heißen Verlangen nach der geistigen Luft Heidelbergs mit raschem Entschluß der Berufung Folge leistete, hatte ich mir eine andere Vorstellung von dem Charakter der Anstalt gemacht, an der ich jetzt zu wirken bestimmt war. Ich mußte mich mit Lehrgegenständen befassen, die so tief unter meinen bisherigen Beschäftigungen standen, und von den alten Klassikern, an denen ich so lange meinen Geist genährt, Abschied nehmen. Wie oft gedachte ich der Worte Goethe's:

Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Indessen, ich kam auch über diese Bitterkeiten hinaus. War ich doch von jeher gewohnt, den eigenen Willen unter die äußere Schickung zu beugen und als pflichtgetreuer Arbeiter mit rüstiger Kraft das mir auferlegte Werk zu verrichten. Die Unzufriedenheit mit Stand und Beruf rührt sehr häufig von dem Gefühl ungenügender Leistung oder innerer Trägheit her; man sucht dann lieber die Ursache des

Mißmuths an dem äußeren unerfreulichen Geschäft, als in der eigenen Natur und entzieht sich dem schweren Kampfe der Selbstüberwindung, indem man die Schuld auf das Schicksal wirft. Am lebhaftesten wird sich eine solche Stimmung an Orten regen, wo der Vergleich mit Bessergestellten nahe liegt. Dieser Richtung widerstrebte ich aus allen Kräften. Ich faßte die mir zu Theil gewordene Berufsstellung als eine Nothwendigkeit auf, in der ich mich zurechtfinden müßte. Und ich habe mich zurechtgefunden. Eine warme Liebe zu der heranwachsenden Jugend half mir die Beschwerden des Lehrstandes versüßen, und die natürliche Zuneigung und Pietät, welche die besseren und gutgearteten Schüler jedem gewissenhaften, lebensfrischen und wohlwollenden Lehrer darbringen, gewährte reichlichen Lohn für Mühe und Anstrengung. Ich gewann jedes Jahr mehr Interesse für die Anstalt; und wenn dieses Interesse zunächst nur ein persönliches war, ein angeborner Zug des Herzens für die Jugend, so dehnte es sich mit der Zeit auch auf die Lehrgegenstände, auf den Unterricht selbst aus, namentlich seitdem ich mich fast ausschließlich solchen Zweigen widmen konnte, denen meine Studien vorzugsweise zugekehrt waren, der Geschichte und deutschen Literatur. Ich konnte freilich auch hier „von dem Besten, was ich wußte", keinen Gebrauch machen, weil die großen Ideen, die höchsten menschlichen Anliegen, welche die Seele und das innere Triebwerk des geschichtlichen Lebens bilden, sich dem Verständnisse der Jugend entziehen; allein die Nothwendigkeit, die großen Weltbegebenheiten in klarer, faßlicher Gestalt darzustellen, die treibenden Kräfte und Principien in ihren ursprünglichen einfachen Begriffen zu fassen und in ihrer genetischen Entwicklung zu verfolgen, die mächtigen weltbewegenden Persönlichkeiten in ihren hervorragenden Charaktereigenthümlichkeiten vorzuführen, ist für Schüler und Lehrer eine so kräftigende Geistesgymnastik, daß auch für den gereifteren Historiker diese Arbeit nicht unfruchtbar bleibt. Ich habe aus meinen geschichtlichen Lehrstunden manche werthvolle Bereicherung meines eigenen Wissens davongetragen und über Methode, über Stoffvertheilung und Anordnung, über historischen Pragmatismus viele Erfahrung und klare Einsicht geschöpft. Und wenn auch nicht alle Saatkörner auf fruchtbaren Boden gefallen sind, bei der Liebe und Begeisterung, die ich stets für den Gegenstand empfunden, waren die geschichtlichen Unterrichtsstunden für mich selbst eine reiche Quelle innerer Freudigkeit. Denn „wo dein Herz ist, da ist dein Schatz".

Mit der Zeit gewann ich der Schule noch ein weiteres Interesse, noch eine neue Seite für meine eigene Fortbildung ab. Bisher hatte ich Welt und Leben als Idealist angeschaut: die Trennung von Plato und Sophokles war mir vorgekommen wie eine Vertreibung aus dem Paradies. Jetzt wurde ich mit den Realitäten des Lebens vertraut; die socialen und politischen Zeitfragen, die ich bisher nur aus der Ferne geschaut, rückten nahe an mich heran; ich erkannte, daß die Welt ganz anders geworden war, als ich sie in meiner Jugend geschaut, daß anstatt des romantischen, poetischen Stilllebens, in das man in den zwanziger Jahren die deutsche Jugend und die ganze Nation zu versenken gesucht, ein aufgeregtes öffentliches Leben in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen sei, die ganze Bevölkerung in scharfe Parteistellung gespalten habe. Einer solchen Erscheinung gegenüber war ein gemüthliches, beschauliches Dahinleben nicht mehr möglich; man war in die Mitte des handelnden Lebens gestellt und mußte mitwirken am Webstuhle der Zeit. Ich sah ein, daß der Erziehung und dem Unterrichtswesen andere Aufgaben gesetzt seien, als in der ruhigen Vergangenheit, daß die Volksbildung in weitere Kreise dringen, daß der Bürgerstand, der zu einer regen Mitthätigkeit an dem öffentlichen Leben berufen ist, auch eine diesem Berufe entsprechende allgemeine Bildung sich erwerben, Einsicht in die menschlichen Dinge, in die wichtigen Streitfragen besitzen müsse. Nun erhielt mein Schulamt in meinen Augen eine ganz andere Bedeutung. Galt es doch ein Geschlecht heranbilden zu helfen, das in Zukunft an der Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung mitwirken, von dem das Industrie- und Handelswesen seine Impulse empfangen, das der wichtigste Factor des öffentlichen, wirthschaftlichen und geschichtlichen Lebens sein würde! Dieser Aufgabe suchte ich nunmehr mit allen Kräften und Gaben, die mir der Schöpfer verliehen, zu dienen. Aber ich concentrirte meine Thätigkeit auf den Kreis, in dem ich mich fest und mit Sicherheit bewegen konnte. Die Vielgeschäftigkeit, das Streben, nach allen Seiten des so reichen und mannigfaltigen Lebens auszugreifen, war meiner Natur nicht angemessen. Ich hielt mich in der Regel von Versammlungen und öffentlichen demonstrativen Handlungen fern, weil ich weder Talent noch Neigung dafür besaß. Für die freudige Anerkennung, die ich mit neidlosem Herzen jeder derartigen Begabung bei Andern zollte, verlangte ich nur, daß man auch mich meine Wege gehen lasse, auch mir gestatte, in der mir entsprechenden Sphäre mich zu bewegen. Diese Sphäre glaube ich richtig

erkannt und gewählt zu haben, und sie hat mir volle Beschäftigung und Befriedigung gewährt. In meinen geschichtlichen Lehrstunden suchte ich die jugendlichen Herzen für die idealen Güter der Menschheit, für Vaterland, Recht und geordnete Freiheit zu entzünden, den warmen Hauch der Humanität über sie auszugießen, und zugleich durch Erweckung und Stärkung des Ehrgefühls, worin ich stets einen scharfen Sporn für edle Gesinnungen und Handlungen erblickt habe, eine Schranke gegen Gemeinheit und Niederträchtigkeit des Charakters aufzurichten; und um fortwährend einen Weg an das Elternhaus und die Bürgerschaft offen zu halten, benutzte ich jeden Jahresschluß, um in einer Schulrede und einem Programme praktische Fragen und Anliegen über Erziehung und Unterricht, über Ziele und Aufgaben der Schule, über Einrichtungen und Methode zur Sprache zu bringen. Von diesen Schulreden habe ich vier zusammenhängende „über das vaterländische Element in der deutschen Schule" zur Verbreitung in weitere Kreise in den Buchhandel gegeben und sie in einer zweiten, theilweise veränderten Auflage der im Herbst 1865 in Heidelberg tagenden Versammlung von Philologen und Schulmännern gewidmet. Aus der Schule ist das „Lehrbuch der Weltgeschichte" hervorgewachsen, bei dessen Anlage und Ausführung mir meine literarische Bestimmung, ich möchte sagen meine Mission zum klaren Bewußtsein gekommen ist.

Und was waren denn die Erfolge deiner mehr als dreißigjährigen Bemühung in diesem Geist und Sinn? so wird vielleicht mancher Leser im Stillen fragen. Ich habe darüber nicht ängstlich geforscht. Die Fortschritte der Menschheit lassen sich schwer im Einzelnen nachweisen, und die Wirksamkeit des Lehrers wird durch anderweitige Einflüsse so vielfach durchkreuzt und gelähmt, daß es unmöglich zu ermitteln ist, wie viel von dieser oder jener Erscheinung auf Rechnung der Schule zu setzen sei. Aber ich habe den Glauben an den Fortschritt der Menschheit zum Besseren und Edleren stets in der Brust getragen und nicht muthlos das Haupt gesenkt, wenn da oder dort die Früchte nicht der Aussaat entsprachen. Aus der Geschichte habe ich gelernt, daß das Echte und Wahre nie ganz verloren geht, daß es oft nach jahrelangen Trübungen und Verkennungen wieder zur Geltung und zum Sieg kommt. Auch hat ja jedes höhere Streben für sich selbst seinen Lohn.

---

3. Schriftstellerische Thätigkeit und Ansichten über Geschichtschreibung.

So viel Zeit und Mühe auch die Schule in Anspruch nahm, so habe ich doch meine Studien und schriftstellerischen Arbeiten nicht unterbrochen. Die Concentration meiner Thätigkeit und die Gewöhnung an Arbeitsamkeit ließen es zu, daß ich meinem Trieb nach geistigem Schaffen und schriftlicher Mittheilung des errungenen Wissens Genüge thun konnte; zu äußeren Zerstreuungen fühlte ich kein Bedürfniß; Erholung gewährten größere Spaziergänge und kürzere oder längere Reisen, die ich regelmäßig in den Herbstferien, meistens in Begleitung meiner heranwachsenden Kinder unternahm. Zu diesen gehörte auch eine Reise, die ich durch das Nahethal über den Hundsrück nach Trier und Coblenz unternahm, um den Meinigen die alte Heimath meines Vaters zu zeigen, zum großen Erstaunen der Verwandten, die seit vielen Jahren nichts mehr von dem Lebensschicksale des Vetters vernommen hatten. — Nur der Versammlung der Germanisten und Historiker in Frankfurt a. M. wohnte ich im Jahre 1846 bei, um einige der Koryphäen deutscher Wissenschaft persönlich kennen zu lernen; und in späteren Jahren besuchte ich mehrere Male die gemüthlichen Zusammenkünfte, welche einige Directoren und Lehrer badischer Mittelschulen in verschiedenen Städten des Landes veranstalteten. Bei dieser Gelegenheit schloß ich innige Freundschaft mit Dr. Otto Deimling, der einst Erzieher im Bunsen'schen Hause gewesen war und in der Folge in den neuorganisirten Ober-Schulrath berufen wurde, eine Freundschaft, die nach kurzer Dauer von rauher Todeshand zerrissen ward. Ich werde dem feinsinnigen Manne, dessen ideal angelegte Natur mir sehr sympathisch war, stets ein treues Andenken bewahren. Er starb wie ein pflichttreuer Soldat in seinem Dienste.

Dank dieser Concentration meiner Thätigkeit war es mir möglich, in den sechsundvierzig Jahren meines Heidelberger Lebens manche schriftstellerische Arbeit in die Oeffentlichkeit zu bringen. Außer mehreren Abhandlungen und Recensionen in den „Heidelberger Jahrbüchern", in den theologischen „Studien und Kritiken" und in anderen periodischen Schriften arbeitete ich eine Geschichte der englischen Reformation aus, die, auf vier Bände berechnet, den Titel: „Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbritannien"

führte, aber mit der Reformationsgeschichte in zwei Bänden abgeschlossen und auch unter diesem Titel in neuer Ausgabe publicirt ward (Leipzig 1845 und 1853). Damit verwandt war eine größere Arbeit über „Milton's prosaische Schriften" in Raumer's historischem Taschenbuch, Jahrgang 1852 und 1853. Zwei Reisen nach England in den Jahren 1852 und 1853 hatten mir eine tiefere Kenntniß der Sitten, Lebensanschauungen und Nationaleigenthümlichkeiten dieses Volkes verschafft, die Begriffe und Eindrücke, die ich früher im Umgang mit Einzelnen empfangen, am vollen Leben berichtigt und vermehrt.

In meiner jüngsten Schrift „Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern" wurde die Stellung des Dichters Milton zu den politischen und religiösen Zeitfragen von einer andern allgemeinen historischen Seite behandelt.

Die Neigung für die religiöse Entwicklung der Menschheit, deren ich schon früher bei dem Erlanger Aufenthalt gedacht habe, hat mich bei diesem Werk geleitet, wie früher bei meiner „Geschichte des Calvinismus im Verhältniß zum Staat". Das Buch ist aus den zuverlässigsten einheimischen Quellenschriftstellern geschöpft worden, und die objective Darstellung des ereignißvollen Zeitraums hat auch in England Anerkennung gefunden.

Im Anfang der vierziger Jahre, als der erste Band meiner Geschichte der englischen und schottischen Reformation der Vollendung sich näherte, beschäftigte man sich in Deutschland viel mit der anglicanischen Kirche, weniger aus Interesse für den Gegenstand selbst, als wegen der Errichtung eines preußisch-englischen Bisthums in Jerusalem. Die erste Schöpfung des für Kirchenthum und Orthodoxie begeisterten Königs Friedrich Wilhelm IV. nämlich, von welchem die gläubige Richtung ein neues goldenes Zeitalter erwartete, war der anglo-preußische Bischofssitz in Jerusalem; beide Nationalkirchen sollten, so war der zu Grunde liegende, mit der Königin von England vereinbarte Gedanke, über dem Grab des Erlösers eine Gemeinschaft stiften, die schnell Allgemeinheit erlangen werde; in der That war aber die Bisthumstiftung rein im englisch-hochkirchlichen Sinne aufgefaßt und gereichte der deutsch-evangelischen Kirche geradezu zur Herabwürdigung. Mit aller Entrüstung deutschen Nationalbewußtseins protestirten Schneckenburger und Hundeshagen in der anonymen Schrift: „Das Bisthum Jerusalem und was drum und dran hängt" gegen jede Anglicanisirung der evangelischen Kirche Deutschlands und

gegen die Einführung englisch-katholischer Begriffe vom Episkopat. Der König seinerseits fuhr fort, als „Romantiker auf dem Throne“ zu erscheinen, wenn er den Prinzen von Wales aus der Taufe hob, sich bei der Dombaufeier in Cöln am katholischen Prachtcultus erbaute, den Schwanenorden stiftete und überhaupt jede Regung begünstigte, welche auf dem Boden der Gläubigkeit und Kirchlichkeit ihre Wurzeln hatte oder suchte. Es lag nahe, daß man auch mein Buch so auffaßte, als sollte es diese Zeitströmung fördern. Aber es war schon in der Arbeit, als der Thronwechsel in Preußen eintrat. Ich hatte nur die Sache im Auge und behandelte die englisch-schottische Reformationsgeschichte als ein historisches Ereigniß der Vergangenheit. Ich war unbefangen an den Gegenstand herangetreten, wie mir denn überhaupt bei jedem literarischen Unternehmen äußere Beweggründe fern lagen.

In der Vorrede wurde ausdrücklich ausgesprochen, daß eine Uebertragung und Einpflanzung anglicanischer Elemente in den deutschen Protestantismus vom Uebel wäre. Soll die deutsche Nation sich an dem erwärmen, heißt es daselbst, was eine fremde seit drei Jahrhunderten groß gemacht hat? Soll eine veraltete, ausländische Kirchenform, die nicht durch inneren Gehalt, sondern durch die Pietät ihrer Bekenner ehrwürdig und bedeutend ist, den in sich zerrissenen deutschen Protestantismus zur Einheit und Kraft führen? eine Kirchenform, die dem römischen Katholicismus gegenüber ein Fortschritt war, aber mit dem deutschen Protestantismus verglichen ein Rückschritt sein würde? Nein! Es darf nicht auf's Neue Hader unter dem gläubigen Theil des Volks gesäet werden; man kann das Fremde achten, ohne dessen Verpflanzung zu billigen. Soll in unseren Tagen eine Einrichtung wirksam, bedeutend und haltbar werden, so muß sie aus dem Volke selbst hervorgehen; und so sehr wir auch wünschen, daß die deutsche protestantische Kirche in Verfassung und äußerer Form mehr Ordnung und Einheit bekäme: die Uebersiedelung des Fremden können wir nimmermehr als wohlthätig anerkennen.

Und an einer anderen Stelle heißt es: Betrachten wir die Bestandtheile des anglicanischen Kirchensystems, so wird sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, daß nicht der innere Gehalt der symbolischen Bücher, nicht die logische Stärke der 39 Artikel, nicht die Auswahl der Gebetsformeln und Schriftstellen im Common prayerbook es ist, was die englische Kirche so auszeichnet, sondern ihr mit dem Staatswesen, mit der Geschichte, mit den Nationalgefühlen

innig verwachsener Organismus. Der hierarchische Bau entspricht der Aristokratie in der Staatsverwaltung; und wie das englische Volk, bei dem das demokratische Element wenig Nahrung findet, willig die Leitung des Staats jener Aristokratie überläßt und seine Sorge der Gründung seines häuslichen Glückes und Wohlstandes zuwendet, so überläßt es auch die Leitung der Kirche und der religiösen Angelegenheiten dem Priesterstande.

Durch meinen Beruf als Geschichtslehrer, durch meinen Studiengang und durch das ermunternde Vorbild Schlosser's auf umfassendere, mehr populäre Arbeiten hingewiesen, habe ich mich in den letzten drei Decennien fast ausschließlich der universalhistorischen Schriftstellerei gewidmet. Bei diesen Arbeiten bin ich mit Erfolgen erfreut worden, die meine Erwartungen weit überstiegen. Von dem „Lehrbuch der Weltgeschichte" erschienen seit dem Jahre 1847 neunzehn starke Auflagen; von der „Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung" seit 1850 ebenso viele und ebenso starke; und es gibt kaum ein europäisches Culturland, in dem nicht eins oder das andere oder beide übertragen wurden. Ich besitze eine ganze Sammlung von Uebersetzungen in fremden Sprachen, sogar in solchen, die ich selbst nicht einmal zu lesen vermag. Viele Briefe von nah und fern, zum Theil mit Bemerkungen und Notizen, die von eingehendem Studium des Buches Zeugniß gaben, haben mich erfreut, ermuthigt und zu Dank verpflichtet. Zu diesen Erfolgen hat die umsichtige Thätigkeit des Verlegers, Dr. Wilhelm Engelmann in Leipzig, mit dem ich seit der ersten durch die Vermittelung von Gervinus geknüpften Verbindung vor mehr als vierzig Jahren bis zu seinem am 23. December 1878 erfolgten Tod stets in freundschaftlichem Verkehr gestanden, nicht wenig beigetragen. Daß er den Abschluß des größeren Werkes, auf den wir uns im Geiste so oft gefreut hatten, nicht mehr erlebte, hat mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Die Sammelwerke, sowohl das „literarhistorische Lesebuch", das in den Jahren 1851 und 1852 in fünf Bänden erschien, als das „Lesebuch zur deutschen Literaturgeschichte", vierte Auflage 1878, sollten als „Ergänzung der literaturgeschichtlichen Abschnitte des Lehrbuchs" dienen.

Die Erfolge, die das Lehrbuch erzielte, gaben mir den Muth, das größere Werk, die „Allgemeine Weltgeschichte", in Angriff zu nehmen, das im Jahre 1856 begonnen, nach vierundzwanzigjähriger ununterbrochener Arbeit um Weihnachten 1880 in 15 Bänden vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Meine Absicht

war, eine ernste solide Geschichtskunde auf den Grundsätzen der Humanität und einer liberalen Weltanschauung aufgebaut in weitere Kreise zu tragen, den gebildeten Ständen Interesse einzuflößen für die Thaten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter und ihnen darüber Belehrung darzubieten. Es war ein Wagstück für einen Mann, der dem fünfzigsten Lebensjahre nahe stand; aber Liebe zur Sache und Ausdauer bei der Arbeit half Alles überwinden. Ich bedurfte keiner äußeren Aufmunterung; ich trug den Sporn der Hingebung in der eigenen Seele, und der wurde nicht stumpf und nicht schlaff; denn mein Herz lenkte meine Feder. Wie schon der Titel verkündigte, hatte ich bei der Ausarbeitung die gebildeten Stände im Auge; doch habe ich die Grenzlinie nie zu niedrig gezogen; ich habe meiner Geschichtsdarstellung nach Form und Inhalt stets eine solche Fassung und Haltung zu geben gesucht, daß sie auch vor dem Urtheile des wissenschaftlichen Historikers zu bestehen vermöchte. Auch habe ich mich, gemäß meiner Natur und meinem Denkspruch: „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität", von jedem schroffen Parteidoctrinarismus fern gehalten. Was ich vor vielen Jahren ausgesprochen, trifft noch heute zu: Bei Beurtheilung von Personen und Thatsachen habe ich mich stets in die Zeitverhältnisse zu versetzen gesucht, unter deren Einwirkung jene handelten, diese zur Erscheinung kamen, nicht aber den Maßstab des Urtheils aus den Parteistellungen der Gegenwart entnommen. Frei von confessioneller oder politischer Orthodoxie habe ich danach gestrebt, das welthistorische Leben aus einem höheren menschlichen oder philosophischen Gesichtspunkte zu erfassen und mit unbefangenem Sinn ohne vorgefaßte Meinung an die Erscheinungen heranzutreten. Was insbesondere die religiösen und kirchlichen Dinge betrifft, heißt es an einer anderen Stelle, so war der Verfasser bemüht, sich auf einem möglichst unparteiischen, weitherzigen Standpunkt zu halten. Er ist weit entfernt, die alte Heidenwelt mit ihrer Lebensfreude, ihrer patriotischen Tugend und ihrer männlichen Kraft zu verdammen, weil ihr Blick mehr der Erde als dem Himmel zugekehrt war; ihm mangelt nicht der Sinn für den Wunder- und Aberglauben einer geistig armen Zeit, nicht die Empfänglichkeit für das beschauliche Gemüthsleben der Mystiker im Mittelalter, nicht das Verständniß der hohen Kraft, die in der Entsagungsidee der Bettelorden gelegen, auch nicht die Würdigung der großen Macht, die der Kirche und dem Papstthume innewohnte und die Kreuzzüge in's Leben rief, aber auch

nicht die warme Theilnahme und Begeisterung fürdie Reformationskämpfe mit ihrer freimachenden Idee. Nirgends wird man den Verfasser von engem Confessionsglauben beherrscht finden; jedes reine Streben, jede echte Menschennatur hat vor seinen Augen gleiche Geltung; nur der menschenfeindliche Fanatismus und alle äußersten Richtungen, die der echten Menschenbildung hemmend und zerstörend entgegentreten, sind ihm zuwider, der engherzige Secten- und Symbolglauben und die kirchliche Ausschließlichkeit, die sich allein beseligende Kraft zulegt, der finstere Romanismus und sein Rivale, der Pietismus; aber auch das eitle Trachten, sich von der kirchlichen Gemeinschaft abzulösen, und die wühlerische Gewalt, die den Boden der Religion und der menschlichen Gesellschaft untergräbt und eine sittliche Barbarei herbeizuführen droht.

Diesen Standpunkt habe ich bei der Ausarbeitung niemals aus dem Auge verloren. Das Geschäft des Scheidens der Menschen in Gerechte und Ungerechte habe ich nie geliebt und nie geübt. Das Buch selbst ist nach Gesinnung und Haltung das Abbild des inneren Lebens seines Verfassers. Wenn man hie und da geglaubt hat, heißt es in der Vorrede zum fünften Band, auch dieses Werk sei vorzugsweise für die Jugend berechnet, so ist man mehr durch meinen Beruf, als durch den Charakter des Buches zu diesem Schluß geführt worden. Allerdings trägt auch die „Allgemeine Weltgeschichte“ manche Spuren, die auf die Schule und auf die praktische Lehrthätigkeit des Verfassers hinweisen; der Schule habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß mir ein bestimmter und präciser Ausdruck zur andern Natur geworden ist, daß mir jede Unklarheit, jedes verschwommene, halbdurchdachte Gerede widerstrebt, daß ich ein Feind bin aller schimmernden Phrasen, alles Schellengeklingels; der Schule und dem Verkehr mit der Jugend verdanke ich es ferner, daß ich bei meiner Betrachtung und Behandlung historischer Sachen und Personen eine gewisse Idealität bewahrt habe, daß ich mit einer gewissen Ehrfurcht vor der Würde des Gegenstandes an die Aufzeichnung der geschichtlichen Erscheinungen herantrete, die einst den Lebensinhalt vergangener Völker und Geschlechter gebildet haben; daß ich ein inneres Widerstreben empfinde, in die schlammigen Bäche der Unsittlichkeit hinabzusteigen und die Charakterbilder für einzelne Persönlichkeiten und Perioden in der Verworfenheit und im Laster zu suchen. Die Ansicht, daß es besser sei, die Jugend durch ideale Vorbilder für das Edle und Hohe zu begeistern, als ihr erst die Sünde zu malen und

dann die Hölle und ihre Schrecken, hat so sehr mein ganzes Wesen erfaßt, daß die Wirkungen davon wohl auch in meiner Geschichtsdarstellung hervortreten werden.

Auch noch in einer anderen Beziehung wird man vielleicht die Erfahrungen der Schule wahrnehmen, in der Technik und formalen Verarbeitung des überreichen Materials, in der Vertheilung und Anordnung der historischen Grundstoffe. Jeder, der sich eingehender mit Geschichte beschäftigt hat, weiß, welche Schwierigkeiten diese Seite der Historiographie dem Universalhistoriker darbietet. Besonders wird ihm das Mittelalter mit seinem staatlichen Klein- und Sonderleben, mit dem Vorherrschen des Individuellen und Eigenartigen, mit den centrifugalen Richtungen und Bestrebungen der dynastischen, communalen und corporativen Einzelglieder manche Verlegenheiten bereiten. Hier galt es, das Nacheinander mit dem Nebeneinander zu einem organischen Ganzen zu verbinden, eine solche Gliederung und Eintheilung zu treffen, daß das Detail sich in den Gesammtbegriff einfügte, daß das historische Leben, wie es im Laufe der Zeiten in der Wirklichkeit zur Erscheinung kam, auch in der Anordnung und Gruppirung, in der künstlerischen Technik, sich abspiegelte.

Für den einsam stehenden Schriftsteller, der keiner Schule oder Genossenschaft angehört, der sich niemals unter das Banner einer Kameradschaft gestellt oder sich unbedingt und prüfungslos einer religiösen oder politischen Parteiparole unterworfen hat, ist es nicht leicht, im Kampfspiel des Lebens sich bemerklich zu machen. Mit dem naiven Vertrauen in die Menschen, mit dem ich meinen Lebensgang angetreten, habe ich auch die schriftstellerische Laufbahn verfolgt, des Glaubens lebend, daß aufrichtige Wahrheitsliebe, echte Ueberzeugungstreue und ernstes Studium schließlich doch zur Geltung und Anerkennung kommen würden. Lange mußte ich mich freilich mit dem Ruhme getrösten: Qui bene latuit, bene vixit und mich gefaßt machen, denjenigen beigezählt zu werden, die der römische Dichter als fruges consumere nati bezeichnet. Aber die zunehmende Verbreitung meiner Bücher überzeugte mich, daß mein Name doch nicht ganz unbekannt geblieben sei, daß ich nicht ganz umsonst gelebt habe. Man mochte in der Darstellung einige Spuren von dem natürlichen Pathos entdecken, das bei allen Dingen, die den inwendigen Menschen erfassen, unwillkürlich aus dem Herzen in die Feder ausströmt und einige Sympathie erzeugt. Diesem Umstande habe ich es denn auch

wohl zuzuschreiben, daß der zweiten Auflage der „Allgemeinen Weltgeschichte“ auch in den öffentlichen Organen mehr Anerkennung und Aufmersamkeit zu Theil geworden ist.

Fast ein halbes Jahrhundert habe ich mich dem Studium der Geschichte gewidmet. Es möge mir gestattet sein, aus dem „Eingang“ zu meinen „Geschichtsbildern“ und aus der Vorrede zu der „Allgemeinen Weltgeschichte“ einige Angaben über die Auffassung und Methode meiner historiographischen Arbeiten wiederzugeben. Sie können als Kennzeichen dessen dienen, was ich bei meinen Aufzeichnungen gewollt und erstrebt habe. Es ist sehr schwer, heißt es an der ersteren Stelle, einen so gewaltigen Stoff wie die Menschen- und Völkergeschichte, der mehr als irgend ein anderes Gebiet des schaffenden Geistes sich in ewigem Fluß bewegt, in den festen Rahmen eines wissenschaftlichen Systems zu fassen. Die Geschichte gleicht einem mächtigen Strome, der nach ewigen Naturgesetzen dahinrauscht, dem äußeren Scheine nach immer derselbe und doch in jedem Momente ein anderer. Sie geht vor Allem den lebendigen Kräften nach, durch deren Wirken die Erfolge errungen werden, und als einheitliche Wissenschaft sucht sie in dem Spiel der Kräfte und der bunten Fülle der Erfolge einen festen Zusammenhang, gegeben durch die Einheit der Ursache und des Zweckes.

Ein historisches Werk, das seiner Aufgabe genügen und wie ein harmonisches Kunstgebilde auf Geist und Gemüth einwirken will, muß drei Eigenschaften besitzen: Kritische Objectivität in der Erforschung der Thatsachen, subjective Verarbeitung des Stoffes in der Seele, kunstvolle Darstellung der durch beide Thätigkeiten gewonnenen Ergebnisse. Es war natürlich, daß ich in dem Bestreben, diesen Anforderungen zu genügen, zunächst die Historiker des Alterthums zum Vorwurf nahm, daß ich mit Herodot in den geschichtlichen Ereignissen nach einer göttlichen Führung und Weltordnung forschte, daß ich mit Thukydides das Causalitätsgesetz der Erscheinungen und die Triebe und Leidenschaften in der Menschenbrust als die Hauptquelle der Menschengeschicke, der Glücksfälle wie der Katastrophen, zu ergründen suchte, daß ich in Xenophon die Muster harmonischer Darstellung und eleganter Klarheit in Stil und Sprache erblickte und mir anzueignen bestrebt war. Waren doch die klassischen Werke des Alterthums das Ackerfeld, auf dem ich Jahrzehnte hindurch gepflügt und geerntet hatte. Von dem Griechen Polybius in der Scipionenzeit lernte ich den geschichtlichen Lebensgang der Menschheit

als eine Naturnothwendigkeit erkennen, mit der eine Schicksalsmacht (Tyche) alle Dinge zu einem bestimmten Ziele lenkt. Sallust ließ mich den Blick auf die Verderbnisse der Menschennatur, auf die Leidenschaften und Laster richten, welche trotz aller menschlichen Klugheit und Geschicklichkeit schießlich zum Untergang führen, und aus Tacitus lernte ich erkennen, wie im Ruin des Völkerlebens stoische Resignation die einzige Tugend sei, die das zerstoßene Herz hält und erhebt.

Aus diesen klassischen Werken, denen wir noch die früher angeführte Geschichte des römischen Kaiserreichs in seinem Sinken und Fall von Gibbon beifügen dürfen, schöpfte ich die geistigen Elemente, die mir als Vorbild bei meinen eigenen universalhistorischen Arbeiten vorschwebten. Mich leitete dabei der Gedanke, die philosophische Auffassung der Geschichte mit der erzählenden Thätigkeit in der Art zu verflechten, daß die Darstellung der thatsächlichen Begebenheiten in ihrer pragmatischen Entwicklung zugleich die allgemeinen Ideen, die historisch-philosophischen Gesetze erkennen lasse, ohne daß sie durch didaktische Reflexionen besonders hervorgehoben würden. Das historische Balkenwerk sollte nicht als bekannt vorausgesetzt werden, um philosophische oder ethische Betrachtungen hineinzulegen, sondern an dem thatsächlichen und causalgesetzlichen Verlauf des geschichtlichen Lebens sollten die verborgenen ideellen Kräfte durch logische Schlußfolgerung erkannt oder errathen werden.

Die Geschichte der Menschheit erschien mir als ein großes Weltdrama, dessen Scenen und Acte, wenn sie auch abgeschlossene Lebensgestaltungen und Geschichtsbilder in eigenthümlichen Formen vorführten, doch Glieder eines umfassenden Ganzen, einer zusammenhängenden Gesammtheit bildeten. Aeußerlich betrachtet erscheint die Weltgeschichte als eine Masse von Material, das durch Zufälligkeiten und menschliche Leidenschaften planlos zusammengeworfen und aufgehäuft wird; erst der forschende und denkende Geist entdeckt die Fäden, durch welche die Einzelheiten und Individualitäten in einem inneren Zusammenhang stehen, gelangt zu der Einsicht, daß die Menschheit in ihrem geschichtlichen Gang durch Raum und Zeit als ein Ganzes, als eine Continuität in die Erscheinung tritt, daß dieselben ewigen Gesetze, welche das Naturleben lenken und beherrschen, auch in der Menschenwelt wirksam sind. Wie der Naturforschung die Entdeckung der ewigen Gesetze im Weltall als höchstes Ziel gestellt ist, so dieselbe Aufgabe dem Historiker im Reiche der Menschheit. Beide

müssen durch Einzelforschung zu den Ideen emporsteigen, aber nicht durch positive Sätze, durch vermeintliche Wahrheiten und Doctrinen den Resultaten vorgreifen, Probleme oder Hypothesen als fundamentale Axiome hinstellen. Das ewig Wahre und Bleibende muß der Leser im kreisenden Wechsel der Dinge selbst folgern und herausfinden. Bei diesem Verfahren hat der Naturforscher freiere Hand als der Historiker; der letztere steht nicht wie der erstere einem fremden Organismus gegenüber; er ist selbst ein Theil der Menschenwelt, die er darzustellen unternimmt; was den Vätern widerfahren ist, was die Vorzeit geschaffen hat, geht auch die Söhne und die Nachwelt an. Während also der Naturforscher sein Auge ganz objectiv in das Universum schweifen lassen kann, unberührt von Gemüthsaffecten, wird der Historiker immer von subjectiven Regungen ergriffen werden, wird das Vergangene stets im Spiegel der individuellen Seeleneindrücke betrachten. Die Darstellung wird somit zugleich einen objectiven und subjectiven Charakter an sich tragen und so kommen wir auf den früher ausgesprochenen Satz zurück: der Historiker müsse den gegebenen Stoff sorgfältig prüfen und durchforschen, die Ergebnisse in sein eigenes Herz und Gemüth einströmen lassen und sie verklärt und mit Künstlerhand veredelt in die Seele der Leser ausstrahlen.

Mit solchen Anschauungen und Vorstudien trat ich an die Bearbeitung der Weltgeschichte heran; zuerst in der knappen übersichtlichen Form, wie sie in den beiden Lehrbüchern vorliegt, sodann in der umfangreicheren Darstellung der „Allgemeinen Weltgeschichte" in fünfzehn Bänden. Die beiden ersten sind mehr für das jüngere Geschlecht, die letztere für die gebildeten Stände des deutschen Volkes bestimmt. Man hat sie oft scherzweise als den kleinen, mittleren und großen Weber bezeichnet. Zu dieser Darlegung meines Studienganges und meiner Ansichten über Geschichte bin ich um der eigenen Rechtfertigung willen geführt worden, daß ich meine Thätigkeit einem Zweige der Historiographie zuwendete, gegen welchen so manche Vorurtheile herrschen; Vorurtheile, die nicht ganz unbegründet sind, wenn man bedenkt, daß die Weltgeschichte das große Feld ist, auf dem sich theils der historische Dilettantismus und die selbstgefällige Oberflächlichkeit breit machen, theils die politische oder religiöse Tendenz- und Parteischriftstellerei ihre flatternde Fahne aufpflanzt. Der Universalhistoriker, dem es mit der geschichtlichen Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit Ernst ist, sieht sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, von

vorn herein die Waffe der Selbstvertheidigung zu führen. Und auch noch nach einer anderen Seite muß der Verfasser einer Weltgeschichte zur Selbstvertheidigung greifen: gegen die Ueberschätzung der Detailforschung und die peinliche Kleinarbeit in der Ergründung von Einzelheiten, auf die es oft sehr wenig ankommt. Auf die genaue Durchforschung archivalischer Actenstücke wird neuerdings ein übermäßiger Werth gelegt. Aber ist denn das philosophische Nachdenken und die geistige Vertiefung nicht eine höhere und vornehmere Arbeit als die Reproduction von Urkunden und Staatsschriften, bei deren Zusammenstellung oft nur technische Uebung und Gewandtheit in Anwendung kommt? Soll die Geschichte, wie man sie immer betrachtet hat, als Lehrmeisterin der Menschheit in ihren wichtigsten Anliegen und Zwecken dienen, so darf die Aufgabe des Historikers nicht in der Wiedergabe von gleichgiltigen Kriegs- und Staatsactionen, von trockenen diplomatischen Urkunden und geheimen Schriftstücken bestehen, die in unserm raschlebenden Zeitalter nur flüchtig und von Wenigen gelesen werden, sondern in einer pragmatischen und zugleich künstlerischen Verarbeitung und Darstellung des historischen Stoffes. Nur auf diesem Wege kann die Geschichte die ihr gebührende Stelle in der nationalen Literatur zurückerobern, welche jetzt der Roman und das Feuilleton behaupten, und zugleich die seichte, oberflächliche Historiographie verdrängen, die sich als populäre Geschichte für das Volk breit macht, den Markt beherrscht und oft dem trivialen Texte durch Abbildungen nachzuhelfen bestrebt ist.

Selbst in den Kreisen gelehrter Fachmänner scheint man mehr und mehr zu der Ansicht zu kommen, daß die deutsche Geschichtschreibung durch ihre exclusive Haltung und ihre Entfremdung von den Interessen größerer Kreise des Volkes allen Boden in der Nation verliert. Sprach doch kürzlich ein namhafter Historiker unserer Tage, H. Baumgarten, das scharfe Urtheil aus: „Wir sind, wie mir scheint, allmählich mit unserer historischen Gelehrsamkeit dahin gelangt, daß wir in der Hauptsache nur für unsere Fachgenossen, und zwar für eine mit jedem Jahr sich mindernde Zahl derselben arbeiten. Denn die Detailforschung ist so angeschwollen, daß das Gebiet, welches der einzelne Historiker wirklich zu beherrschen vermag, immer enger wird. Nun dürfte es doch aber unbestreitbar sein, daß die Geschichte nicht eigentlich die Aufgabe hat, die Historiker zu belehren, daß eine Forschung, welche nicht schließlich zu dem Ergebnisse führt, die

nationale oder die allgemeine Bildung zu fördern, daß namentlich die geschichtliche Forschung, welche auf dieses Ziel verzichtet, sich in falschen Bahnen bewegt. Auch der penibelste Specialist wird nicht in Abrede stellen können, daß Quellenpublicationen nicht um ihrer selbst willen erfolgen, monographische Untersuchungen nicht darin ihren höchsten Zweck haben sollten, irgend ein Detail aufzuklären, sondern durch diese Aufklärung den Zusammenhang der historischen Entwicklung zu erhellen. Wenn die umfassenden Publicationen, die scharfsinnigsten Forschungen Jahrzehnte hindurch so gut wie unbenutzt daliegen, wenn sie schließlich durch ihre Massenhaftigkeit sogar für den Historiker unerreichbar werden, der sich nicht in die Enge einiger Decennien einsperren mag, so ist das für das wirklich historische Wissen wenig förderlich. Sie in's Grenzenlose zu vermehren, ohne den Versuch, die historische Summe aus diesen kostbaren Materialien zu ziehen, ist ein Unterfangen, das mit dem wahren Sinne wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche steht."

Wie verdienstlich auch die subtile Einzelforschung in manchen Fällen sein mag, so können wir darin doch nur die Kärrner- und Handlangerdienste beim Bauen der Könige erblicken. Wenn die Erkenntniß krankhafter Ansätze als Anfang der Heilung gelten darf, so ist Aussicht vorhanden, daß wieder gesundere Methoden der Geschichtschreibung eingeschlagen werden.

Vor vielen Jahren habe ich mich in einem Vortrage über die Universalgeschichtschreibung in folgender Weise ausgesprochen: Die Weltgeschichte ist eine Ausstellung, wo alle Nationen ihre edelsten Güter, ihre werthvollsten Erzeugnisse der Concurrenz vorführen und wo keiner die gebührende Stelle versagt werden darf. Auch das unscheinbarste Geschichtsbuch welthistorischen Inhalts muß ein Schatzhaus darbieten, wo, wie einst im griechischen Delphi, alle Völker und Staaten ihre Weihgeschenke und Ehrengaben aufstellen können.

Und wer wäre geeigneter, die Aufstellung und Anordnung dieses Schatzhauses zu besorgen, als die deutsche Geschichtschreibung? Die Weltgeschichte in ihrer umfassenden Gestaltung und kunstvollen Einkleidung kann nur ein Werk der deutschen Nation sein. In die Mitte von Europa gestellt und von der Natur mit dem kosmopolitischen Zuge ausgestattet, auch das Fremde und Feindliche mit dem Maßstab der Humanität, der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe zu messen, scheint das deutsche Volk vom Schicksal bestimmt zu sein, das Gebiet der Universalgeschichte vorzugsweise anzubauen und zu

pflegen. Diese culturgeschichtliche Mission der deutschen Nation soll jede Weltgeschichte an der Stirne tragen.

Die wachsende Zahl der universalhistorischen Bearbeitungen, welche in neuester Zeit den deutschen Büchermarkt bereicherte, kann als Beweis gelten, daß man die Bedeutung der Weltgeschichte für die Erkenntniß und Beurtheilung des inneren und äußeren Lebensganges der Nation für die gebildeten Stände erkannt hat. Das Vorurtheil ist allmählich geschwunden, seitdem Joh. Müller, Schlosser, Ranke ihre Studien der zusammenfassenden Gattung der Geschichtschreibung zugewendet haben. Wie viele Schwierigkeiten sich auch darbieten, wie viele Hindernisse sie zu überwinden haben mag, die Weltgeschichte wird immer unter den ersten und wichtigsten Trägern menschlicher Bildung ihre Stelle finden. Diese Schwierigkeiten und Hindernisse bestehen nicht bloß in der formalen Behandlung, die wir soeben angedeutet haben, sie bestehen noch in höherem Grade in Bezug auf den Inhalt, auf Tendenz und Färbung der Geschichtserzählung, auf die Grundsätze im Urtheil. Ich brauche Sie nicht einzuführen, so schließt der erwähnte Vortrag, in das dunkle und verwirrende Labyrinth gouvernementaler und kirchenregimentlicher Regulative, welche so oft von der Schule den frischen Luftzug ferne zu halten suchen und namentlich den Geschichtsunterricht mit besonderer Fürsorge in der rechten Bahn zu halten beflissen sind. Ich brauche Sie aber auch andererseits nicht aufmerksam zu machen, wie die Geschichte so oft die verwitterten und schadhaften Bausteine für die Heerstraße der destructiven Gewalten, für die Tempel der negierenden Mächte liefern muß. Zwischen diesen verschlingenden Ungethümen als treuer Pilote durchzusegeln, ohne den Blick von den lichten Gestirnen abzuwenden und ohne den Glauben an den Sieg der Wahrheit aus der Brust zu verlieren, ist der schwere Beruf des Geschichtslehrers und Geschichtschreibers.

Zum Glück bietet sich ihm die Geschichte selbst als der sicherste Leitstern dar. Wie auch der Geist finsterer Zeiten und Menschen sich abgemüht hat, der Weltgeschichte sein dunkles, unheimliches Siegel aufzudrücken, sie erhebt noch immer stolz ihre Strahlenkrone über den Dunstkreis niederer Erdgewalten, sie bildet noch immer das Weltgericht, vor dessen Urtheil die Ungerechten, die Frevler an den ewigen Gütern der Menschheit, im Stillen erbeben; sie ist noch immer der hohe Tempel, dessen goldene Kuppel und harmonischer Bau in erhabener Würde und Majestät ruhig fortbestehen, unbekümmert

um die Stürme, die den Eingang umbrausen, und um das eitle Bemühen, falsche Götter in das Heiligthum einzuführen. Und daß sie diesen Charakter der Unbeflecktheit und Wahrhaftigkeit treu bewahre, ist die hohe Aufgabe des Geschichtslehrers und Geschichtschreibers, die sich als treue Hüter mit blanker Waffe vor sie stellen und ihre Ehre schützen und vertheidigen.

Diese Auffassung scheint immer mehr zur Geltung zu kommen; mehr und mehr wird wieder die universalhistorische Behandlung der Geschichte als ein ebenbürtiger Zweig der Historiographie anerkannt. Nicht ohne Befriedigung habe ich gelesen, daß der Verleger von Ranke's Weltgeschichte, deren Anfänge gleichzeitig mit dem Schlusse meiner eigenen „Allgemeinen Weltgeschichte" in die Oeffentlichkeit getreten sind, sich in seiner Ankündigung auf jenen Ausspruch berufen und ihn zur Empfehlung herbeigezogen hat. Mit diesem Werk des hochbejahrten Altmeisters ward die Universalgeschichtschreibung in den Adelstand erhoben, der Weltgeschichte wieder das Gepräge einer Königsarbeit aufgedrückt.

Ich habe manche Theile der „Allgemeinen Weltgeschichte" in meiner von Rosenbüschen umgebenen Gartenlaube am Fuße des „Philosophenwegs" geschrieben, viele aber auch bei der Lampe im stillen Studirzimmer. Doch ist mir niemals der Vorwurf gemacht worden, daß mein Buch nach Oel rieche. Plan, Anordnung, Ueberschriften und die ganze formale Seite des Werks habe ich vor dem Niederschreiben auf meinen weiten Gängen über Berg und Thal sorgfältig durchdacht. Man möge mir gestatten, auch über diese formale Seite aus einer früheren Vorrede eine Bemerkung zu wiederholen: „Es ist nicht die leichteste Art der Geschichtschreibung, aus einer Anzahl ausführlicher Particularschriften den wesentlichen Inhalt zuerst in sich aufzunehmen und dann zu einem eigenen Ganzen verarbeitet mit steter Rücksicht auf Kürze und Präcision des Stils in einer gebundenen Erzählung wiederzugeben, also daß in der logischen Anordnung weder Sprung noch Lücke sich bemerklich macht, in Stil und Darstellung kein Flickwerk, keine musivische Zusammenstellung ungleicher Theile zu Tage tritt. Ich erkenne mit Freuden an, daß ich dem Fleiß und der Sorgfalt deutscher und fremder Geschichtsforscher sehr viel verdanke und war beflissen, was ich von Anderen entlehnte, durch Anführungszeichen als geliehenes Gut kenntlich zu machen: aber Alles, was die „Allgemeine Weltgeschichte" in ihren Blättern trägt, ist mein volles Eigenthum; ich habe es mir durch mühsame Arbeit

erworben und manche Stunde des nächtlichen Schlafes dafür in Kauf geben müssen. Vor Allem ist die Vertheilung und Anordnung des historischen Stoffes mein eigenstes Werk. Um mir den Blick völlig frei zu halten, habe ich es absichtlich vermieden, irgend eine andere Weltgeschichte, große oder kleine, zu Rathe zu ziehen. Durch eine mehr als vierzigjährige Beschäftigung mit allen Theilen der Geschichte und durch die aus der steten Verbindung von Studium und praktischer Anwendung erlangte Erfahrung und Uebung glaubte ich berechtigt zu sein, meine eigenen Wege zu suchen. Grundriß und Aufbau nehme ich also für mich ausschließlich in Anspruch, für solides Material, das ich nach eigener Durchforschung der Quellen von allen Seiten zusammengesucht, fühle ich mich Anderen verpflichtet."

Seit vierundzwanzig Jahren habe ich fast ausschließlich meine Muse und literarische Thätigkeit der Vollendung des großen Geschichtswerkes gewidmet, das, wie gesagt, um Weihnachten 1880 in 15 Bänden bis zur Gegenwart vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Ein Register über alle Bände bearbeitete einer meiner Söhne, Dr. Friedrich Weber, der mir auch mehrfach durch Specialuntersuchungen über einzelne Partien der mittelalterlichen und neuesten Geschichte an die Hand ging. Die „Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums von Dr. G. Weber und Dr. Heinr. Holtzmann, Professor der Theologie in Heidelberg", die in demselben Verlag von Wilhelm Engelmann (Leipzig 1867) erschien, enthält in der von mir selbst herrührenden „vortestamentlichen Zeit" nur eine Ueberarbeitung und Zusammenfassung der im ersten Band der Allgemeinen Weltgeschichte gegebenen Darstellungen, während der zweite stärkere Theil „Judenthum und Christenthum im Zeitalter der apokryphischen und neutestamentlichen Literatur" das Werk meines Schwiegersohnes und Mitarbeiters ist.

Als mein alter Lehrer Chr. Fr. Schlosser im September 1861 in's Grab sank, erging von der Brockhaus'schen Verlagshandlung die Aufforderung an mich, für die periodische Schrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", einen biographischen Abriß über das Leben und die historiographischen Arbeiten des Verstorbenen anzufertigen, ein Auftrag, dem ich mich gerne unterzog. Mit dem kurzen Nekrolog (Jahrg. VI, S. 314 ff.) und mit der späteren Festschrift: „Fr. Ch. Schlosser der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken, zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier.

Leipzig 1876, Wilh. Engelmann", trug ich dem Manne, der so viele Jahre hindurch auf mein inneres Leben bedeutungsvoll eingewirkt, den letzten Dank ab und ich hatte die Genugthuung, daß die nächsten Freunde, vor Allem die treffliche Wittwe, die dem Gatten schon im nächsten Jahr in's Grab nachfolgen sollte, das Denkmal der Pietät freundlich aufgenommen und gewürdigt haben. Auch darf ich es mir zum Verdienste anrechnen, daß hauptsächlich auf meine Anregung die Heidelberger Universität bei Gelegenheit dieses Geburtstags-Jubiläums ein Gedächtnißfest in der schöngeschmückten Aula veranstaltete, bei welchem Professor Erdmannsdörffer, Schlosser's dritter Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhl der Geschichte, eine treffliche, auch durch den Druck verbreitete Rede hielt über die Stellung und die Leistungen Schlosser's als Geschichtschreiber und Geschichtslehrer.

---

4. Erlebnisse und gelehrter Umgang in den fünfziger und sechziger Jahren.

(Hundeshagen, Dittenberger, Stark.)

Ich habe früher erwähnt, daß die erste Zeit meines Schullebens in Heidelberg durch innere Kämpfe getrübt war, daß ich an dem peinlichen Gefühl zu leiden hatte, meinen Lebensberuf verfehlt zu haben; aber auch des Umstandes habe ich gedacht, daß ich mich durch Selbstbeherrschung zurecht fand und meinem Lehrberuf eine Seite abgewann, die mir innere Befriedigung gewährte. Diese Befriedigung mag sich auch in meinen amtlichen Leistungen zu erkennen gegeben haben. Wenigstens hatte ich mich bei der Studienbehörde, die es Anfangs nicht gerne sah, daß die wenn auch untergeordnete Stelle in der für Viele so anziehenden Stadt Heidelberg einem „Ausländer" zu Theil ward, mit der Zeit größerer Beachtung zu erfreuen. In den ersten zwei Decennien meines Schullebens wurde mir keinerlei Aufmerksamkeit oder Gunst zu Theil; und da ich es verschmähte, um irgend Etwas zu bitten, so blieb ich in den Jahren, wo durch Petitioniren und Antichambriren der Geist des Servilismus genährt und großgezogen wurde, unbeachtet und unberücksichtigt. Als im Mai 1848 Director Louis, ein hochverdienter Schulmann, der mir stets

Freundschaft und Vertrauen bewiesen, plötzlich in den Reihen der Bürgerwehrmänner durch einen Schlaganfall dahingerafft wurde, übertrug man mir provisorisch die Leitung der Anstalt. Allein es lag keineswegs in der Absicht der Oberschulbehörde, mich in der Stellung zu belassen. Vielmehr gab sich ein hochgestellter Beamter große Mühe, einen Mann unterzubringen, der ihm bei Kammerwahlen gute Dienste geleistet. Erst als der Magistrat sich zweimal zu meinen Gunsten aussprach und der abermals an die Spitze der städtischen Verwaltung getretene Bürgermeister Speyerer sich nachdrücklich für mich verwendete, wurde mir die Direction nebst dem Charakter eines Professors durch landesherrliche Signatur übertragen.

Ich will die Zeit der Reaction, die dem Jahr 1849 auf dem Fuße folgte, mit Stillschweigen übergehen: so sehr ich mich von Allem fern gehalten habe, was nicht in meinem Wirkungskreis lag, dennoch hatte ich mich mancher Verdächtigung zu erwehren. Aus dem „Rückblick auf die badische Revolution der Jahre 1848 und 1849", welchen ich in meinem letzten Buche „Geschichtsbilder" mitgetheilt habe, kann man erkennen, daß ich als loyaler Bürger, der Recht und Gerechtigkeit ehrt, fest und standhaft in allen Zeitbewegungen geblieben bin, des Glaubens lebend, daß Ehrlichkeit und bürgerliche Tugend aus allen Wechselfällen unerschüttert hervorgehen werden. Bei dem Erfolg meiner Schriften wäre es mir ein Leichtes gewesen, durch Aufgeben der Stelle den Ausfall in der Einnahme mit literarischen Arbeiten reichlich zu decken; aber ein solcher Schritt wäre mir wie ein Ausreißen vom Posten erschienen. Als mir auf die Empfehlung eines alten bewährten Freundes in einem andern deutschen Staat ein dem Range und der Besoldung nach höheres Schulamt angeboten ward, antwortete ich ablehnend. Was hätte mir auch die Annehmlichkeiten meines Heidelberger Lebens ersetzen können und vor Allem die schöne Besitzung, wo ich jeden Tag in früher Morgenstunde eine einsame Wanderung durch Garten und Weinberg vorzunehmen pflegte, eine Gewohnheit, die ich bis zum heutigen Tag beibehalten habe! Bei diesem stillen Dahinleben, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung in meinem Beruf und gehoben durch Studien und literarische Arbeiten erlangte mein Geist eine Ruhe und Resignation, daß ich wenig von außen bedurfte. Mehr und mehr näherte sich meine Seelenstimmung der Grenze des stoischen Nil admirari, ohne doch jemals in thatenlose Blasirtheit überzugehen oder den männlichen Lebensmuth zu verlieren. Nichts ist geeigneter, über das Kleinliche

und Philisterhafte der Welt hinwegzuführen als eingehende Beschäftigung mit der Geschichte, und Nichts lehrt so sehr die Wahrheit des Dichterspruches erkennen: „Rauch ist alles ird'sche Wesen; Wie des Dampfes Säule weht, schwinden alle Erdengrößen; Nur die Götter bleiben stet.“

Erst als mit dem Sturze des Concordats unter dem Ministerium Lamey-Roggenbach ein frischer Lufthauch unser badisches Staatswesen durchzog, als in allen Zweigen des öffentlichen Lebens sich eine kräftige Reformthätigkeit regte, als die vaterländischen und nationalen Interessen wieder zur Geltung kamen und der deutsche Mann das gesenkte Haupt wieder muthiger und hoffnungsvoller aufrichtete, trat auch in meinem Leben eine günstigere Wendung ein. Mein Gehalt wurde mehrmals aufgebessert, ohne daß ich je mündlich oder schriftlich ein Ansuchen gestellt hätte; ich wurde mehrere Jahre hindurch als Examinator zu den Staatsprüfungen der Candidaten für das höhere Lehramt beigezogen; der Großherzog ernannte mich zum Ritter des Zähringer Löwenordens, und was mich vor Allem mit großer Freude erfüllte, als ich im Jahre 1863 das Schriftchen „Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens“ nach Karlsruhe einsandte, empfing ich ein von Sr. Königl. Hoheit eigenhändig unterzeichnetes Schreiben aus dem großh. Cabinet, worin mein Streben in ehrenvollster Weise gewürdigt und anerkannt wurde. „Die Kundgebung der Grundsätze,“ hieß es darin, „nach welchen Sie als Lehrer der Jugend die deutsche Geschichte zur Anwendung bringen, hat mich wahrhaft erfreut. Durch die fortgesetzte Hinweisung auf die hohen sittlichen Güter unseres Volkes wird Liebe zum Vaterland, Glaube an die Zukunft der Nation und damit der freudige Muth in der Jugend hervorgerufen, der ein gesundes Wachsthum zu ehrenhaftem männlichen Wollen ermöglicht.“

Neben der Lehrthätigkeit und der Schriftstellerei wurde auch das Familienleben und der gesellschaftliche Verkehr in gleichgesinntem Freundeskreise gepflegt. Es wurde schon oben erwähnt, wie viele anregende und genußreiche Unterhaltung ich zu allen Zeiten in dem Umgang mit den hochgebildeten Männern und Frauen fand, welche in einer Universitätsstadt dem geselligen Leben einen gehobenen geistigen Anstrich geben. Von den hervorragendsten Professoren der älteren Generation ist in meinen „Heidelberger Erinnerungen“ gehandelt worden; doch nur solche Persönlichkeiten konnten in dem Rahmen dieser Aufzeichnungen eine Stelle finden, deren Lebenswege von der

gewöhnlichen Heerstraße abwichen. Die stille, gewissenhafte Pflichterfüllung im gewählten oder zugewiesenen Beruf bringt Ehre und Achtung bei den Näherstehenden, aber sie übt als normal und selbstverständlich für die Außenwelt keine besondere Anziehung.

Zu der trotz aller wissenschaftlichen Verdienste äußerlich weniger hervorgetretenen Gattung akademischer Lehrer gehörten drei Männer, mit denen ich viele Jahre im freundschaftlichen Verkehr gestanden und deren auch hier in einigen Zügen gedacht werden soll: Die Theologen Hundeshagen und Dittenberger und der Professor der Philologie und Archäologie, Bernhard Stark.

Ueber Karl Bernhard Hundeshagen, welcher schon im Juni 1872 seiner akademischen Laufbahn in Bonn im 62. Lebensjahr durch den Tod entrissen ward, brachte die „Neue evangelische Kirchenzeitung" vom Jahr 1872 einen warmen „Nachruf" von einem Collegen, in welchem auch der Jugendjahre bis zur Berufung an die Universität Heidelberg im Jahr 1847 gedacht ist. Ueber jene früheren Jahre will ich aus der genannten Zeitschrift einige Züge entlehnen als Einleitung zu den eigenen Eindrücken und Erfahrungen, welche ich aus vieljährigem freundschaftlichen Umgang geschöpft und in mich aufgenommen habe.

K. B. Hundeshagen, 1810 in einem Dorf bei Hersfeld geboren, verbrachte seine Studienzeit in Gießen und Halle und habilitirte sich in der ersteren Stadt 1831 als Universitätslehrer für Kirchengeschichte. Obwohl einer angesehenen Beamtenfamilie entstammt, war seine Jugend doch von manchen kummervollen Stunden durchzogen, da der Vater häufig gemüthskrank war; nur die treue Liebe seiner trefflichen Mutter und ein empfängliches Herz für Freundschaft, das schon in seiner Studienzeit lebhaft hervortrat und ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb, hat ihm die trüben Eindrücke erträglich gemacht. Dem hessischen Volksstamm war zu allen Zeiten Vaterlandsliebe und warmes Nationalgefühl eigen. Von diesen Gefühlen und Gesinnungen war auch Hundeshagen durchdrungen. Deutscher Patriotismus war neben tiefem religiösen Sinn und gläubiger Hingebung an die Lehren und Satzungen der evangelischen Kirche die am lebendigsten ausgeprägte Eigenschaft seines männlichen Charakters. Beide haben ihm Erhebung und Befriedigung der Seele, aber auch manche äußere Widerwärtigkeiten gebracht. Ein eifriges und hervorragendes Mitglied der allgemeinen Burschenschaft hatte er auch unter den Verfolgungen und Vexationen zu leiden, von denen in den Jahren der

Demagogenjagd so mancher strebsame Jüngling, mochte er auch noch so sehr durch Ernst, Sittlichkeit und wissenschaftliche Studien hervorragen, betroffen ward.

Hundeshagen wurde im Jahr 1828 von der Universität verwiesen, bis eine Begnadigung ihm die Rückkehr nach Gießen gestattete. Aber im Anfang der dreißiger Jahre, als das Frankfurter Attentat die Argusaugen der Polizei von Neuem schärfte und die friedfertige Haltung des Pariser Julikönigthums die Sorgen und Befürchtungen der deutschen Regierungen zerstreute, erinnerte man sich wieder, daß auch der Name Hundeshagen einst in den Untersuchungsacten gestanden habe. Und da der hessische Theologe, welcher mittlerweile mit großem Erfolg akademische Vorlesungen in Gießen gehalten hatte, als Professor an die Universität Bern berufen worden und mithin der heimischen Justiz entzogen war, so wurde ein Steckbrief gegen ihn erlassen. In demselben war der sechsundzwanzigjährige Professor-Jüngling seiner Persönlichkeit nach folgendermaßen zutreffend geschildert: „Schlanke, sieben Fuß zwei Zoll lange Gestalt, frisches Angesicht, blauäugig, blondhaarig, auf dem Scheitel eine starke Narbe, die von einem Hiebe stammt.“

Dieses Signalement war zutreffend für seine äußere Erscheinung. Hätte die Bureaukratie zur Zeit des Bundestages auch für den inwendigen Menschen, die moralischen und geistigen Eigenschaften ein Verständniß gehabt, so wäre das Porträt noch vortheilhafter ausgefallen. Diese innere Seite will ich nun mit einigen Zügen zu ergänzen suchen. War Hundeshagen schon nach Gestalt und Haltung eine hervorragende Persönlichkeit, so war er es nicht minder durch seinen ehrenfesten Charakter und durch seinen klaren Geist, der ihn auf die Bahn wies, die seinem Wesen entsprach und auf der er mit Standhaftigkeit und bewußter Sicherheit wandelte. Er war in politischen Dingen ein liberaler Mann, doch ohne Hinneigungen und Schwankungen zur Demokratie, und fand in der zerrissenen Zeitlage und dem Streben nach unklaren Zielen nur einen sichern Halt in einem positiven Christenthum. So vereinigte er die Eigenschaften eines freisinnigen deutschen Patrioten mit einem vertrauensvollen Glauben an die Wahrheit des Evangeliums und an die Geltung der protestantischen Kirchenlehre und ihrer Symbole. Der Verfasser des erwähnten Nachrufs in der „N. Ev. Kirchenzeitung“ faßt Hundeshagen's kirchliche Richtung in folgenden Sätzen zusammen: „Im Gegensatz gegen den in der Kirche Deutschlands üppig wuchernden Intellectua-

lismus das unermüdliche Eintreten für die Wahrheit, daß die Kirche weder im orthodoxen Sinne eine bloße Schule reiner Lehre, noch im rationalistischen Sinne ein Sprechsaal für allerlei Meinung, noch im Hegel'schen Sinne „eine Passagierstube für durchreisende Entwicklungsmomente" sei, sondern „die Gemeinschaft der Gläubigen unter ihrem himmlischen Haupte, aus einem bestimmten Bekenntniß ein bestimmtes Leben auswirkend, nicht ohne Zucht, sowohl des Lebens als der Lehre, durch eine die Lehre und das Leben darstellende Verfassung eine festgestaltete Macht des Geistes mitten in der Welt."

Zwölf Jahre wirkte Hundeshagen als akademischer Lehrer der Theologie in Bern, im innigen Bunde mit Schneckenburger, zu dem er dieselbe hingebende Freundschaft bewies, die er schon auf dem Gymnasium und auf der Universität bethätigt hatte. Schneckenburger's Bruder, der als Kaufmann in Burgdorf wohnte, trug im Freundeskreise das vaterländische Lied vor, das in der Folge mit der bekannten Melodie von Wilhelmi als „die Wacht am Rhein" so große Bedeutung gewonnen hat. Wie wenige Deutsche lebte sich Hundeshagen in die politischen und kirchlichen Verhältnisse der Schweiz ein; mehrere Schriften und Vorträge sowie eine große Zahl von Zuhörern gaben davon Zeugniß. Dort entstand die anonyme Schrift über das Bisthum Jerusalem, dort das Hauptwerk seines Lebens und seines Ruhmes: „Der deutsche Protestantismus". Das Buch war in der gährenden Zeit, da die Geister so weit auseinander gingen, ein Leitstern in dunkler Nacht. „Hier schlug," so äußert sich ein späterer College über den Eindruck des Buches, „ein volles tapferes Mannesherz für die Größe des deutschen Vaterlandes wie für die selbständige Gestaltung der evangelischen Kirche aus ihrem Lebensgrunde, und es ward uns sonnenklar, daß frommer Glaube und warme Vaterlandsliebe zusammengehören." Das Buch, welches Anfangs ohne den Namen des Verfassers erschien, erregte solche Aufmerksamkeit, daß in wenigen Jahren drei Auflagen davon gedruckt wurden.

Der „Deutsche Protestantismus", von welchem der Verfasser mehrere Abschnitte dem Heidelberger Theologen und nachherigen Prälaten Ullmann in Montreux vorlas, hatte Hundeshagen's Berufung nach Heidelberg zur Folge. Hier wirkte er zwanzig Jahre im Verein mit Rothe, Dittenberger, Umbreit, Ullmann und Anfangs auch mit Schenkel, der bald nach ihm dieselbe Hochschule bezog. Geehrt von der Regierung, die ihm den Titel eines Geh. Kirchenraths verlieh, geachtet von seinen Collegen, die ihn zweimal zum Prorector wählten,

geschätzt von Allen, die ihm nahe kamen, verlebte er ereignißreiche Jahre in Heidelberg. Aber wie sehr auch die politischen und kirchlichen Dinge während der Zeit wechselten, Hundeshagen blieb seinen Grundsätzen immer treu, nur daß mit den Jahren vielleicht im Gegensatz zu der herrschenden Zeitströmung die strenggläubige Richtung mehr und mehr bei ihm hervortrat. Als charakterfester Mann erfüllte er alle bürgerlichen Pflichten. Während der revolutionären Bewegung der Jahre 1848 und 1849 stand er als Flügelmann in den Reihen der Bürgerwehr, und Keiner war pünktlicher im Dienst als er. Als sich die Wogen der Revolution verzogen hatten und die Reaction wieder siegesfroh ihr Haupt erhob; als die Jesuitenväter in Heidelberg einzogen und die Missionspredigten die römische Kirche als den Hort der Stabilität und der conservativen Interessen priesen, verharrte Hundeshagen fest bei seiner positiven protestantischen Ueberzeugung. Zwei Gelegenheitsschriften gaben den Beweis, daß er weder die reactionäre Strömung des Kirchenregiments billigte, noch dem „Humanitarismus" und der freien Schriftforschung zu viel Raum gestatten wollte.

An seinem politischen Freisinn und deutschen Patriotismus ließ er nie einen Zweifel; er hielt fest an der Idee, daß Deutschland nur unter der Hegemonie Preußens erstarken und gedeihen könne, auch dann noch, als der Plan der preußischen Erbmonarchie im Frankfurter Reichstag gescheitert war. Auf seine Anregung wurde im Anfang der fünfziger Jahre eine Gesellschaft von gleichgesinnten Männern protestantischer Confession aus den Universitätskreisen und dem gebildeten Bürgerstand gegründet, welche sich einmal in der Woche am Dienstag in einem Separatzimmer einer Weinwirthschaft versammelten, um sich freimüthig und unbefangen über die Ereignisse des Tages und die öffentlichen Dinge auszusprechen. Drei Mitglieder lebten noch als „bemooste Häupter" in der Stunde fort, da diese Zeilen aufgezeichnet wurden. Die Uebrigen sind alle dahingegangen. Man sammelte Geldbeiträge für die bedrängten und verfolgten Schleswig-Holsteiner und ich selbst besitze noch ein Gedicht von E. M. Arndt, das er mir mit der Empfangsbescheinigung einer Geldsendung einschickte, welche durch die Großmuth eines meiner englischen Verwandten zu einer nicht unbeträchtlichen Summe herangestiegen war. Als die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen bekannt wurde, ließ Hundeshagen eine Flasche des besten Weines auftragen, um mit Freunden auf die neue Aera in Preußen anzustoßen.

Ueber ein Jahrzehnt dauerte die Gesellschaft in ungestörter Harmonie und brachte manche heitere und erhebende Momente. Als Professor Stinzing, welcher später ein so tragisches Ende finden sollte, einem Rufe an die Universität Basel folgte, las Hundeshagen einen humoristischen Aufsatz vor, worin er dem Scheidenden aus seiner eigenen Lebenserfahrung praktische Lehren und Verhaltungsregeln mit auf den Weg gab, ihn erinnernd, daß der Deutsche in der Schweiz immer als Fremdling und geduldeter Gast angesehen werde. Damals gingen Schenkel und Hundeshagen Hand in Hand und belebten die Tischgesellschaft, Jeder in seiner Art. Mit der Zeit trat jedoch eine Spaltung ein. Schenkel schlug die Richtung nach der freieren kirchlichen Auffassung ein, die damals im Gegensatz zu dem Kirchenregiment das Feld zu behaupten suchte. Die Gesellschaft ging in zwei Theile auseinander und zwischen den zwei Theologen entstand offene Fehde. In Hundeshagen's Seele schlich sich eine trübe Stimmung ein, von welcher ein Schriftchen, „Sechs Jahre in der Separation", Zeugniß gab. Körperliche Leiden kamen dazu und machten ihm seine isolirte Stellung um so fühlbarer. Er war unverheirathet geblieben, und wenn auch die liebevolle Pflege einer Schwester, der sich mit den Jahren noch eine zweite beigesellte, ihm eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen bemüht war, den Mangel einer Familie konnten sie ihm doch nicht ersetzen. So entschloß er sich denn, einem Rufe nach Bonn zu folgen und Heidelberg, wo er seine schönsten und heitersten Jahre verlebt hatte, zu verlassen.

Ein gründliches Werk über „Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus", welches er dem ehemaligen Staatsminister Moriz August von Bethmann-Hollweg widmete, hatte ihm den Weg nach der rheinischen Universitätsstadt gebahnt. Die Körper- und Gemüthsleiden verfolgten ihn jedoch auch nach dem neuen Wirkungskreis, in welchen er im Sommer 1867 eintrat. Nach fünfjährigem Aufenthalt schied er aus dem Leben. Es war ihm noch vergönnt, das deutsche Reich unter dem deutschen Kaiser, auf das der Knabe und Jüngling gehofft, für das der Mann gearbeitet und die Jugend begeistert, wiedererstehen zu sehen. Es war ein schönes Abendroth nach wechselvollen Tagen.

Die Dienstaggesellschaft, die sich in den fünfziger Jahren um Hundeshagen zu sammeln pflegte, bestand aus patriotischen Männern freisinniger Richtung, welche ein einiges Deutschland unter preußischer Hegemonie als ihr politisches Glaubensbekenntniß in der Brust

trugen. Sie waren während der Revolutionsbewegung in Baden auf ihrem Posten geblieben, ohne von der herrschenden Partei sich nach links drängen zu lassen und stimmten auch jetzt nicht in den Triumphruf der Reaction ein. Zu den treuesten Genossen gehörten mehrere Professoren der Universität, wie Rau, Umbreit, Schenkel, Adolf Holtzmann, der bekannte Durchforscher der Nibelungenhandschriften und Uebersetzer der indischen Sagen aus dem Mahabharata-Epos; gehörte sein älterer Bruder Julius Holtzmann, der Nachfolger Abegg's bei der Stadtkirche zu Heilig Geist und in der Folge Prälat der Landeskirche, gehörten mehrere Notabilitäten aus dem Bürgerstande, wie der Bürgermeister Anderst, wie die Buchhändler Karl Groos und Ernst Mohr, wie die Brüder Nebel aus einer alten, in den Annalen Heidelbergs vielgenannten Familie, wie der Banquier Fremerey, der Kaufmann Kolligs und mehrere Andere. In dieser Gesellschaft gleichgesinnter Männer, die keiner Statuten und keines Programmes bedurften, verbrachte Hundeshagen seine heitersten Stunden. Ein guter Gesellschafter, der noch in den vierziger Lebensjahren stand, trug er wesentlich zur Belebung der Unterhaltung bei.

Der Oberbürgermeister Wilhelm Speyerer nahm keinen Antheil an der Dienstaggesellschaft, obwohl er mit mehreren der Mitglieder befreundet war. Sein Alter und die weite Entfernung seiner Wohnung gestatteten ihm kein Verweilen außerhalb des Hauses in die Nacht hinein; auch standen ihm die nationalen Interessen und Sympathien, die in der Gesellschaft das herrschende Element bildeten, nicht in erster Linie. Er war bis an sein Ende ein conservativer badischer Patriot und blieb auch nach den großen Ereignissen in den sechziger und siebziger Jahren einer particularistischen Politik treu. Speyerer war Besitzer einer großen Gerberei auf dem sogenannten „Harlaß", in der Nähe des Stiftes Neuburg mit umliegenden Grundstücken und Gärten. Er wurde von der Heidelberger Bürgerschaft wiederholt zum Bürgermeister gewählt und genoß ihr ganzes Vertrauen, so daß er in kleinerem Maßstab wie der Bürgermeister Smid in Bremen als der legitime Stadtvorstand angesehen ward. Wie dieser, hatte er keine Universitätsstudien gemacht, aber sich vielerlei Kenntnisse über die bürgerliche Sphäre hinaus angeeignet Seiner Erfahrung im Finanzwesen war es zuzuschreiben, daß ihn der badische Landtag, dessen Mitglied er war, stets in die Budgetcommission wählte. Bei dem Großherzog Leopold und der Regierung in Karlsruhe stand er in Ansehen. Durch sie wurde er auch nach dem

Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes in das Nachparlament zu Erfurt gesandt. Wohl zog ihm sein barsches, rechthaberisches Wesen, das nicht leicht Widerspruch ertrug, manche Gegner zu; aber seine Uneigennützigkeit und seine Fürsorge für das Wohl der Stadt entwaffnete die Feinde. Seiner umsichtigen Verwaltung der städtischen Finanzen war es zu verdanken, daß in Heidelberg ohne große Kosten von Seiten der Stadt eine höhere Bürgerschule errichtet werden konnte, die mit der Zeit zu einer Realschule erweitert ward. Während seiner langen Amtsverwaltung nahm er für sich kein Gehalt, nur für die Bureaukosten bezog er aus der Stadtcasse eine geringe Summe. Als er sein Amt niederlegte, zog er sich nach dem Harlaß zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Er hatte sich an der östlichen Seite seines Hauses nach dem Garten zu ein geräumiges Zimmer mit großen Glasscheiben errichten lassen, wo er die schöne Aussicht nach dem Neckarthal genießen konnte, ohne von der Zugluft zu leiden. Dort verbrachte er seine Tage in der Einsamkeit mit Lesen beschäftigt.

Neben den politischen Zeitfragen beschäftigten ihn am meisten die religiösen Dinge. Er war kein Kirchengänger, suchte sich aber durch Lectüre und Nachdenken eine feste Ansicht zu bilden. Er studirte eifrig das Leben Jesu von Strauß, obwohl dieses gelehrte Buch wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzte, die er sich in jüngeren Jahren nicht zu erwerben vermocht hatte. Ich besitze von seiner Hand ein Schriftchen mit folgendem Titel: „Die Frucht meines Nachdenkens über den Glauben. Als Lieblingsbeschäftigung in hohem Lebensalter in gebundene Form übertragen von J. W. Speyerer, geboren 1789."

In dem Dorfe Ziegelhausen, zu dem Stift und Harlaß gehören, sieht man eine weite, abgeschlossene Begräbnißstätte der Familie Werle-Speyerer. Die zahlreichen Gräber tragen keine andere Inschrift als die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens auf einem einfachen Kreuz; auch das des ehemaligen Oberbürgermeisters von Heidelberg ist nur durch die Inschrift W. Sp. kenntlich. Wie er im Leben als Patriarch über alle Familienglieder geherrscht, so wollte er auch jetzt nur als Haupt der Familie im Gedächtniß der Nachgeborenen bleiben.

Der Dienstaggesellschaft gehörten auch zwei mit Hundeshagen befreundete Männer an, von denen der eine, Dittenberger, bald nach Weimar entführt ward, um die Stelle eines Oberhofpredigers und

Generalsuperintendenten zu übernehmen, der andere, Bernhard Stark, erst in die akademische Lehrerschaft der Ruperto-Carola eintrat, als die Dienstag-Abende schon im Gange waren und die rückschrittliche Zeitströmung bereits einen langsameren, milderen Lauf einzuhalten begonnen hatte. Beide Männer waren auch mir bis an ihren Tod treue Freunde und gute Kameraden, und so möge denn auch ihrer noch mit einigen Worten pietätvoll gedacht werden.

Wilhelm Dittenberger entstammte einer Familie in welcher der pfarramtliche Beruf durch Generationen fast erblich geworden war. Sein Großvater war Prediger an einer badischen Landgemeinde; der Bruder seiner Mutter bekleidete die ansehnliche Stellung eines Hofpredigers in München bei der Königin Karoline, der Gemahlin Maximilian Joseph's, des ersten Königs von Bayern. Sein eigener Vater war Stadtgeistlicher in Heidelberg. Er hatte sich einen Namen gemacht durch ein Handbuch über Geographie, das zu seiner Zeit große Verbreitung hatte. Oft erzählte er im Freundeskreise, wie er einst auf einer Reise nach Hamburg von deutschen Werbern aufgegriffen und in die englische Armee eingeliefert wurde, in welcher er den berühmten Belagerungskrieg von Gibraltar mitgemacht. Der Sohn Wilhelm (geboren am 1. Mai 1807) war als Kind mit seinen Eltern nach Heidelberg gekommen und vollendete daselbst seine Schul- und Gymnasialjahre. Er hatte mehrere Brüder, von denen der eine sich in Wien und Petersburg als Historienmaler hervorthat. Auch den größten Theil seiner akademischen Laufbahn verbrachte Wilhelm Dittenberger in Heidelberg. Nur ein Jahr besuchte er die Universität Halle. An beiden Orten war er ein fleißiger Zuhörer Ullmann's. Als bei einem heimatlichen Gedenkfest die Studirenden der Theologie aus Baden in der Universitätsstadt an der Saale einen fröhlichen Abend feierten, bewirthete sie der Professor, dessen Geburtsort gleichfalls in der Nähe von Heidelberg lag, mit einem Fäßchen Bergsträßer Weines, das er den Jünglingen zusandte. Auch nach seiner Rückberufung nach Heidelberg bewahrte Ullmann dem Zuhörer und nachmaligen Collegen seine Gunst und Zuneigung, die jedoch mit der Zeit erkaltete, als ihre theologischen Richtungen auseinander gingen. Während seiner Studienzeit fühlte sich Dittenberger am meisten von Daub angezogen, mit dem er später noch in innigere Verbindung treten sollte, als er die älteste Tochter seines Lehrers zu seiner Gemahlin erkor. Als treuer Schüler Daub's, heißt es in einem Nekrolog, hielt er sich von dem flach und starr gewordenen vulgären Rationa-

lismus ebenso fern als von Schleiermacher's Richtung, welche die christliche Lehre nur aus dem Glaubensgefühl und Glaubensbedürfniß zu bestätigen suchte, und strebte eifrig und gewissenhaft, die Theologie mit der Philosophie zu versöhnen, den Glauben in seiner Vernünftigkeit wissenschaftlich zu begreifen. So stellte er sich in gleicher Bestrebung an die Seite von Marheineke und Rosenkranz.

Nachdem Dittenberger gemeinschaftlich mit Adolf Holtzmann das Staatsexamen in Karlsruhe glänzend bestanden, wurde er seinem Vater als Hilfsgeistlicher beigegeben und habilitirte sich zugleich bei der Universität, wo er vorzugsweise die Fächer der praktischen Theologie übernahm. Ehe er die akademischen Vorlesungen begann, unternahm er eine Reise, auf welcher er fast alle deutschen Universitäten und zugleich die Anstalten für die practische Ausbildung evangelischer Geistlichen in Deutschland und Dänemark besuchte. Eine Frucht dieser Reise ist das Werk über „Predigerseminarien" (1835), welches auf die Gründung eines solchen Seminars in Heidelberg (am 18. Mai 1838 eröffnet) wesentlichen Einfluß ausübte.

Ein Mann von hervorragenden Fähigkeiten, von rascher Auffassungsgabe und scharfem Urtheil über Menschen und Sachen, dabei ein gewandter Redner, erwarb sich Dittenberger in beiden Stellungen Anerkennung und Beifall. Er wurde schnell zum Ordinarius befördert, wurde bei der Errichtung des Seminars beigezogen, erhielt von der Facultät bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Reformationsfestes in der Pfalz die Auszeichnung eines Ehrendoctors. Noch größer war sein Ansehen und sein Einfluß bei der Bürgerschaft, besonders seitdem sein Vater in Ruhestand getreten und bald nachher gestorben war und ihm nun die wichtige Pfarrstelle sammt der damit verbundenen ausgebreiteten Seelsorge allein zufiel. Sein humanes, leutseliges Wesen, das ihn befähigte, mit Jedermann freundlich zu verkehren, mit Jedem in eingehender, tactvoller Weise über seine Anliegen zu sprechen, verschaffte ihm Vertrauen und Zuneigung. Er war der Rathgeber in allen Familiensachen seiner Gemeinde und erlangte dadurch eine Einsicht in die häuslichen Verhältnisse und einen moralischen Einfluß, wie sie selten ein Prediger und Seelsorger sich zu erwerben vermag.

Auch bei den Professoren der Universität stand er in Ansehen und war stets ein willkommener Gast bei den öffentlichen Mahlzeiten. Denn außer Häusser und Pfeufer wußte Niemand so gut als er die Tischgesellschaft durch angemessene Trinksprüche mit Humor gewürzt

in eine heitere behagliche Stimmung zu versetzen. Die Seminaristen und Zuhörer seiner Vorlesungen bewahrten ihm ihr ganzes Lebenlang ein treues Andenken. Bei den Landessynoden in Baden, wie bei den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins war er ein eifriges Mitglied. Wer wäre auch geeigneter gewesen, die Pfarrgeistlichkeit des Heidelberger Kreises würdig und gewandt zu vertreten!

Und nicht nur die kirchlichen und religiösen, auch die politischen Vorgänge erregten seine Theilnahme und spornten ihn an, bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken, soweit es sich mit seinem Beruf und seiner Geschäftsfülle vertrug. Als im Jahr 1846 der Plan auftauchte, die „Deutsche Zeitung" zu gründen, die unter der Leitung von Gervinus, Mittermaier, Häusser, Mathy u. A. in Heidelberg erscheinen sollte, wurde auch Dittenberger beigezogen. Dieses neue Verhältniß brachte für Dittenberger eine Wendung in seiner Lebensstellung. Er wurde dadurch in die Lage gesetzt, mit seinen freisinnigen Ansichten mehr hervorzutreten und einen Standpunkt einzunehmen, auf dem ihm die Collegen seiner Facultät nicht zu folgen geneigt waren. Er wirkte für die Berufung Zittel's an die Heidelberger Providenzkirche, womit die übrigen Theologen, namentlich Ullmann und Hundeshagen, nicht übereinstimmten, und wenn es auch noch zu keiner Spaltung in der Facultät kam, so riß doch Mißtrauen und Verstimmung ein. Als Rothe, der bisherige Seminardirector, nach Bonn berufen ward, kam die provisorische Leitung der Anstalt in Dittenberger's Hände, und er mochte im Stillen die Hoffnung hegen, Rothe's Nachfolger zu werden. Wer hätte auch gerechtere Ansprüche gehabt? So kamen die Jahre 1848 und 1849 mit ihren revolutionären Bewegungen herbei, ohne daß die Stelle eines Seminardirectors definitiv besetzt worden wäre. Da und dort wurde angefragt, aber ohne Erfolg; Gervinus wünschte die Berufung von Schwarz in Jena; dieser wurde aber durch die Bitten seiner Gemeinde zurückgehalten.

Dittenberger harrte in der sturmbewegten Zeit ruhig auf seinem Posten aus und blickte gleichmüthig in die Zukunft. Im Bewußtsein seiner klugen und vorsichtigen Haltung glaubte er von keiner Seite gefährdet zu sein. Sein zuversichtliches Benehmen flößte Allen, die ihm nahe kamen, Muth und Vertrauen ein. Er trug kein Bedenken, die in den Gefechten an der Bergstraße gefallenen freiwilligen Wehrleute, worunter auch Heidelberger waren, auf den Wunsch der Bürgerschaft zu Grabe zu geleiten und ihnen eine Leichenrede zu halten, die

Niemand weh thun konnte. Man brauchte nicht als Apologet für die Revolution einzutreten und konnte doch anerkennen, daß manche der Gefallenen des Glaubens gewesen, für eine gute Sache zu streiten. Das wurde in Karlsruhe übel aufgenommen. Nach der Besetzung des Großherzogthums durch die Preußen wurde er daher durch den evangelischen Oberkirchenrath, wo man eifrig bemüht war, eine loyale Gesinnung an den Tag zu legen, zur Rechenschaft aufgefordert. Er berichtete über den Inhalt der Rede, bemerkte aber dabei, er hätte den Wortlaut genauer angeben können, wenn man ihn gleich nach dem Begräbniß zur Berichterstattung aufgefordert hätte.

Die französischen Emigranten rühmten sich nach der Herstellung der Bourbonen, „daß sie auf der geraden Bahn gewandelt", und verlangten dafür ihren Lohn. Aehnliches erlebte man auch in Baden. Die Loyalität wurde danach bemessen, ob einer im Lande geblieben oder ausgewandert war. Nun war für Dittenberger die Gunst verscherzt, die er bisher in Karlsruhe genossen hatte. Schenkel wurde als Seminardirector nach Heidelberg berufen, und Ullmann, der diese Berufung empfohlen und betrieben hatte, trat als Prälat an die Spitze des Oberkirchenrathes. Da kam für Dittenberger zu gelegener Zeit die Anfrage aus Weimar, ob er die erledigte Stelle eines Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten annehmen wolle; er hatte sich kurz zuvor auf der Gustav-Adolf-Versammlung in Eisenach durch eine zündende Rede den Beifall vieler Geistlichen des Großherzogthums, besonders des Kirchenraths Trautvetter, gewonnen. Diese bewirkten den ehrenvollen Antrag. Ein fremder Universitätsprofessor stieß auf weniger Neid und Rivalität als ein einheimischer Geistlicher. Dittenberger nahm die wichtige Stelle, die ihm den Rang eines Landesbischofs gewährte, gern an, zumal da er mit den meisten seiner Collegen, namentlich mit Schenkel und Hundeshagen, in Conflict gerathen war und auf gespanntem Fuße lebte. Hatte sich doch die theologische Facultät durch den Bürgermeister Smid in Bremen bewegen lassen, in Sachen des freireligiösen Pastors Dullon ein Gutachten auszustellen, auf Grund dessen dieser seiner Predigerstelle entsetzt wurde.

So verließ denn Dittenberger im Juni 1852 die schöne Stadt am Neckar, wo er so lange gewirkt und gestrebt, wo seine Gemahlin, Wilhelmine Daub, das Licht der Welt erblickt hatte. Ich und meine Frau begleiteten die scheidenden Freunde nach Wiesbaden, wo eine Gustav-Adolf-Sitzung abgehalten wurde. Von da an gingen unsere

Wege äußerlich auseinander; wir hatten damals noch keine Ahnung, daß aus dem Freundschaftsbunde eine Familienverbindung hervorgehen würde. Wir besuchten die alten Freunde mehrmals in Weimar, wo ich Gelegenheit hatte, mich von der großen und erfolgreichen Wirksamkeit des Mannes zu überzeugen. Wie ein erfahrener Weltmann wußte er sich in den hohen Kreisen mit Sicherheit zu bewegen und bei Hof wie bei der Regierung Zutrauen und Hochachtung zu gewinnen.

In der Stadt Weimar, so reich an großartigen Erinnerungen, unter einem Fürstenhaus, das noch die Fahne der politischen Freiheit aufrecht hielt, als sie schon an allen andern Orten gefällt worden war, und in einem Lande, das seit den Tagen der Reformation Luther's den protestantischen Glauben treu bewahrt hatte, fühlte sich Dittenberger glücklich und heimisch. Die frohen und die trüben Ereignisse begleitete er mit geistlichen Ansprachen: er hielt die Trauerrede am Sarge der Großfürstin Maria Paulowna, welcher einst Schiller bei ihrem Einzug in die thüringische Stadt die „Huldigung der Künste" gewidmet hatte; er redete Worte christlicher Ergebung und Erhebung an dem Sarge des Großherzogs, der ihn einst berufen; er sprach die Weihe, als man das Denkmal der beiden Dichterheroen Goethe und Schiller aufrichtete. In Weimar bewohnte Dittenberger das Haus hinter der großen Stadtkirche, wo einst Herder seine Humanitätsideen ausgedacht und seine geistreichen Schriften verfaßt, und später der bekannte Kanzelredner Roehr seine Predigten ausgearbeitet hatte. Es war ein geräumiges Haus mit einem daranstoßenden eingeschlossenen Garten, das aber einen ernsten, düstern Eindruck machte. Herder, dessen hohes Standbild von Erz vor der Kirche steht, konnte hier leicht zu dem Wahrspruch kommen: „Licht, Liebe, Leben!"

Es war Dittenberger nicht vergönnt, das biblische Lebensziel zu erreichen. Sein thätiges und wirkungsvolles Dasein sollte nach zwei Jahrzehnten getrübt, geknickt und geschlossen werden. Im Jahre 1861 traf ihn, als er gerade in der Hofkirche dem thüringischen Kirchentag präsidirte, plötzlich ein Schlaganfall, durch welchen seine scharfen Augen getrübt wurden. Er trug dieses Leid in christlicher Ergebung und mit männlichem Heldenmuth. Man hat ihn nie darüber klagen hören. Auf die Fortführung seiner Amtsgeschäfte übte dieser Vorfall keinen hemmenden Einfluß aus. Hatte er sich doch durch seine dreißigjährige Thätigkeit eine hinlängliche Gewandtheit des Gedächtnisses erworben, um auch ohne schriftliche Aufzeichnung seine Predigten

und Casualreden memoriren zu können. Selbst seine Reisen zur Generalvisitation der Diöcesen setzte er noch fort, nur daß er seit dem Jahr 1864 einen Begleiter mitnahm. 1863 feierte er mit seiner Gemahlin die silberne Hochzeit. Der Festtag vereinigte die fünf Kinder mit den Eltern, und die Liebe und Herzlichkeit, mit der sie von nah und fern beglückwünscht wurden, blieben im Andenken seiner Familie unvergeßlich. Am 28. August 1867 begeisterte er durch seine im Schloßhof der Wartburg gehaltene kraftvolle, als „markige Volksrede“ bezeichnete Ansprache die zu dem achthundertjährigen Jubelfest der Wartburg erschienene Versammlung. Im November 1868 begrüßte er mit Freuden den vom Geh. Dr. Stichling verfaßten Entwurf einer Synodalverfassung, eine Einrichtung, deren Vorzüge er in seinem Heimathlande schätzen gelernt hatte, und nahm an der in der Synodalfrage gehaltenen Conferenz Theil, welche von den thüringischen Kirchenregierungen beschickt wurde. 1870 starb seine schon durch mehrjähriges Leiden heimgesuchte treue Gattin. Er hat ihren Tod als den größten Schmerz seines Lebens empfunden.

Die theologische Facultät in Heidelberg, welche Dittenberger auch in der Ferne nie aus dem Auge verlor, hatte unterdessen eine andere Physiognomie angenommen. Von Heidelberg war die Gründung des Protestantenvereins unter Schenkel's Aegide im Jahr 1863 ausgegangen. Dittenberger konnte sich nicht entschließen, demselben beizutreten, obwohl seine alten Freunde Rothe und Zittel den Grundsätzen und der Tendenz des Vereins huldigten. Wirkte bei dem Weimarer Oberhofprediger noch ein Rest des Grolles mit, den er einst gegen Schenkel gehegt, als derselbe noch im andern Heerlager stand? Auf die Anfragen vieler freisinnigen Geistlichen in Nord und Süd gab er als Grund seiner Zurückhaltung an: Der erste Geistliche des Großherzogthums Weimar soll keiner Partei angehören, sondern über den Parteien stehen. Die Ideen und Ueberzeugungen der Menschen nehmen in dem Wechsel des Erdenlebens mancherlei Wendungen und Gestaltungen an.

Auch freudige Ereignisse haben seinen letzten Lebensjahren nicht gefehlt. Er hat den Ehebund dreier seiner Kinder eingesegnet und auch noch das Glück gehabt, ein Enkelkind selbst taufen zu können. Zur Verschönerung seines Lebensabends trug auch sehr viel bei die von ihm seit länger als vierzig Jahren ersehnte Einigung Deutschlands, die er mit bewegtem Herzen und dankbarer Freude begrüßte. Weihnachten 1870 und Neujahr 1871 bestieg er noch die Kanzel, und

so wie er die Reihe der von ihm eingerichteten Kriegsgebetstunden Ende Juli 1870 eröffnet hatte mit dem Spruch: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen, so schloß er auch dieselben am 9. März 1871 mit den Versen des 103. Psalms: Lobe den Herrn, meine Seele!

Er starb am 1. Mai 1872, seinem 65. Geburtstage. Die Worte, welche er einst am Grabe der Großfürstin Maria Paulowna ausgesprochen, finden auch auf ihn ihre Anwendung: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen, und seine Werke folgen ihm nach.“

Dittenberger war von kurzer, gedrungener Gestalt, in der sich Kraft und Festigkeit aussprach, und sein freundliches, immer heiteres Angesicht gab Zeugniß von seiner inneren Zuversicht und einem klaren sicheren Willen. Er war ein Mann von praktischer Thätigkeit, der sich zur Kundgebung seiner Gedanken lieber der mündlichen Rede als der Schrift bediente. Seine literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten waren meistens Gelegenheitsschriften oder Aufsätze über Zeitfragen. Dahin ist auch die kleine Schrift: „Die Universität Heidelberg im Jahr 1804“ zu Ehren von Creuzer's fünfzigjährigem Dienstjubiläum zu rechnen. Viele Artikel hat er für die „Protestantische Kirchenzeitung“ geschrieben, deren Mitbegründer und fleißiger Mitarbeiter er gewesen. Von wissenschaftlichen Arbeiten verdient das mehrbändige Werk, das er in Gemeinschaft mit Marheineke aus den theologischen und philosophischen Vorlesungen Daub's herausgegeben hat, Erwähnung. —

Es ist wohlthuend, nach einem Lebensgang, der, wenn auch äußerlich ohne große Wechselfälle, doch innerlich ein sehr bewegter war, eines Mannes zu gedenken, dessen Dasein wie ein ruhiger Bach im harmonischen Gleichmaß dahinfloß. Der Charakter und das innere Wesen Bernhard Stark's war ein in sich gesammeltes, von keinen Leidenschaften und Kämpfen durchwühltes Stillleben, voll Pflichttreue und Arbeitsamkeit.

Carl Bernhard Stark war kein Heidelberger Kind, sondern wurde in Jena geboren (2. Oct. 1824); aber er sog die Eindrücke des Heidelberger Lebens seit der Neugründung der Universität durch Kurfürst Carl Friedrich im eigentlichen Sinn mit der Muttermilch ein. Frau Emilie Stark, die Tochter des bekannten Juristen Martin, war als fünfjähriges Kind mit ihrem Vater von Göttingen nach der Neckarstadt gezogen und hat dort zwölf glückliche Jugendjahre verlebt, deren sie stets mit Liebe gedachte, auch nachdem

Martin einer Berufung an die Universität Jena Folge geleistet und sie sich dort mit dem Professor der Medicin K. W. Stark verheirathet hatte. Nach ihrem Tode im Jahre 1872 hat der Sohn ein Lebensbild voll Liebe und Pietät von der Mutter verfaßt und an Freunde vertheilt. Ich habe dasselbe bei meinen „Heidelberger Erinnerungen" benutzt und manche Züge daraus zur Beleuchtung des damaligen Lebens in der Universitätsstadt am Neckar entnommen. Die Familie Martin gehörte zu dem liberalen Kreise, der sich um Voß, Paulus, Fries u. A. gesammelt hatte und einen Gegensatz zu den Romantikern bildete, welche Creuzer als ihr Haupt verehrten.

Aus den Erzählungen der Mutter hatte Stark schon in seinen frühesten Knabenjahren sich ein phantasievolles Bild von den Reizen der Neckarstadt geschaffen, die ihm später eine zweite Heimath bis an sein Lebensende werden sollte. Es war eine Welt voll Begeisterung für alles Große und Schöne und zugleich voll sittlicher Wärme und gemüthlicher Tiefe, in welcher der junge Stark aufwuchs. Auch von väterlicher Seite gehörte er einer angesehenen Familie an: sein Großvater war der Leibarzt des Herzogs Karl August von Weimar und der Hausarzt von Schiller; sein Vater, der bekannte Patholog an der Universität Jena, ein feiner, geistvoller Mann, gehörte der damals herrschenden naturphilosophischen Richtung an, hatte dabei aber ein lebendiges Interesse für die altclassische Literatur und für religiöse Dinge. Stark verbrachte somit seine erste Jugend in dem gebildetsten und anregendsten Familienkreise und empfing eine treffliche Erziehung. Nach vollendeten Gymnasialstudien in Hildburghausen und Schulpforte besuchte er die Universitäten Jena, Leipzig, Berlin, wo er unter den berühmtesten Professoren Göttling, Gottfried Herrmann, August Böckh sich in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft ausbildete und in letzterer Stadt zugleich den größten Nutzen von den Kunstsammlungen zog. Mit Böckh, welcher ihm von mütterlicher Seite verwandt war, und in dessen Haus er wohnte, stand er bis an sein Lebensende in den innigsten Beziehungen. Er war von der Familie ausersehen, die Biographie des großen Realphilologen zu bearbeiten, aber sein eigener Lebensfaden wurde zu früh durchschnitten. Stark konnte nur eine kleinere Uebersicht des Lebens- und Bildungsganges für die „Deutschen Biographien" liefern. Nach einigen Jahren akademischer Thätigkeit in seiner Vaterstadt Jena, wo er durch seine Heirath mit Wilhelmine Walter aus Hanau seinen Hausstand begründete und als Kenner der Kunst-

geschichte sich rasch bei den Fachgenossen einen Namen verschaffte, erfolgte im Jahre 1855 der Ruf als Professor der Archäologie nach Heidelberg auf den Lehrstuhl, den einst Creuzer inne gehabt und der durch Karl Zell, welcher seine Interessen auf andere Dinge gerichtet hatte, beinahe in Verfall gerathen war.[1]) Und nicht nur durch seine Lehrthätigkeit hatte sich Stark in Jena bekannt gemacht; er hatte auch durch zwei größere Reisen in Italien und Südfrankreich über das Wesen der alten Kunst tiefe und gründliche Kenntnisse gewonnen und in der Schrift „Gaza und die philistäische Küste" bewiesen, daß seine Studien auch über die hellenistische Welt des Orients sich erstreckten. In dem Buch: „Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich" hat er die Resultate seiner Kunstanschauungen und Reiseeindrücke niedergelegt und über das Culturleben altgallischer Römerstädte, die hinter Paris allzusehr in Schatten getreten sind, neues Licht verbreitet. „Galt es doch," sagt der Verfasser in der Vorrede, „hier auf demselben Grund und Boden, unter denselben Naturbedingungen, die noch heute in der unmittelbarsten Gegenwart sich kräftig erweisen, zu dem Mittelalter, zum Alterthum hinaufzusteigen und so unmittelbar vergleichend das sinnlich faßbare Gehäuse dreier großer Bildungsstufen gleichsam auseinanderzulegen und geistig neu zusammenzufügen. Und wahrlich, das Städteleben der Römerzeit, das des Mittelalters auf gallischem Boden kann sich fast ebenbürtig dem des italienischen Bodens zur Seite stellen."

Neben der Weltstadt an der Seine, welcher fast die Hälfte des Buches gewidmet ist, sind besonders die Rhonestädte Avignon, Nimes, Marseille und das Provenceland nebst der Hauptstadt des cäsarischen Galliens, Bordeaux, eingehend geschildert. Interessant und lehrreich ist die Beschreibung von Avignon und Massilia, wo sich ein so wichtiger Theil der Culturgeschichte abgespielt hat.

---

[1]) Auf Zell konnte man die Worte der Goethe-Schillerschen Xenien auf Stolberg anwenden:

Höchster Zweck der Kunst.

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht.

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du in's Himmelreich ein.

Heidelberg bot dem jungen Professor ein weites Arbeitsfeld für seine akademische Thätigkeit und einen günstigen Boden für geselliges Familienleben. Wie er schon in Jena in Verbindung mit seinem Lehrer Göttling bewirkt hatte, daß eine Sammlung von Gypsabdrücken antiker Kunstwerke für die Universität gegründet ward, so wendete er auch in Heidelberg den größten Eifer auf die Errichtung eines archäologischen Instituts. Durch Vorträge und durch einige Unterstützung von seiten der Regierung wurde er in Stand gesetzt, den Grund zu einem archäologischen Museum zu legen, das in der Folge durch neue Ankäufe bereichert ward. Was er begonnen, vollendete sein kunstsinniger Nachfolger, Professor von Duhn, so daß kaum eine andere der mittleren Universitätsstädte Deutschlands sich in dieser Beziehung mit Heidelberg messen kann.

Der Katalog, welchen Professor von Duhn bei Gelegenheit des Heidelberger Jubiläums angelegt hat, liefert den Beweis, welche erfreuliche Resultate aus dürftigen Anfängen entstanden sind. Durch die Fürsorge der Großherzogl. Staatsregierung, heißt es in der Einleitung, wurden reichliche Mittel zur Verfügung gestellt; auch das hiesige Publikum hat die Anschaffungen wesentlich unterstützt nämlich durch seine zahlreiche Betheiligung an den durch Professor von Duhn zu Gunsten seines Instituts im Jahre 1883 gehaltenen öffentlichen Vorträgen. Aus den Erträgnissen der letzteren sind zu einem beträchtlichen Theile die jetzt im neuen Oberlichtsaal aufgestellten Parthenon-Skulpturen angekauft worden. Es liegt aber auf der Hand, daß auch nach Erreichung solcher Mittel die Beschaffung von Gypsabgüssen der in allen Ländern zerstreuten Originale große Schwierigkeiten gemacht hat; hierbei kamen dem jetzigen Director des Instituts mehrfache weite Reisen und seine sehr ausgedehnten Verbindungen zu Gute. Wenn man jetzt die neu hergerichteten Räume der Sammlung durchwandert, so begreift man kaum, wie es in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ermöglicht worden ist, eine so ansehnliche Menge interessanter Bildwerke zu vereinigen. Man findet hier eine reiche Auswahl von den im Allgemeinen weniger bekannten Werken aus den ältesten Zeiten, Werken, welche für die Kunstgeschichte ein hervorragendes Interesse besitzen, da sie das Werden und Sichherausbilden der griechischen Plastik vor Augen führen. Aus der Höhezeit der Kunst aber stehen hier die herrlichsten Meisterwerke, an welchen ja jeder Gebildete sich immer und immer wieder erfreut und erhebt, und namentlich sind auch die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen

in Olympia, in Pergamon u. s. w. durch hochinteressante Funde vertreten. Die Sammlung ist keineswegs ein Conglomerat zufällig gemachter Erwerbungen, sondern das, was sie sein soll: ein nach einem bestimmten Plan sachverständig geschaffenes organisches Ganze.

Und welchen Fleiß verwendete Stark auf seine philologischen und archäologischen Vorlesungen! Mit welchem Eifer ergriff er jede Gelegenheit, durch wissenschaftliche und kunstgeschichtliche Vorträge für seine Sache zu wirken, sei es im Museumssaal vor einer größeren gebildeten Zuhörerschaft, sei es in dem philosophisch-historischen Verein im engeren Kreise! Welche Thätigkeit entfaltete er in der Bearbeitung wissenschaftlicher Abhandlungen! Auf diesem Felde glich er dem Göttinger K. Fr. Hermann, dessen „gottesdienstliche und Privatalterthümer der Griechen" er in neuer Auflage bearbeitete. Manche seiner Abhandlungen sind Musterstücke von Eleganz in Form und Ausstattung, wie die Festschrift, welche er im Namen der Heidelberger Universität dem deutschen archäologischen Institut zu Rom zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier im Jahre 1879 überreichte, mit den zum erstenmal bekannt gemachten Abbildungen zweier Alexanderköpfe, und die erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergebene Schrift in Folio „das Heidelberger Schloß in seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung". Kein antiquarischer Fund auf süddeutscher Erde entging seiner Beachtung. Den Mithrasgrotten mit ihren symbolischen Darstellungen aus dem Religionskreis der synkretistischen Uebergangsperiode vom Heidenthum zum Christenthum widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Auch die Klosterüberreste in Schönau und Maulbronn, sowie die alte Römerstadt Ladenburg (Lupodunum) durchforschte er sorgfältig.

In Karlsruhe blieben solche Verdienste nicht unbelohnt. Der Großherzog, der ihm stets gewogen war, betraute Stark mit dem Ankauf des Nachlasses von Thiersch in München für die Sammlung von Alterthümern in der Residenzstadt; er wurde zum Vorsitzenden des Aufsichtsraths der Realschule ausersehen und mehrmals zu den Staatsprüfungen der Lehramtscandidaten für Mittelschulen einberufen. Eine besondere Auszeichnung aber wurde ihm zu Theil, als er durch Staatsunterstützung aus einem für wissenschaftliche Zwecke bestimmten Fond in Stand gesetzt wurde, im Anfang der siebziger Jahre eine größere Reise nach Griechenland und Kleinasien zu unternehmen. In Asien galt sein Besuch vornehmlich Troja, Smyrna, den Ruinen von Ephesus, dem Tantalus-Grab und Niobe-Felsen. Von jeher

fesselte die Niobe-Sage und die Niobe-Gruppe, diese ergreifende Tragödie in Stein, das Interesse Stark's. Hat er doch schon acht Jahre vorher in dem großen Werk: „Niobe und die Niobiden in ihrer literarischen, künstlerischen und mythologischen Bedeutung", mit zwanzig Tafeln, versucht, die an das wunderbare Kunstwerk sich knüpfenden Probleme zu lösen, in das Gesammtgebiet der Sage durch kritische Prüfung einzudringen und den Niobe-Mythus in der antiken Literatur und bildenden Kunst nach seiner archäologischen Stellung und inneren Bedeutung zu erklären. Die Ausbeute dieser großen Reise und eines längeren Aufenthaltes in Athen hat er zuerst in einer Anzahl beschreibender Briefe, in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", dann gesammelt in dem Buch: „Nach dem griechischen Orient" der Welt mitgetheilt. Wie würde sich seine kunstliebende Brust gehoben haben, wenn er noch die reichen Sculpturschätze von Pergamum oder die Ausgrabungen des Zeustempels in Olympia mit den Meisterwerken der Plastik aus der Glanzperiode der griechischen Kunst gesehen hätte!

Alle diese kunsthistorischen Arbeiten sollten nur die Vorstudien bieten für das Hauptwerk seines Lebens: „Handbuch der Archäologie der Kunst", mit dem er sich viele Jahre beschäftigte und zu dem er sich schon in den ersten Zeiten seiner akademischen Lehrthätigkeit durch die eingehende Revision des älteren Werkes von Ottfried Müller vorbereitet hatte. Es sollte in zwei Bänden zu je zwei Abtheilungen im Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheinen; aber in Stark's Natur lag es nicht, seine Kräfte zu concentriren, ihn reizte jedes neue Anerbieten. So wurde das Werk, das bereits seinem ganzen Inhalte nach übersichtlich bekannt gemacht war, durch andere Arbeiten unterbrochen, bis das Schicksal Verleger und Verfasser in's Grab stürzte. Erst nach dem Tode Beider konnte die erste Abtheilung des ersten Bandes noch im Buchhandel erscheinen. Doch war es, wie es in dem Vorwort heißt, möglich geworden, in der „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst" ein in sich abgeschlossenes Ganze zu bieten, dessen Werth durch den frühzeitigen Abbruch des Gesammtwerkes nicht vermindert wird.

Wie viele Zeit indessen der fleißige Mann auf seine wissenschaftlichen Arbeiten verwendete, so war er doch auch für das gesellschaftliche Leben im Familien- und Freundeskreise empfänglich. Er selbst und seine lebhafte, gesprächige Frau von resolutem Geist sahen gerne befreundete Gäste in ihrem Hause und waren stets in anderen Familien

willkommen. Sein Haus, in welchem der Kunstsinn vom Vater auf die Kinder sich vererbte, war ein Muster edler Bildung und guter Sitte. Sein einziger Sohn Karl bereitete sich auf der Kunstakademie in Stuttgart für das Baufach vor, aber in dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, an dem er als Einjährigfreiwilliger unter General von Werder Theil nahm, faßte er solche Vorliebe für den Soldatenstand, daß er den Vater bat, ihm den Uebergang in die militärische Laufbahn zu gestatten. Auch die beiden älteren Töchter hatten vom Vater den Kunstsinn überkommen. Die älteste bildete sich auf der Akademie in Karlsruhe für kunstgewerbliche Arbeiten, die zweite durch Privatstudien für die Malerei in Landschaft, Genre und Porträt aus.

Stark war kein durch Gedankenreichthum und Genialität hervorragender Gelehrter, ein Fachgenosse nannte ihn einst den Dogmatiker der Alterthumsforscher. Aber er war ein getreuer Arbeiter im Weinberge der Wissenschaft, dessen Grenzen er stets weiter ausdehnte, dessen Gebiet er fleißig und sorgfältig bestellte, dessen Früchte er behutsam einheimste und im Hörsaale und auf dem Büchermarkte verwerthete. Dadurch erwarb er sich die Liebe seiner Zuhörer, die Achtung seiner Collegen, das Vertrauen seiner Mitbürger. Als das deutsche Volk am 18. November 1859 den hundertjährigen Geburtstag seines nationalen Dichters feierte, wurde Stark von dem aus allen Ständen zusammengesetzten Festausschuß auserwählt, die Hauptrede im Museumssaale zu halten; mir selbst, seinem intimen Freunde, wurde der Auftrag zu Theil, auf dem Platze von einer Tribüne herab eine kürzere Ansprache an die Zugtheilnehmer zu richten. Beide Reden wurden einer größeren Sammlung beigefügt und veröffentlicht. Ein freudiges Ereigniß für Stark war die Berufung Hermann Schulze's aus Breslau, seines Landsmannes und Jugendfreundes, auf den Lehrstuhl der Staatswissenschaften in Heidelberg.

Im September 1879 unternahm Stark mit seinen zwei ältesten Töchtern eine Reise nach München und Oberbayern. Kurz nach seiner Rückkehr entwickelten sich mit furchtbarer Schnelligkeit die Keime einer wohl seit längerer Zeit genährten schweren Krankheit. Bald erkannte er selbst die Gefahr, in der er schwebte, heißt es in einem kurzen biographischen Abriß von Professor Frommel, und sah mit männlicher Fassung dem Tode entgegen. Mit völliger Klarheit und Ruhe ordnete er seine Angelegenheiten, besprach sich mit Collegen über seinen literarischen Nachlaß, verabschiedete sich von seinen Angehörigen und

nächsten Freunden und verschied nach schwerem Todeskampfe in den Armen seines Sohnes, in der Frühe des 12. October 1879. Er selbst charakterisirte zutreffend in den letzten Tagen seines Lebens sein eigenes Wirken: „Es wird von einem Haushalter nicht mehr gefordert, denn daß er treu erfunden werde."

In einem Nachrufe, Namens der Universität, würdigte sein College Professor Wachsmuth in warmen Worten Stark's Verdienste als Erforscher des Alterthums, das nach seiner Ansicht in der historischen Entwicklung der Kunst und religiösen Mythenbildung sein eigentliches Centrum hatte, sowie seinen Charakter im Leben. Trotz seiner geistigen Beweglichkeit war Stark in den politischen und religiösen Ansichten ein conservativer Mann. Nie verleugnete er den Einfluß der Mutter, auf welcher ihr ganzes Leben hindurch der Geist der Freiheitskriege ruhte, mit seiner ganzen Idealität und Opferfreudigkeit, mit seiner ganzen Hingebung an die höchsten Güter des Menschendaseins.

Als der dritte Band der zweiten Auflage meiner „Allgemeinen Weltgeschichte" der Oeffentlichkeit übergeben wurde, war Stark schon aus dem Leben geschieden. Ich konnte also nur noch in der Widmung des Antheils gedenken, den er stets an meinen historischen Arbeiten genommen, und des Einflusses, den sein solider Studiengang und seine Vorstellungswelt über das Alterthum auf meine eigene Auffassung geübt hat. Es sei mir gestattet, mit dem Anfang der Widmungsworte diese Blätter der Erinnerung an den verstorbenen Freund zu schließen: Es sind bald dreißig Jahre, daß ich die Bekanntschaft des Mannes machte, dessen Namen das Widmungsblatt trägt. Ich war gerade mit den Anfängen des Werkes beschäftigt, von dem jetzt der dritte Band in neuer Auflage erscheint, und er ist dem Fortgang der Arbeit stets mit Theilnahme und mit Interesse gefolgt. Sein früher Hingang war daher für mich in mehr als einer Beziehung ein herber Verlust. Als ich kurz vor seinem Tode an seinem Krankenlager saß und er trotz seines leidensvollen Zustandes mit Fassung von seiner bevorstehenden „Euthanasie" sprach, reichte ich ihm die Hand mit den Worten: „Wir sind als gute Kameraden durch's Leben geschritten." Er bestätigte es mit einem Händedruck in Gegenwart seines Sohnes, der mir viele Jahre lang ein lieber Schüler gewesen.

VII. Lebensabend.

Mit obigen Aufzeichnungen habe ich die Grenzlinie erreicht, welche ich mir gezogen hatte. Es sei mir nur nach gestattet, aus meinem „Leben und Bildungsgang“ den Schluß zu wiederholen, der die zwei letzten Jahrzehnte meines eigenen Lebens in kurzer übersichtlicher Darstellung behandelt.

Am 16. Juli 1864 feierten wir unsere silberne Hochzeit, vier Wochen vor der Verheirathung unserer einzigen Tochter mit Professor Holtzmann, im Kreise unserer anwesenden Kinder und einiger näheren Freunde. Da sprach ich etwa folgende Worte: Man erzählt von Plato, er habe auf dem Sterbelager zu den Umstehenden gesagt, daß er den Göttern für drei Dinge zu danken habe, für's Erste, daß sie ihn als Griechen hätten geboren werden lassen, zum Andern, daß sie ihm Athen als Vaterstadt gegeben, zum Dritten, daß sie ihn zu einer Zeit hätten das Licht der Welt erblicken lassen, wo man Wissenschaft und geistiges Leben ehre. Dasselbe kann ich mit den selbstverständlichen Aenderungen auch von mir sagen. Ich danke es meinem guten Geschicke, daß ich ein Deutscher geworden bin. Als ich zur Welt kam, war meine Heimath ein Bestandtheil des Napoleonischen Kaisereiches, selbst der erste Pariser Frieden ließ meine Vaterstadt noch bei Frankreich. Erst die Schlacht von Belle-Alliance wies mich an Deutschland, gab mir das Vaterland, dem ich durch Abstammung, Sprache und Gesinnung angehöre und mit Treue ergeben bin. Grenzbewohner sind, wie ein vorgeschobener Posten im Krieg, großen Gefahren ausgesetzt. Wäre meine Vaterstadt bei Frankreich geblieben, wer weiß, wohin mich mein Lebensgang geführt hätte! Aber nicht

minder habe ich dem Schicksale zu danken, daß es mir diese freundliche Musenstadt am Neckar, wenn auch nicht zum Geburtsort, so doch zur Bildungs- und Wohnstätte angewiesen hat. Heidelberg war mir immer eine Stadt des Glücks und des Wohlergehens. Hier hat es sich gefügt, daß ich meine Studien, die ich einige Zeit mit Sorgen und Entbehrungen durchgeführt, in Muße vollenden konnte; und als ich nach meinen Lehr- und Wanderjahren durch ein Zusammentreffen von Umständen wieder unerwartet nach der freundlichen Stadt zurückgerufen ward, ist mir ein Glück zu Theil geworden, wie es meiner Natur entsprechend war. Dieses Glück wurde durch das Ereigniß begründet, dessen fünfundzwanzigjähriges Erinnerungsfest wir heute feiern. Es hat mir eine Frau gegeben, die mit der größten Hingebung und Treue ihr Leben ganz an das meine geknüpft hat; es hat mir Kinder gegeben, die den Eltern bis jetzt wenig Kummer und große Freude bereitet haben; es hat einen Ehe- und Hausstand geschaffen, dem es nicht an Glück und Segen gefehlt hat, und es hat mich in eine Verwandtschaft, in einen Familienkreis gestellt, dem ich die Mehrung mancher Lebensfreude verdanke und der mich und die Meinen großmüthig in seine Reihen aufgenommen hat. Und endlich habe ich dem Lenker der Menschengeschicke meinen Dank dafür auszusprechen, daß mir vergönnt war, die reifen Jahre meines Lebens an einem Orte und in einer Zeit und Umgebung zu verbringen, wo geistige Interessen obwalten, wo das bescheidene Talent, das mir die Natur verliehen, gewürdigt wurde und eine günstige Stätte gefunden hat. Der geistigen Atmosphäre und der literarischen Beschäftigung, die mit meinem Berufsleben wie mit meinem Haus- und Familienleben auf's Innigste verflochten sind, verdanke ich einen nicht geringen Theil meines Lebensglückes; denn zum freudigen Schaffen gehören auch äußere Erfolge. Vor Allem aber hat der Freundeskreis, der zum Theil hier versammelt ist, zum Theil in der Ferne weilt und heute freundlich unser gedenkt, viel zur Verschönerung und Bereicherung unseres Lebens beigetragen. —

Ueber dreißig Jahre hatte ich mit rüstiger Kraft und fast ununterbrochener Gesundheit meinem doppelten Berufe obgelegen. Als ich aber in das fünfundsechzigste Lebensjahr getreten war, regte sich das Gefühl, daß ich eine so angestrengte Thätigkeit, wie ich sie seit vielen Jahren unverdrossen geübt, nicht länger in vollem Umfange fortsetzen könnte, daß ich entweder meine schriftstellerischen Arbeiten beschränken oder mein Schulamt aufgeben müßte. So reifte denn der

Entschluß, um meine Entlassung nachzusuchen. Die Durchführung des umfassenden Geschichtswerkes erschien mir als die wichtigere Lebensaufgabe. Durch ein Schreiben aus dem Staatsministerium vom 10. Juli 1872 wurde mir darauf mitgetheilt, daß der Großherzog geruht habe, mein Gesuch zu genehmigen und mich unter Anerkennung der langjährigen und treuen Dienste in Ruhestand zu versetzen, eine Anerkennung, welcher auch der Heidelberger Stadrath in einer Zuschrift Ausdruck gab.

So wurde ich denn in die Lage gesetzt, die Jahre, die vom Schicksale meinem Leben noch zugemessen sein mögen, ausschließlich den schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, mich in Muße einer Thätigkeit zu weihen, für die ich von jeher inneren Trieb und angeborene Neigung in meinem Herzen gefühlt habe. Das letzte Schulprogramm brachte im Vorbericht eine rückblickende Andeutung, in welchem Sinne ich die sittliche und intellectuelle Hebung und das vaterländische Gefühl der meiner Pflege anvertrauten Jugend zu fördern gesucht, und schloß mit folgenden Worten: „So nehme ich nunmehr von der Stadt- und Schulgemeinde nicht ohne innere Bewegung Abschied. Ich war von jeher gewohnt, in alle Verhältnisse und persönlichen Beziehungen, in welche mich meine Lebenswege führten, mein Herz hineinzutragen; da und dort mußte ich es wieder heraustragen, aber in der Schule ist es stets geblieben. In der Mitte der heranwachsenden Jugend habe ich mich immer heimisch gefühlt und die Schulstube war mir nie zur Last. Der frohe frische Lebenssinn, der sich in den heiteren jugendlichen Gesichtern ausprägt, wirkt wie Sonnenschein auf jedes empfängliche Gemüth, das nicht grämlich und mürrisch in die Menschenwelt schaut." — Daß in der Schulgemeinde diese Liebe und Hingebung gewürdigt ward, konnte ich aus dem Thun der Lehrer und Schüler entnehmen. Die ersteren erschienen nach dem Schlußacte in meiner Behausung, um mir ihre Anerkennung und Theilnahme auszusprechen, wobei sie besonders hervorhoben, daß ich jedem Lehrer die zum fruchtbaren Wirken und Schaffen nothwendige Freiheit gegönnt, jeder Lehrkraft Raum und Gelegenheit zur selbständigen Entwicklung und Entfaltung gegeben. Die Schüler der beiden oberen Klassen überreichten mir durch eine zahlreiche Deputation einen silbernen, inwendig vergoldeten Becher „Ihrem scheidenden Director zum Andenken gewidmet" nebst einem Lorbeerkranz und sprachen dabei durch den Mund des ältesten Schülers die Versicherung aus, daß sie stets eingedenk sein würden der

Lehren und Grundsätze, die ich in meinen Unterrichtsstunden ihnen vorgeführt. Man lege es mir nicht als Selbstgefälligkeit oder Ruhmredigkeit aus, wenn ich aus der „Heidelberger Zeitung" vom 15. August die Worte anführe, worin dieses Vorganges in freundlicher Weise gedacht war; die Wiederholung soll nur ein Zeichen meiner Dankbarkeit sein:

Gestern fand der Schlußact der höheren Bürgerschule im Prüfungssaale dieser Anstalt unter großer Betheiligung seitens der Eltern der Schüler und der Freunde der Schulbildung statt. Der nunmehr in den Ruhestand tretende Director Herr Dr. Weber nahm in seiner Schlußrede, in der er vorher einen geschichtlichen Rückblick auf die Schule warf, in sinnigen und tiefgefühlten Worten von den Lehrern und Schülern Abschied. Hierauf hob Herr Professor Stark, der Inspector der Anstalt, in trefflicher Weise die hohen Verdienste des Scheidenden hervor, und ermahnte die Schüler, den Grundsätzen und Lehren, die letzterer in ihr Herz gepflanzt habe, stets treu zu bleiben. Die Schüler fast aller Nationen Europa's, sagte er, werden nach dem Geschichtsbuche Georg Weber's, das in so viele Sprachen übersetzt ist, unterrichtet, sie aber, die Schüler der hiesigen Bürgerschule, haben das Glück und den Vortheil gehabt, von dem Verfasser selbst unterrichtet worden zu sein. Diesen Morgen begaben sich die Lehrer der höheren Bürgerschule in corpore in die Wohnung des Herrn Directors, um noch besonders von ihm Abschied zu nehmen und ihm ihren Dank darzubringen für die humane und freundliche Weise, in der er mit ihnen verkehrte, so wie für die vielen Beweise des Wohlwollens, die er ihnen gegeben habe. Wir können nicht umhin, es hier öffentlich auszusprechen, daß die Anstalt durch den Rücktritt des Herrn Dr. Weber einen nicht geringen Verlust erleidet. Es herrscht darüber bei allen denen, welche in der Lage waren, sein vielseitiges Wirken näher beobachten und beurtheilen zu können, nur Eine Stimme. Möge er noch viele Jahre in seinem schönen und trauten Familienkreise verleben, um noch lange seine Muße ungetheilt seiner literarischen Thätigkeit zuwenden zu können, durch die er sich einen so bedeutenden Namen erworben hat!

Einige Zeit nachher ward mir eine andere Anerkennung zu Theil, wie kein Lehrer sie sich schöner wünschen kann. Am Schlusse des für mich so wichtigen Jahres wurde mir durch eine feierliche Deputation im Namen früherer Schüler ein silberner Tafelaufsatz edelster Arbeit überbracht mit der Aufschrift: „Dem Herrn

Dr. Georg Weber gewidmet von seinen dankbaren Schülern der Jahre 1839—1866", ein wahres Kunstwerk in Gestalt einer hohen blatt- und blüthenreichen Pflanze, Fuß und Stengel umgeben von Wasservögeln und mit Wasserpflanzen geziert, der Schaft eine große Glasschale voll künstlicher Blumen und federartiger Gräser tragend, und das Ganze geschützt durch eine weite Glasumhüllung. Der älteste der Deputation, Herr Stadtrath Karl Abel, ein um die Bildung und Wohlfahrt der Stadt Heidelberg hochverdienter Mann, der einst in der oberen und höheren Bürgerschule meinem Unterrichte in Geschichte und deutscher Literatur angewohnt, hob in einer gehaltreichen Ansprache hervor, wie meine Lehrstunden in den jugendlichen Seelen Empfänglichkeit und Verständniß für höhere ideale Güter, für Vaterlandsliebe und nationales Leben geweckt und auf Bestrebungen und Ziele hingewiesen, die nun im Umschwung der Zeiten zu so herrlicher Entfaltung gekommen. Zugleich wurde mir eine Adresse in prachtvollem Einband überreicht, eben so gediegen durch ihren Inhalt wie ausgezeichnet durch kalligraphische Vorzüge, in welcher 250 ehemalige Schüler durch ihre Namensunterschrift ihre zustimmende Gesinnung bezeugten.

Die Adresse lautet:

Hochgeehrter Herr Director Weber.

In dem Augenblick, in welchem wir vernehmen, daß Sie die Stelle der Bürgerschuldirection niederlegten, drängt es uns, der Stimmung Ausdruck zu geben, die diese Nachricht in uns erweckte.

Ist es doch vor Allem das Gefühl der Dankbarkeit für genossenen Unterricht, namentlich für den in der Weltgeschichte und der deutschen Literatur, welchen Sie uns in so anregender und geistreicher Weise ertheilten. Wir erachten nicht nur jenes Wissens für nützlich, welches zum äußeren Wohlsein dient, nein wir schätzen das Wissen als ein Bedürfniß zu einer idealen Auffassung unserer Lebensaufgabe so wie zur tieferen Bildung des Geistes. In diesem Sinne ist uns Ihr Literatur- und Geschichtsunterricht für unser ganzes ferneres Leben von größtem Werth.

Sie lehrten uns die Weltgeschichte als einen Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit erkennen, Sie zeigten uns, wie wenn der Gewalt auch oft das Recht, der Arglist die Redlichkeit, dem Frevel die Unschuld unterlag, doch eben so oft unerwartet eine Riesenmacht gebrochen, ein Gewalthaber entwaffnet, ein Netz, das über einen ganzen

Welttheil geworfen, zerrissen und die Frevler an der Menschheit hingerafft wurden. Sie zeigten uns ferner an der Hand der Geschichte, wie der Uebermuth, sowohl Einzelner als ganzer Völker, niedergeworfen und die Missethat heimgesucht wurde, so daß nur solchen Nationen der Segen freiheitlicher Entwicklung zu Theil wurde, bei welchen — oft erst nach schwerem Ringen — die Achtung der Gesetze, sowie der Sinn für Toleranz und Humanität zum Sieg gelangte.

Sie lehrten uns die früheren Schicksale unseres deutschen Volkes kennen und erweckten dadurch in uns die Vaterlandsliebe, denn zu wissen, wenn eine Nation Schönes und Rühmliches in ihrer Vergangenheit besitzt, hebt die Theilnahme an dem Wohl und Weh', ermuntert, das Erworbene zu schützen und das Verlorene wieder zu erlangen. War doch die Begeisterung, die 1870 durch das deutsche Volk ging, eine Frucht der Sehnsucht, die in jedem Einzelnen lebte, die Größe und Würde Deutschlands wiederhergestellt zu sehen und mit zu erleben!

Diese Sehnsucht haben Sie, hochverehrter Herr, geweckt und genährt, sowohl durch Ihre Werke, die in zahlreichen Ausgaben und mannigfaltigen Uebersetzungen weit verbreitet sind, als auch in engerem Kreise durch Ihren mündlichen Unterricht, den unter vielen Anderen auch die Unterzeichneten so glücklich waren zu genießen.

Es ist ein Gefühl des Stolzes, welches uns die Rückerinnerung erweckt, daß es uns vergönnt war, den Unterricht eines Mannes zu genießen, dessen Ruhm als Geschichtslehrer so allgemein anerkannt ist. —

Wenn Sie, hochgeehrter Herr Director, nun der Bürde des öffentlichen Amtes enthoben, mehr in Muße sich liebgewonnenen Studien und Arbeiten hingeben, so bitten wir, denen eine freundliche Rückerinnerung zu bewahren, die sich voll Dank und Hochachtung Ihre Schüler nennen und die keinen innigeren Wunsch hegen, als daß es Ihnen noch viele Jahre von der Vorsehung vergönnt sein möchte, nach mehr denn dreißigjähriger Wirksamkeit, in Ihrem reizend gelegenen Heim sich des Anblicks der herrlichen Natur zu erfreuen, in würdiger und wohlverdienter Ruhe zum Glück Ihrer Familie zu leben, die begonnenen Arbeiten, die Ihrem Namen bei der Nachwelt eine bleibende und dankbare Anerkennung sichern, fortzuführen und zu vollenden.

Wir bitten Sie, diese Wünsche, die wir unterzeichneten ehemaligen Schüler Ihnen aus aufrichtigem Herzen darbringen, mit Wohlwollen aufzunehmen und empfehlen uns Ihrem gütigen Andenken.

Heidelberg, im October 1872.

Mit meinem Abgang von der Schule beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Die Tochter und die zwei ältesten Söhne waren seit mehreren Jahren verheirathet und hatten uns bereits mit Enkeln erfreut. Tochter und Schwiegersohn wohnten mit ihren Kindern in einem Stockwerk unseres Hauses und belebten unsere Einsamkeit, bis ein Ruf Holtzmann's an die Universität Straßburg alle in das Reichsland entführte. Der älteste Sohn war Professor der Mathematik am Polytechnicum in Zürich. Er hatte eine Jugendgefährtin als Gattin heimgeführt, die Tochter des Kirchenraths Dittenberger in Weimar und Enkelin der Daub'schen Familie, die drei Generationen hindurch mit unserem Hause auf's Innigste befreundet gewesen war. Ich und meine Frau besuchten sie fast jedes Jahr in der reizend gelegenen Wohnung mit dem Blick auf den See und die Alpen, oder empfingen sie in Heidelberg. Denn unser Haus war geräumig genug, alle Kinder und Enkel zu verschiedenen Jahreszeiten unter unserem Dache zu beherbergen. Seine spätere Berufung an die Universität Königsberg, dann an die polytechnische Hochschule in Berlin-Charlottenburg erschwerte den Verkehr und hatte zur Folge, daß die Besuche nur noch von einer Seite fortgesetzt wurden. Erst seine im Herbst 1884 erfolgte Uebersiedelung an die Universität Marburg führte uns wieder näher. Mein zweiter Sohn hatte sich als Kaufmann in Petersburg niedergelassen, wo er in glücklicher Häuslichkeit bei einträglichem Geschäfte über ein Jahrzehnt lebte und gleichfalls fast jedes Jahr mit den Seinen sich zum Besuche der Eltern nach der schönen Vaterstadt begab, besonders seitdem er sich in Berlin häuslich niedergelassen hat. Ein Jahr vor meinem Rücktritte von der Schule hatte ich eine Reise nach Petersburg unternommen, um ihn in seiner neuen Heimath und Umgebung an der Seite seiner liebenswürdigen jungen Frau zu begrüßen. Seitdem ist derselbe von dem deutschen Kaiser zum Viceconsul des Reichs ernannt worden, ein Ehrenamt, das vorher sein Schwiegervater, Gustav Hauff, bekleidet hatte. Der, wenn auch kurze, Aufenthalt in der großartigen Welt-

stadt an der Newa führte mir manche neue Anschauungen und Kenntnisse zu, die mir bei meinen historiographischen Arbeiten zu statten kamen. Von meinen jüngsten Söhnen lebt der eine in Berlin in publicistischer und literarischer Thätigkeit, der andere als Kaufmann in London. Beide sind noch unverheirathet und können daher mit leichterem Gepäck und in kürzeren Pausen das Elternhaus besuchen.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß eine veränderte Lebensweise bei älteren Leuten manchmal nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt. Diese Erfahrung fand auch bei mir ihre volle Bestätigung. Obwohl ich meine gewohnten Spaziergänge nach wie vor regelmäßig fortsetzte, regte sich doch, in Folge des angestrengten Arbeitens am Schreibtisch, ein altes Unterleibsleiden, das eine verdüsterte hypochondrische Stimmung in mir erzeugte. Mein Schlaf, schon seit Jahren mangelhaft, nahm immer mehr ab und gestaltete sich zu einem Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen, mit Traumgebilden ausgefüllt. Da entschloß ich mich denn im Fühjahre 1873 zu einer neuen italienischen Reise. Zehn Jahre früher war ich mit zweien meiner Söhne zum andernmal über den Simplon nach den Seen gewandert, hatte Mailand, Brescia und Venedig besucht und war von Padua und den Euganeischen Olivenwäldern nach dem Gardasee einlenkend durch Tirol und Bayern wieder in die Heimath zurückgekehrt. Jetzt reiste ich in Begleitung meines Schwiegersohnes Holtzmann und eines uns Beiden befreundeten Professors der Universität Hausrath über München und Insbruck auf der Brennerbahn nach Verona und Bologna. Von da richteten wir unsern Weg über die uralte Stadt Ravenna mit ihren Denkmälern aus der Uebergangszeit vom Alterthum in's Mittelalter nach dem Ufer der Adria und lenkten dann von Ancona aus in die neue Hauptstadt des Königreichs, in die Roma capitale ein. Welche Wandlung war in dem Zeitraume von beinahe vierzig Jahren in der Tiberstadt und in der Halbinsel vorgegangen! Wir haben früher erwähnt, mit welchen Scheerereien von Seiten der Polizei, Zollbeamten und Grenzwächter zu der Metternich'schen Zeit das Reisen in Italien erschwert und verbittert war, und jetzt bekümmerte man sich weder um Paß noch Gepäck; wenn der Passagier nur sein Eisenbahnbillet vorzeigte, konnte er unbehelligt von Stadt zu Stadt dahinfahren. Hunderte von Straßen und Plätzen in der städtereichen Halbinsel führten die Namen des „Re galantuomo" Vittorio Emmanuele, des großen Ministers Cavour, auch des Revolutionshelden Garibaldi; in Rom

selbst herrschte ein reges öffentliches Leben, ein lautes, heiteres Volksgewühl; die Kunstschätze des Capitol waren Jedermann zugänglich. Nur der Vatican war in finsteres Schweigen und Grollen gehüllt. Die weltberühmten Osterfeste von ehedem mit der Girandola der Engelsburg, mit der Segenspendung des Papstes, mit den Speisungen und Waschungen der Pilger in den Räumen des Riesenpalastes und mit den ergreifenden Chorgesängen in der Peterskirche und der Sixtinischen Capelle waren verschwunden oder nur in schwachen Schattenrissen zurückgeblieben; die edlen Kunstwerke waren so gut wie abgeschlossen. Mit Mühe erlangten wir die Erlaubniß zum Eintritt. Noch einmal warf ich einen Blick auf die Rafaelischen Meisterwerke, vor denen ich einst so viel geweilt, so viele erhebende Eindrücke in die Seele eingesogen. Aber wie der stolze Weltbau, so war auch meine eigene Gemüthsstimmung verdüstert. Der Anblick der Transfiguration des großen Rafael wirkte nicht wie sonst verklärend auf mein Herz und von dem vaticanischen Apollo strahlte kein Widerschein des stolzen göttlichen Siegesgefühls auf dem Beschauenden hernieder. Der Frohmuth und der leichte Lebenssinn, der einst den Jüngling in schweren Lagen emporgehoben, schien von dem Greise scheiden zu wollen. In einem Briefe nach der Heimath schrieb ich damals die trübseligen Worte: „Wie ganz anders würde ich das Leben in seinen mannigfachen Erscheinungen erfassen und genießen, wenn ich ganz wohl wäre, wenn ich die Nächte ruhiger verbrächte und aus erquickendem Schlafe neue Lebenskraft und heiteren Lebensmuth schöpfte, wie Antäus, wenn er mit den Füßen den Boden berührte. Aber leider bringe ich weder den Alp von meinem Busen, noch die ununterbrochene Tageshelle ganz von meinen Augen fort; so mache ich denn unter der großartigen und herrlichen Außenwelt eine kleine Krankheit durch, und gerade der Contrast zwischen meiner eigenen Persönlichkeit und der gewaltigen Umgebung der Außendinge drückt mich manchmal schwer nieder, es brauchte doch nicht so zu sein! Wo so viele Bedingungen zu einem glücklichen, frohen Alter vorhanden sind, wie in unserem Leben, sollte die Euphrosyne ihren liebsten und dauerndsten Wohnsitz haben. Aber ein solches Uebermaß von Glück würde uns die Erde zu schön erscheinen lassen und den Abschied allzusehr erschweren; darum hat auch hier die Gottheit weise die heiteren und die düsteren Loose gemischt."

Wir weilten nur zehn Tage in der ewigen Stadt; aber dank der kundigen Führung meines Schwiegersohnes, welcher einige Jahre zuvor in Begleitung meines ältesten Sohnes und eines Freundes

Italien bereist und mit jugendlicher Kraft und Begeisterung alle Merkwürdigkeiten umsichtig und planvoll studirt hatte, war die geistige Ausbeute, die wir heimtrugen, doch sehr reich und nachhaltig. Die Erinnerungen der Jugend wurden an der farbenreichen Gegenwart aufgefrischt. Eine Tagfahrt nach Frascati und entlang den Ufern des Albaner-Sees und des Lago di Nemi führte mich in Gedanken in die Zeit zurück, wo ich mit einem werthen, nun längst verstorbenen Freunde zu Fuße jene reizende Landschaft durchwandert hatte. Im weltberühmten Vestatempel zu Tivoli über den herrlichen Wasserfällen des Anio nahmen wir an einem anderen sonnigen Frühlingstage unser Mittagessen ein und riefen den Lieben in der Heimath Gruß und Lebehoch zu. Von den Herrlichkeiten, die wir bisher gesehen, übertrifft Tivoli Alles an Schönheit. Die Cascaden sind prachtvoll und dazu der schöne blaue Himmel und die südliche Baumwelt! Die einst so reiche und kunstgeschmückte Villa, wo Kaiser Hadrian zur Zeit des religiösen Syncretismus und des Keimens und Wachsens der jungen Christengemeinde so oft weilte, hat unserem geschichtskundigen Freunde in der Folge Anregung und Stoff zu einem trefflichen Culturgemälde jener gährenden Periode des geistigen Ringens geliefert, einem unter dem Pseudonym Georg Taylor erschienenen Roman „Antinous". Die vornehmen Geschlechter des modernen Rom bauten ihre prächtigen Landsitze mehr in die Nähe der Stadt. Wie im Alterthum das Capitol und Forum, im päpstlichen Rom der Vatican, so vereinigen jetzt die prachtvollen Landhäuser mit den prangenden Gärten, besonders die Villa Borghese mit den daran stoßenden herrlichen Gängen und Anlagen des Monte Pincio, die Villa Albani, Pamfili u. a. allen Glanz in sich. Beim Anblick dieser herrlichen Landsitze hat man das Gefühl, daß kein deutscher Fürst so zu leben, zu genießen, zu schaffen versteht, wie diese italienischen Principi. Mir selbst brachte diese italienische Reise das befriedigende Gefühl, daß mein Name auch über die Alpen gedrungen sei. Man hatte aus dem kleineren und größeren Lehrbuch eine combinirte Uebersetzung in drei Bänden veranstaltet, die bereits in 4. Auflage erschienen war; man hatte den Plan entworfen und mir mitgetheilt, die „Allgemeine Weltgeschichte" zu übertragen als Gegenstück zu dem Werke von Cesare Cantù, ein Vorhaben, von dem ich abrieth, ehe das Ganze vollendet sei. Die Marchesa Pallavicino-Trivulzio ließ mir durch den Schriftsteller Pirazzi die Correspondenz ihres verstorbenen Gatten mit Manin nebst einigen biographischen Aufzeichnungen zustellen,

damit ich Gelegenheit hätte, die patriotische Thätigkeit des Mailänder Edelmannes, des hauptsächlichsten Begründers des italienischen Nationalvereins, eingehender zu würdigen. Diesem Wunsche kam ich mit Freuden nach, und ich hoffe, die Darstellung der geschichtlichen Vorgänge in der Halbinsel während der letzten fünfzig Jahre trägt einige Spuren des Interesses und der Sympathie an sich, welche der Verfasser für das italienische Volk und seine Bestrebungen für Freiheit und nationale Einheit empfunden hat. Einige Zeit nachher übersandte mir die Marchesa auch den ersten Band der von ihr herausgegebenen Denkwürdigkeiten ihres verstorbenen Gatten, eine Aufmerksamkeit, die ich als ein Zeichen der Anerkennung dieser Gesinnung und Empfindung ansah. Ich gab meinem Dankgefühle in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung" in München Ausdruck, der die Ueberschrift trug: „Ein italienischer Patriot". Die Marchesa war damit so zufrieden, daß sie die zwei Nummern in's Italienische übersetzen und in einer eleganten Broschüre veröffentlichen ließ. Nun ist auch sie ihrem Gatten in die Gruft gefolgt. Das „Frankfurter Journal" vom 22. März 1885 begleitete die Todesnachricht mit einem kurzen Nachruf von E. Pirazzi, worin auch ihrer Beziehungen zu mir gedacht war. Kurz vor ihrem Hinscheiden konnte ich ihr noch einen zweiten Artikel gleichfalls in zwei Nummern zusenden mit der Ueberschrift „Zur Entstehung des italienischen Einheitsstaates", in welchem in einigen Umrissen das Buch des Generals Francesco Carranno („Ricordanze storiche del Risorgimento Italiano 1832—70"), eines Freundes der Familie Pallavicino, besprochen und der Gang des großen Befreiungswerkes angedeutet war. Auch dieser Darstellung ist die Ehre einer italienischen Uebersetzung in einer eigenen Broschüre zu Theil geworden. Nach ihrem Tode hat die Tochter die Verbindung aufrecht erhalten und mir noch weitere Schriftstücke aus dem Nachlasse ihres Vaters zugesandt.

Neapel zu sehen mußten wir diesmal aufgeben. Der Anfang der akademischen Vorlesungen, der im Anzuge war, mahnte meine Gefährten an die Rückkehr, und auch mich riefen Druckarbeiten und Studien nach dem Neckarstrande. Von Civita Vecchia aus, wo wir noch eine abendliche Ausfahrt in die See machten, reisten wir über die berüchtigten Maremmen nach Pisa, verbrachten drei Tage in Florenz, wo ich die alten Erinnerungen von der ersten Reise wieder auffrischte, verweilten einige Tage in Turin und Genua und fuhren dann durch den Montcenis-Tunnel nach Genf. Eine herrliche

Frühlingssonne bestrahlte die Stadt Calvin's, die seit den Tagen, da ich dort zum erstenmale geweilt, eine ganz neue Gestalt angenommen hatte. Das einst so stille Landhaus war in eine elegante Straße eingefügt worden; nur der See und der Montblanc breiteten sich noch in der alten Majestät vor unseren Blicken aus. Nach einer genußreichen Fahrt längs des Ufers des herrlichen Leman über die klassischen Orte Coppet, Lausanne, Vevay verbrachten wir noch einen Nachmittag und einen Morgen in dem reizenden Winkel Montreux-Chillon und fuhren dann über die Städte der Schweiz der Heimath zu. Ich verblieb noch einige Tage in Zürich und folgte dann den Gefährten nach. Seit ich wieder Alpenluft geathmet, verflog der Druck, der sich auf meine Brust gelagert hatte. Mein Schlaf und meine Stimmung wurden besser und ich kam heiter und geheilt nach Hause. Im Laufe der nächsten Jahre kehrte wohl die hypochondrische Stimmung noch einige Male bei mir ein, doch in gelinderem Grade. Eine Brunnencur im Bade Homburg, die mir der Arzt anrieth, hatte guten Erfolg, so daß ich sie seitdem jeden Sommer wiederholte.

Nun flossen die Tage zu Hause still und einförmig dahin, namentlich seit der Uebersiedelung der Familie Holtzmann nach Straßburg, aber erheitert und gehoben durch Freundesverkehr, durch Besuche und sommerliche Ausflüge. Noch einmal durchwanderte ich mit meinem ältesten Sohne einen Theil der südlichen Schweiz und ließ vom Dent du Jaman herab meinen Blick über den Lemanschen See schweifen, der in meinen Lebenserinnerungen eine so hervorragende Stelle einnimmt; noch zweimal verweilte ich einige Tage auf dem Rigi, zuerst mit meiner Frau und den beiden jüngeren Söhnen, dann allein, bei welcher Gelegenheit ich die Vorrede zu meinem Schlosser-Buch verfaßte. Mehrere Male verbrachten wir die Pfingsttage in meinem Heimathorte Bergzabern, wo sich auch die Straßburger Kinder und Enkel einstellten, und machten Fahrten nach der Madenburg, nach dem Trifels, nach der interessanten Ruine Alt-Dahn. In dem alten Städtchen Bergzabern mit den schönen Wäldern und Wiesen fand ich wenig verändert; nur die Menschen, mit denen ich einst meine Knabenjahre verlebt, sind fast sämmtlich heimgegangen. Aber wie still und einförmig auch noch ferner die Tage dahinfließen mögen, Langeweile kehrt nie bei uns ein. Haus und Garten bieten einen Aufenthaltsort, den ich mit keinem anderen vertauschen möchte, und die Stunden am Schreibtische sind mir stets genußreich und angenehm.

Das Schicksal hatte mir auch das große Gut verliehen, daß alle meine Sinne bis in's hohe Alter kräftig und frisch blieben. Meine Augen behielten bis in mein siebenundsiebzigstes Lebensjahr das Feuer der Mannesjahre, so daß ich ohne Brille bei Tageshelle wie bei Lampenschein zu schreiben und den feinsten Druck zu lesen vermochte. Erst im Herbst 1884 fühlte ich die Spuren eines herannahenden grauen Staars, der mich nöthigte, beim Lesen fremde Hilfe zu gebrauchen, ein harter Schlag für mein arbeitgewohntes Leben. Zum Glück habe ich noch ein Gedächtniß, das mich alle Erlebnisse von den ersten Erinnerungen an wie in einem klaren Bach beschauen läßt, eine Gabe, die übrigens auch ihre Schatten hat bei einem Manne, der von jeher in allen Widerwärtigkeiten und unliebsamen Begegnissen immer die Schuld zunächst bei sich selbst suchte. Diese Gedächtnißstärke machte es mir auch leicht, bei dem Herannahen des fünften Säcularfestes der Universität meine Erinnerungen und Erfahrungen niederzuschreiben und in einer Reihe von Artikeln in der Beilage zur Münchner „Allgemeinen Zeitung" als „Rückblicke auf Heidelberg" zu veröffentlichen. Sie sind nicht im Stile der strengen Geschichtschreibung oder im Glorienscheine von Nekrologen gehalten, sondern in der leichten Manier eines Beobachters, der bei der Darstellung der Eindrücke und Erlebnisse seiner Jugend und seines Mannesalters sich selbst wieder jugendlich angeweht fühlte und daher Scherz mit Ernst zu verbinden wagte. Sie wurden später, ergänzt und erweitert, unter dem Titel „Heidelberger Erinnerungen" der Stadt und Universität Heidelberg gewidmet und zu ihrem Ehrentage überreicht, ein pietätvolles Vermächtniß des Verfassers. Das Schriftchen wurde in öffentlichen Blättern wie in Privatbriefen an den Autor günstig beurtheilt, so daß wie bei der Abfassung so auch nach der Publication viele angenehme Eindrücke und erhebende Empfindungen in mein Herz einströmten.

Daß ich viele Freunde besitze, habe ich bei Gelegenheit der Vollendung meiner „Allgemeinen Weltgeschichte" mit freudiger Erhebung wahrgenommen. Nicht nur, daß mir von vielen Seiten mündlich und schriftlich Glückwünsche dargebracht wurden; einige befreundete Herren veranstalteten zur Feier des Abschlusses ein Abendfest in unserem Museum, an dem siebenzig Personen aus Universitätskreisen, aus dem Beamten- und Lehrerstande, aus der Geistlichkeit und aus der Bürgerschaft Theil nahmen und das in schönster Harmonie verlief, gemischt mit Ernst und Humor. Es war einer der erhebenden Momente, die wie ein schönes Abendroth in das Alter

hereinschimmern. Und auch in meinem alten Heimathsorte Bergzabern traf der Ausspruch nicht zu, daß die jüngere Generation „von Joseph nichts mehr wußte." Freunde und ehemalige Schüler brachten durch freiwillige Beiträge die Kosten zu einem Denkmale zusammen, bestehend aus einem Granitblock mit der Inschrift: Zu Ehren des Professors Dr. Georg Weber in Heidelberg. Geboren zu Bergzabern am 10. Februar 1808. Nach Vollendung seines großen Geschichtswerkes. Errichtet im Jahre 1882. Der Denkstein steht in der Mitte eines auf bewaldeter Höhe gelegenen Festplatzes, unter einer Gruppe von Eichen, von wo aus das Auge mit Entzücken nach der Rheinebene und nach der reizenden Gebirgskette des Schwarzwaldes schweift. Wie fühlte sich mein Herz gehoben und dem Lenker meines Schicksals zu Dank verpflichtet, als die warme und gemüthvolle Festrede des Decan Maurer „Weihende Ansprache", begleitet von Gratulationsbriefen, Gedichten und Begrüßungsschreiben, mir übersendet und so manche schlummernde Gefühle und Erinnerungen wieder in meiner Seele wach wurden! Ich selbst wohnte der Feier nicht bei; aber einige Wochen später gab mir der Besuch der ehemaligen Pflegetochter und Pflegerin meiner Mutter in Heidelberg Gelegenheit, sie bei ihrer Rückreise nach Dôle über Bergzabern zu führen und den Veranstaltern des Festes meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Das war ein schöner Junimorgen, als etwa zwölf bis fünfzehn Honoratioren der Stadt unter der Eichengruppe vor dem Denksteine das einstige Bergzabener Kind mit trefflichem Rheinweine und Imbiß bewirtheten und Decan Maurer mit einer herzlichen Ansprache den anwesenden Gast willkommen hieß! Mir kam dabei in Sinn, daß zwei Städte, die in ihrem Namen an „Berg" erinnern, einflußreich auf mein Leben eingewirkt haben. Man könnte darin eine Vorbedeutung erkennen, daß Berg und Wald den Aufenthaltsort bilden sollten, wo ich am liebsten weilte, und in der Stellung der Silben ein allegorisches Bild meines Lebensganges erblicken, den zu überwindenden Berg im Namen des Heimathsortes und den überwundenen in dem Orte meiner vieljährigen Wirksamkeit, meiner zweiten, eigentlichen Heimath.

Es möge mir gestattet sein, unter den drei Gedichten, die ein begabter, mir wenig bekannter, aber wohlgesinnter Freund (Pfarrer Butters) an mich richtete, das letzte hier mitzutheilen, weil es so ganz die Richtungen und Eigenschaften bezeichnet, denen ich mein ganzes Leben hindurch nachgestrebt habe.

Drei Dinge haben Dir mein Herz gewonnen:
Zuerst: Du bist ein echter, deutscher Mann.
Der ist es nicht, der das verkennen kann,
Es sei denn, Trug hab' ihm den Sinn umsponnen.

Das Zweit': Es quillt in Dir ein reiner Bronnen,
Humanität, die das nur thut in Bann,
Was schlecht ist und gemein. Das Gute dann
Läßt sie im Licht sich freuen und sich sonnen.

Zuletzt, das Letzte nicht: des Felsens Grund,
Dem jener edle Born in Dir entspringt,
Deß Heilkraft lind durch uns're Herzen dringt,

Thut sich als festes Gottvertrauen kund.
Der Dreiklang tönt in Dir, ruft stets auf's Neu':
Es herrscht Gerechtigkeit, es sieget Treu'!

Auch der Dichter Johannes Minckwitz aus Sachsen, der seit Jahren seinen Wohnsitz in Heidelberg aufgeschlagen, hat mich bei dieser Veranlassung mit folgender Horazischen Ode begrüßt:

An Georg Weber.

Eine Aufschrift.

Heil Dir, mit Denkstein schon in der Lebenszeit
Beglückter Herold, der Du noch immer frisch
Rückwärts und vorwärts Deine Blicke
Wendest, wie Nestor im Feld von Troja,

Der einst mit Weisheitssprüchen dem Griechenheer
Ruhmvoll gedient hat! Diesem ja gleichst Du, Freund;
Denn Dir, dem Wahrheitsforscher, träufelt
Auch von den Lippen das Wort wie Honig,

Für deutsche Zukunft. Freude bereite Dir
Der schöne Rückblick! Aber es muß zugleich
Dem stummen Denkstein Redezunge
Leihen mit Wort und Gesang ein Dichter.

In der Vorrede zu einem früheren Bande der „Allgemeinen Weltgeschichte“ habe ich bemerkt: „Wie viele Jahre und Tage das Schicksal mir noch beschieden hat, liegt im dunkeln Schooße der Zukunft verborgen; aber die Versicherung kann ich geben, daß ich nie von dem Unternommenen ablassen werde, so lange Leben, Arbeitsfähigkeit und Gesundheit andauern. Die Beschäftigung mit dem

liebgewonnenen Gegenstande ist für mich eine Quelle freudiger und erhebender Empfindungen. Man erzählt von einem Chalifen, er habe am Ende einer fünfzigjährigen ruhmreichen Regierung nur vierzehn Stunden reinen und echten Glückes gezählt. Dazu macht Gibbon die Bemerkung: „Meine glücklichen Stunden haben die kärgliche Zahl des Mohammedaners weit überstiegen und keinen geringen Theil derselben verdanke ich der angenehmen Arbeit meines Geschichtswerkes.“ Diese Worte des großen Historikers finden auch auf mich ihre Anwendung. Es gibt kein dauerhafteres Glück als freudiges Schaffen in einem würdigen Berufe zu einem gemeinnützigen Zwecke.

Noch möchte ich einiger erhebenden und freudigen Erlebnisse gedenken, die mir das Jahr 1882 gebracht hat, und dabei dem Danke Ausdruck geben für so viele Beweise von Anerkennung und wohlwollender Gesinnung, die mir in der jüngsten Vergangenheit zu Theil geworden sind. In den letzten Monaten des Jahres 1881 erhielt ich von dem Comité eines portugiesisch-brasilianischen Vereins, der den hundertjährigen Todestag des Ministers Pombal († 8. Mai 1782) durch eine Festschrift feiern wollte, die Einladung, mich durch einen Beitrag zu betheiligen. Es sollten aus allen Nationen Mitarbeiter beigezogen werden, die in ihren Schriften für die Ideen der Humanität und Geistesfreiheit gewirkt hatten. Die Einladung war so ehrenvoll, daß ich mich der Arbeit willig unterzog. Trug ich doch von jeher für den energischen portugiesischen Staatsmann eine hohe Bewunderung in meiner Seele. Ich verfaßte daher eine Abhandlung von mäßigem Umfange, der ich die Ueberschrift gab: „Der Minister Pombal. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Zeit der Aufklärung“. Die Arbeit wurde in deutscher Sprache abgedruckt und mit einer portugiesischen Uebersetzung begleitet. Ich kam durch die Schrift in Verbindung mit Dr. F. A. Corrêa-Barata, Professor an der Universität Coimbra, der die Herausgabe besorgte, eine Verbindung, welcher ich viele angenehme Eindrücke zu verdanken hatte und der ich stets in Liebe gedenken werde.

Am 26. März 1882 wurde von einigen Freunden die Feier meines fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit empfing ich so viele Beweise von Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß ich den Tag zu den glücklichsten meines Lebens zählen darf. Zur Erhöhung der Freude trug vor Allem die Anwesenheit von Söhnen, Tochter und Schwiegersohn bei, die zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren und mich am Morgen des Festes über-

raschten. Die prachtvoll ausgestatteten Doctordiplome in elegantem Latein stellten in ihren Motivirungen meine Leistungen und meine Persönlichkeit in das freundlichste Licht. Ich erkannte die liebevolle Absicht und freute mich darüber, sagte mir aber in Demuth, daß meine Verdienste weit geringer seien. Es sei mir gestattet, auch bei dieser Veranlassung den kurzen Bericht zu wiederholen, in dem die Heidelberger Zeitung vom 27. März der Feier gedachte:

„Unter freundlichster Theilnahme von nah und fern feierte gestern der Geschichtschreiber Professor Georg Weber in Heidelberg sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Am frühen Morgen wurde der Jubilar durch ein Quartett begrüßt. Zahlreiche Zuschriften in gebundener und ungebundener Rede, Telegramme, Blumenspenden, persönliche und briefliche Gratulationen zeugten von der Theilnahme, die dem seltenen Feste in den weitesten Kreisen entgegengebracht wurde. Se. Königl. Hoheit der Erbgroßherzog in Vertretung seines durchlauchtigsten Vaters zeichnete den Jubilar durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Zähringer Löwen-Ordens aus, dessen Zusendung der Minister des Innern mit einer sehr verbindlichen Zuschrift begleitete. Die philosophische Facultät Heidelberg, bei welcher der Jubilar vor fünfzig Jahren promovirte, überreichte demselben durch eine Deputation, bestehend aus dem Decan Professor Stengel und den Professoren Wachsmuth und Winkelmann, ein kunstvoll ausgestattetes erneutes Diplom. Die theologische Facultät derselben Universität ernannte ihn zum Doctor honoris causa und überreichte durch eine Deputation, bestehend aus den Professoren Gaß und Hausrath, die Urkunde. Auch die philosophische Facultät der Universität Königsberg hatte ein Gratulationsschreiben gesandt. Ebenso die Gemeinde Neuenheim, wo der Gefeierte seinen Wohnsitz hat. Von Seiten der Stadt Heidelberg wurden dem Jubilar durch eine Deputation, bestehend aus dem Oberbürgermeister Bilabel und dem Stadtrathe Fr. Wolff, Glückwünsche dargebracht.“

Das Doctor-Jubiläum beleuchtete wie die untergehende Sonne den Abend meines Daseins. Doch hat dieser Moment mein inneres Leben so wenig wie mein äußeres zum Abschluß geführt. Der Entschluß der Verlagshandlung meiner geschichtlichen Werke, von der „Allgemeinen Weltgeschichte“ sofort nach ihrer Vollendung eine neue Auflage zu veranstalten, hat mich in die Lage gesetzt, auch noch ferner in der gewohnten Weise fortleben und fortwirken zu können und so lange Kraft und Gesundheit andauern, ein festes Ziel und einen

Lebenszweck zu verfolgen. Bereits liegen zwölf Bände der neuen Auflage vor. Ich hoffe, sie werden den Beweis liefern, daß ich nicht hinter der Zeit zurückgeblieben bin. Ich habe die letzten Jahre dazu verwendet, alle bedeutenderen Schriften, welche seit Beginn meiner Arbeit erschienen sind, zu studiren und die Ergebnisse aus den neuen gesicherten Auffassungen bei der Revision zu verwerthen. Dabei habe ich jüngere Kräfte und Fachgelehrte zu Rathe gezogen und zugleich Fürsorge getroffen, daß im Falle meines Ablebens das Begonnene in demselben Geiste und nach derselben Methode zur Vollendung geführt werde. Und ich darf mit Genugthuung hervorheben, daß Gelehrte von bedeutendem Rufe und Namen, Specialforscher auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte und der Alterthumskunde ihre Mitwirkung gewährt haben. Es liegt nicht in der Absicht, die „Allgemeine Weltgeschichte" zu erweitern; aber bei dem großen Interesse, das sich in unseren Tagen der Detailforschung zugewendet hat, ist es geboten, von allen neuen Errungenschaften Kenntniß zu nehmen, alle Erscheinungen, die als neue Factoren in das politische, religiöse und sociale Leben eingetreten sind, in Erwägung zu ziehen, wodurch dann nothwendig einzelne Theile an Umfang zunehmen müssen. Insbesondere ist der erste Band, der die Geschichte des Morgenlandes im Alterthume behandelt, nicht unerheblich stärker geworden. Ist ja doch dieses Gebiet der Universalgeschichte in stetem Wandel und Werden begriffen. Welche innere Befriedigung diese fortdauernde Beschäftigung mit einem liebgewordenen Gegenstande mir gewährt, habe ich in dem Vorworte zum zweiten Bande ausgesprochen. „Ich habe es als eine günstige Fügung meines Geschickes betrachtet, daß ich im hohen Mannesalter noch einmal zu den Studien zurückkehren durfte, denen meine Jugendjahre gewidmet waren. Als ich nach einer fünfundzwanzigjährigen Unterbrechung die Revision der hellenischen Geschichte vornahm, kamen mir unwillkürlich die Goetheschen Worte in den Sinn: „Ihr naht euch wieder schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt." Ich dachte an die Zeiten zurück, da ich mit heißem Wissensverlangen mich in das Studium des klassischen Alterthums stürzte und die griechischen Schriftsteller mit eifrigem, fast andächtigem Bemühen zu begreifen bestrebt war. Es überkam mich ein Gefühl, wie wenn man an eine längst entschwundene Jugendliebe zurückdenkt."

Als ferner glückliche Fügung des Schicksals habe ich es angesehen, daß es mir vergönnt war, das fünfte Säcularfest der Universität

Heidelberg zu erleben. Es mag etwa vierzig Jahre her sein, so schrieb ich vor etwa zwei Jahren in einem Rückblick auf das alte Heidelberg, daß eine Anzahl jüngerer Männer, meistens Angehörige der Ruperto-Carola, in heiterem Gesellschaftskreise versammelt waren, Gervinus, von Vangerow, Röder, Pfeufer, Zöpfl u. A. waren darunter. Da machte im Laufe der Unterhaltung einer der Anwesenden den Vorschlag, sie wollten sich vornehmen, nicht vor der fünften Säcularfeier der Universität aus dem Leben zu scheiden. Im Gefühle der Gesundheit und der jugendlichen Manneskraft stimmten die Uebrigen dem Einfalle bei. Nun ruhen bereits Alle unter der Erde. Als ich dieses schrieb, konnte ich noch hinzufügen: Nur Einer der Gesellschaft, der jetzt zu den Senioren der Münchner Hochschule gehörte, „athmet noch im rosigen Licht" und kann die Hoffnung hegen, dem Gelübde treu zu bleiben. Diese Hoffnung sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Schon am 24. December 1884 brachte die „Allgemeine Zeitung" die unerwartete Todesanzeige, daß der Geheimrath Professor Dr. Philipp von Jolly nach kurzer Krankheit im 76. Lebensjahre gestorben sei. Vier Monate später (3. Mai 1885) sank auch sein intimer Freund, Professor Henle, welcher im Anfange der fünfziger Jahre Heidelberg mit Göttingen vertauscht hatte, in das Grab. Nur ich selbst von der damaligen Gesellschaft hatte noch die hohe Freude, in der Festwoche zu Anfang August 1886 nicht nur alle Glieder meiner Familie zum erstenmal wieder seit langen Jahren in meinem Hause versammelt zu sehen, sondern auch viele werthe Freunde aus der Ferne begrüßen zu können. Auch besaß ich noch physische und geistige Kräfte genug, meine Eindrücke und Beobachtungen niederschreiben und veröffentlichen zu können.

Im achtzehnten Jahrhunderte bestand in England ein Bund von ehemaligen Offizieren, welche alljährlich das Andenken an die bei Blenheim und Höchstädt von Marlborough und Prinz Eugen am 13. August 1704 gewonnene Schlacht zu feiern pflegten. Mit jedem Jahre verminderte sich die Zahl der Theilnehmer, bis nur noch ein Einziger übrig war. Dieser stellte sich zur gewöhnlichen Abendstunde in dem bekannten Saale ein, trank ein Glas Portwein und warf dann die letzten Kohlen in das lodernde Kaminfeuer. Darauf kehrte er heim und ist nie wieder gekommen. So ist auch in der Heidelberger Welt von den ehemaligen Kampfgenossen einer nach dem andern vom Schlachtfelde des Lebens geschieden.

Glücklich, wer sich auf seinem Sterbelager sagen konnte, daß er mit redlichem Fleiße mitgewirkt habe an der Aufgabe des Lebens, die göttlichen und idealen Güter der Menschheit zu erringen. In meiner ganzen Auffassung des geschichtlichen Lebens wird man nirgends die morose pessimistische Stimmung bemerken, die man dem Alter so häufig zum Vorwurfe macht. Ich habe auch in öden und stürmischen Zeitläuften einen farbenreichen Grundton zu entdecken und festzuhalten gesucht; und so möge denn auch dieser biographische Abriß nicht mit einem elegischen Klagtone schließen, zum Beweis, daß Hoffnung und Vertrauen für die Zukunft noch immer in meiner Brust lebt und daß ich in dem Glauben an das Walten einer Vorsehung in der Menschenwelt nicht wankend geworden bin. Die Schlußworte meiner Weltgeschichte geben Zeugniß, daß ich die hohen Güter und Errungenschaften der Gegenwart nie verkannt habe, wie viele dunkle Punkte auch am Horizonte des politischen und gesellschaftlichen Lebens sich zeigen mögen, und daß ich insonderheit die Macht der Religion und des Evangeliums stets zu würdigen gewußt. Noch immer lehrt das Christenthum Tugend, Sittlichkeit und Nächstenliebe, heißt es an der bezeichneten Stelle, veredelt das Wirken und Schaffen des Tages durch ideale Ziele und reine Pflichtenlehre, versöhnt und tröstet den Leidenden durch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit und durch die Hoffnung auf ein besseres Leben über dem Grabe. Ich halte fest an der Verheißung des Evangeliums: Der Heiland der Welt wird das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Docht nicht auslöschen, bis daß er ausführe das Gericht zum Siege.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.